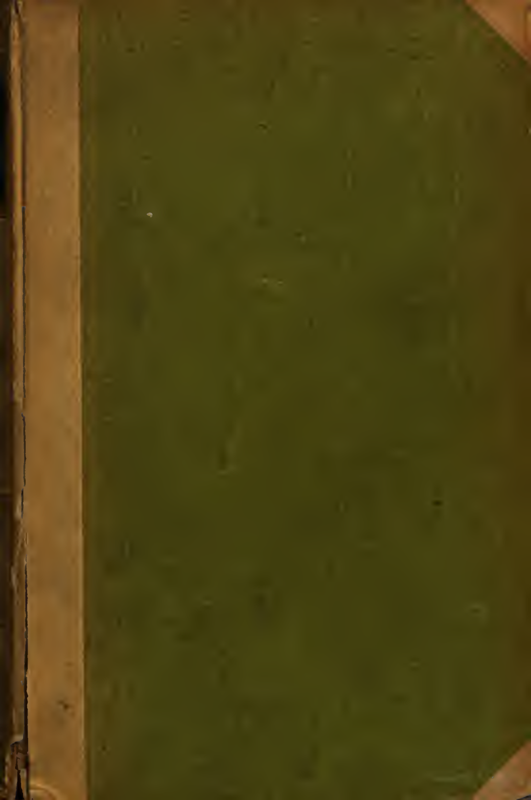






Aus großherzoglicher Hofschatulle in Weimar
[illegible] Dec. [illegible] 1905

Helene Böhlau
Gesammelte Werke

Band 1



1915

Verlag Ullstein & Co, Berlin/Wien
und Egon Fleischel & Co, Berlin



Inhalt

Ratsmädelgeschichten

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten

Ratsmädelgeschichten

Meiner Mutter
gewidmet

Ein dummer Streich trägt zwei schönen Kindern einen guten Freund fürs ganze Leben ein

Mitten im großen deutschen Reiche liegt ein weit und breit berühmtes Städtchen, Weimar im Thüringerlande. Da regierte, als meine Großmutter noch ein Kind war, ein sehr kluger und guter Fürst, der durch seine Güte und Weisheit große Dichter, die zu jener Zeit lebten, dazu vermocht hatte, bei ihm in seinem Städtchen zu wohnen. Und da er ein so überaus kluger Herr war, den jedermann liebte und verehrte, so kamen Dichter und Gelehrte gerne von allen Seiten, lebten in der Stadt des Fürsten und schrieben dort so herrliche Dinge, daß alle Welt darüber in Staunen geriet. Und noch jetzt ist das, was diese Männer damals gedacht und gedichtet haben, das Schönste, was wir kennen, und wird noch lange, lange Zeit das Schönste bleiben.

Von diesen Männern ist alles oftmals erzählt und genau beschrieben worden, und die Menschen werden in Jahrhunderten noch von ihnen reden. Aber neben ihnen wohnten in jenen Tagen gar viele Leute in der Stadt, von denen niemand mehr spricht. Die hatten auch ihre Freuden und Leiden, auch ihre guten Stunden, fühlten und empfanden tief, waren froh und litten, hatten auch Herzen wie jene. Sie sind gestorben und vergessen.

Über viele gute Leute waren damals schwere Zeiten hereingebrochen, Krieg und Not. Einige wenige lebten noch, die von jenen Zeiten zu erzählen wußten, und von solchen habe ich es einst erfahren, daß damals in der engen, winkeligen Win-

dischengasse in Weimar, die von jung und alt nur Wünschengasse genannt wurde, in einem hohen, schmalen Hause ein Herr Rat wohnte mit Frau und Kindern. Es waren zwei Buben, die in der Schule schon in den oberen Klassen saßen, und zwei jüngere Mädchen, welche Röse und Marie hießen und von den Nachbarsleuten, von den Gassenbuben und von jedermann die Ratsmädel genannt wurden. Und in der Wünschengasse und darüber hinaus war wohl keiner, der die Ratsmädchen nicht kannte, und nicht recht wohl wußte, daß sie ein paar wilde Kreaturen waren, die ihrer Mutter Not machten. Spielten Röse und Marie mit den Schulbuben auf der Gasse, da tat sich wohl ein Fensterchen in dem Hause auf, vor dem sie gerade ihr Wesen trieben, und eine Frau in großer Haube oder ein guter, alter Nachbar, der bedächtig das Wochenblatt las, rief hinaus: „Röse, binde deine Zöpfe zusammen! Marie, patsche nicht in den Pfützen! Wollt ihr wohl, Röse und Marie, oder es setzt etwas, wenn's der Vater hört!" An dergleichen Zurufe von seiten der Nachbarsleute schienen die Ratsmädchen gewöhnt. Es machte ihnen wenig aus. Im Gegenteil wurden sie desto lustiger, taten, was sie wollten, machten ihre Sache in der Schule schlecht und waren in jeder freien Stunde auf der Gasse oder irgendwo vor der Stadt zu finden oder auch nicht zu finden. Sie hatten beide absonderlich dicke Zöpfe, die hingen ihnen schwer am Rücken herunter, und wenn sie miteinander in ihren Singhamkleidern über die Straße schlenderten, und ein Gassenbube wollte mit ihnen Neckereien treiben, oder sie waren mit ihren guten Freunden in Streit geraten, da langten sie ihre Zöpfe vor und fuchtelten damit um sich her, daß so ein Vorwitziger, der mit ihnen angebunden, allen Respekt davor bekam. Denn ein fester, straff geflochtener Zopf hat schon seine Wucht, wenn er einem Bengel über Nase und Wangen fährt.

Die Zöpfe haben den beiden manchen Spaß eingebracht.

Röse und Marie konnten sich in ihr bräunlich blondes Haar, wenn sie es aufflochten, wie in einen Mantel wickeln. Und eine vornehme Dame, die Prinzeß Karoline, die den Herrn Rat und auch die Kinder kannte, ließ die beiden munteren Mädchen manchmal zu sich auf das Schloß kommen und hatte sie eines schönen Tages, um sich mit ihnen zu vergnügen, auf zwei Schemelchen setzen lassen, ihnen das Haar aufgeflochten und um sie herumgekämmt, daß es ihnen auch die Gesichter überdeckte, auch die Kleider und Füße und noch ein gut Stück auf der Erde hin lag. Darauf hatte sie allerlei vornehme Leute hereingerufen und sie raten lassen, was für wunderbare, glänzende Geschöpfe da vor ihnen kauerten. Der Anblick mochte ganz eigentümlich gewesen sein, so daß niemand recht wußte, was er davon halten sollte, bis die Ratsmädel verlegen aufstanden und sich das Haar aus den heißen Gesichtern strichen.

Die Ratsmädel, das wissen wir nun schon, waren ein paar lose Vögel. Sie hatten aber auch in der wunderbaren Zeit Dinge erlebt, von denen heutzutage kein noch so wilder Junge sich eine Vorstellung machen kann; von einem Mädchen gar nicht zu reden. — Eine gute Weile lang sah man täglich fremdes Kriegsvolk durch die Straßen ziehen und hörte Kanonen und schwerrollende Pulverwagen über das Pflaster fahren. Mit Herzklopfen lauschten die Leute im Städtchen auf den dumpfen Kanonendonner, der bis nach Weimar dröhnte, als bei Jena die furchtbare Schlacht geschlagen wurde, in der Napoleon den Sieg errang.

Und später, da gab es in der Wünschengasse oftmals russische Soldaten, Kosaken, die hatten dort ihr Lager aufgeschlagen. Die kauerten des Nachts auf Stroh und schnarchten, und ihre Pferde standen neben ihnen und ließen die Köpfe hangen. Damals haben die Ratsmädchen auch Plünderung mit erlebt. Als die Franzosen in Weimar wirtschafteten, haben sie gesehen, wie mir nichts, dir nichts, die Franzosen nahmen,

was sie fassen konnten; — wie sie aus des Vaters Hause kamen und die schönen Schinken aus der Vorratskammer forttrugen, und diese Schinken hatten sie gar an rosa und blaue Schärpenbänder gehängt und so über die Schulter geworfen. Die Schärpenbänder aber waren die, welche die Mutter den Mädchen sonst Sonntags um die Kleider geknüpft hatte! Als Röse und Marie das vom Fenster aus gesehen, da kamen sie weinend zu ihrer armen Mutter gelaufen, die bleich im Lehnstuhl am Ofen saß, während der Vater sich draußen mit den Franzosen abplagen mußte.

An demselben Tage, an dem dies geschehen war, hockten die beiden wieder auf dem Fensterbrett. Sie waren allein im Zimmer. Da sahen sie, wie ein paar Franzosen in dem Konditorladen, der Rats gegenüberlag, sich zu schaffen machten. Dieser Konditorladen war den Mädchen von jeher als das Verlockendste erschienen, was es auf der Welt gab. Er gehörte einer alten Frau Ortelli, und die Mädchen schauten mit Spannung durch die Scheiben, was die lärmenden, schwadronierenden Franzosen wohl vorhätten. Da sahen sie, und der Atem stockte ihnen, wie die Soldaten aus einem Kasten die schönsten Figürchen, bunte Männerchen und allerhand farbiges Viehzeug, „hast du nicht gesehen", mit vollen Fäusten zur Türe hinauswarfen, dabei lachten und schrieen.

Daß so etwas überhaupt möglich sei, hatten die Mädchen sich nicht träumen lassen. Ohne etwas darüber zu reden, sprangen sie beide wieder von ihrem Fensterbrett; Röse nahm ein blaugetupftes Tragkörbchen, das ihrer beider Eigentum war und hinter dem Ofen stand, und sie liefen stumm und eilig einmütig miteinander die Treppe hinab und sammelten unten die Zuckerfigürchen. Da war schon von den Herrlichkeiten manches von vorüberziehenden Soldaten und Pferden zerstampft und zertreten worden, aber wie Röse und Marie über dem Sammeln waren, half ihnen ein freundlicher Franzose, ein Soldat, dabei.

Sie hatten solche und andere ganz unglaubliche Dinge erlebt. Ein alter Kosak, der bei ihnen im Quartier lag, und dem diese Mädchen gut gefielen, wollte ihnen einmal einen Spaß machen und hatte sie in seinem zweirädrigen Wagen, den er „Kibitka" nannte, mit über Land genommen; und das war eine Fahrt gewesen, die sie ihr Lebtag nicht vergessen konnten. Das ging wie der Wind, wie der Blitz!

Der alte Kosak in seinem Pelzrocke hieb auf die Pferde ein, daß sie nur so rasten, und daß die Funken sprühten; — so fahren die Kosaken! — und der zweirädrige Wagen stieß und flog, und die Mädchen klammerten sich an dem schmalen Holzsitze fest, und der Atem verging ihnen, so schnitt ihnen der Wind bei der Schnelligkeit, mit der sie fuhren, an den Gesichtern hin. Der alte Kosak lachte und sagte immer: „Nix, nix!" und fuhr weiter und weiter, und die Bäume und Felder schwirrten nur so an ihnen vorüber, so schnell ging es, wie noch kein Mensch in Deutschland je gefahren war. Und als der Kosak sie endlich vor ihrem Hause abgesetzt hatte, da zitterten sie noch.

Dann einmal hatten ihre Brüder von einem anderen Kosaken ein Pferd um achtzehn Pfennige gekauft, das hatte der durstige Kerl los werden wollen, da er es wegen Futtermangels doch nicht behalten konnte. Wie die Brüder aber das Pferd mit heimbrachten, da gab es Zank bei Rats, und die armen Buben mußten ihren Gaul mit schwerem Herzen wieder fortschaffen. Aber so darunter und darüber ging es dazumal her, daß die Schuljungen für ein paar Pfennige zu einem Pferde kommen konnten, für so viel, wie sie jetzt wohl für ein Dutzend Schußkugeln anwenden.

Mit dem Essen und Trinken hingegen war es schlimmer bestellt, das nahm ihnen die Einquartierung vor der Nase weg. — Es gab, wenn die Soldaten im Hause lagen und mit am Tische aßen, eine braune Mehlbrühe, in die waren Fleischstücke und Brotstücke hineingeschnitten, die sich einander an

Größe gleichkamen, aber es wurde damit wie folgt gehalten: die Fleischstücke für die Soldaten, die Brotstücke für Eltern und Kinder. — Das waren böse Zeiten! Die Mutter hatte den Kopf voller Sorgen und hatte Not und immer Not, das Essen zu schaffen, und wußte nicht, wo sie die Kleider hernehmen sollte; denn mit dem Gelde ging es knapp zu. Sie konnte auch nicht immer nach den Kindern sehen, wie sie es sonst wohl getan hätte, und konnte nicht nachkommen, ob es mit ihnen in der Schule gut stände.

So war es geschehen, daß die Mädchen ein bißchen wild aufwuchsen. Auch als die Zeiten wieder ruhiger wurden, blieben sie noch immer ein paar rechte Rangen, schwänzten die Stunden, so oft es sich tun ließ; wurden von dem Lehrer ihrer Faulheit wegen tüchtig abgestraft, machten sich aber wenig daraus; spielten in einem Wäldchen, das das Schänzchen heißt und nahe bei der Stadt liegt, die lustigsten Spiele mit allerlei Kindervolk; schrieen und lärmten und hatten nichts im Kopf, als wie sie ihre Tage recht munter hinbringen könnten. In dem Wäldchen war es eine Lust, wie sie lebten. Da gab es Gruben und Höhlen, dichtes Buschwerk und tausend Verstecke; dort hatten sie sich eingenistet und spielten Räuber nach Herzenslust, hatten dort ihre Schlösser und Burgen. Da gab es Krieg und Verteidigung, es wurde gefangen genommen und befreit, und Röse und Marie waren immer dabei. Eine Schande aber blieb es, wie wenig sie lernten, und daß sie sich nicht die geringste Sorge um ihre Faulheit machten.

Da wohnte in der Wünschengasse eine Jüdin, welche die Kinder unter dem Namen die dicke Nanni kannten. Sie hieß Nanni Veit und war eine ältliche Person, die sich um alles kümmerte, was die Nachbarn taten. Sie war im ganzen gutmütig, nur etwas neugierig und schwatzhaft und stand in dem Rufe, reich und geizig zu sein. Die war auf die Ratsmädchen nicht gut zu sprechen; denn sie kannte auch Mariens

und Röſens Lehrer. Und als ſie wieder einmal eines ſchönen Tages ganz beſonders ihren Ärger über die Mädchen gehabt hatte, da war ſie zu der Frau Rat hinübergegangen. Die Frau Rat hatte die Jungfer in die gute Stube geführt, und Röſe und Marie, denen es aus guten Gründen gar nicht recht wohl ums Herz war, daß die dicke Nanni bei der Mutter ſaß, lauſchten an der Tür und ſtießen ſich gegenſeitig vom Schlüſſelloch weg. Was ſie aber erlauſchten, das waren ſchlimme Dinge.

Die dicke Nanni ſagte, nachdem ſie ihre Meinung über das Wetter ausgeſprochen und bemerkt hatte, daß den Fruchtknoſpen nach heuer wenig Obſt zu erwarten ſei, „ja, Frau Rat, das iſt nun ſo, und wenn Ihr es nicht übelnehmen wollt, da möchte ich Euch mit meines Herzens Meinung kommen. Da Ihr es nicht zu wiſſen ſcheint, daß Röſe und Marie die Schule ſchwänzen, ſo wäre es gut, dächte ich, wenn Ihr es wüßtet, und deshalb habe ich mich heraufgemacht. — Ihr ſtellt Euch das nicht ſo vor, aber der Lehrer weiß ſich nicht mehr zu helfen; da iſt kein Auskommen. Ich ſage Euch, Frau Rat" — ſo ging es fort. Die Jungfer redete der guten Nachbarin zu, ein ſtrengeres Regiment zu führen. „Die Mädchen würden nun zu groß."

Bald mußten Röſe und Marie vom Schlüſſelloch weghuſchen, denn der Vater kam die Treppe herauf und ſchritt ernſt und gemeſſen, wie es ſeine Art war, an den beiden vorüber, die ſich ganz harmlos an das Fenſter geſtellt hatten, und ging auch in das Zimmer hinein. Nun wagten ſie nicht wieder, zum Lauſchen an die Tür zu ſchleichen.

Sie gingen in ihr Kämmerchen, das eine Treppe höher lag, ſetzten ſich miteinander auf Röſens Bett und kamen überein, daß es die dicke Nanni unten durchaus nichts anginge, wie ſie es mit der Schule hielten, und daß es von ihr heimtückiſch wäre, ſie in eine ſo dumme Verlegenheit zu bringen. „So eine alte Klatſche!" ſagte Röſe. Da hörten

sie unten die Tür gehen, faßten sich ein Herz und schlichen sachte oben die Treppe herab, so weit nur, um zu hören, was es gäbe, ohne daß man sie bemerken könnte. Und sie hörten, wie die Mutter mit ihrer eigentümlich weichen Stimme sagte, und jetzt klang die Stimme leise zitternd: „Ich danke Euch noch einmal, Jungfer Veit. Ihr meint es gut, und ich nehme es auch gut auf. Es sind böse Zeiten gewesen, und man hat noch schwer daran zu tragen. Ihr habt mir einen guten Rat mit der Concordia Loisette gegeben, ich werde es mir überlegen."

„Was denn?" sagte Röse zu Marien. „Was wollen sie denn mit der Jungfer Loisette?" „Gar nichts!" flüsterte Marie und atmete tief auf. Noch nie war die Stimme der Mutter Rösen und Marien so zu Herzen gedrungen wie eben jetzt. Sie hatte geweint!

„Daran ist die alte Nanni schuld!" dachte Marie und bog sich etwas über das Geländer. Da hörte sie, wie die Nanni sagte, etwas schnarrend, wie es ihre Art war: „Da habe ich heute eine Eile, kaum daß ich mir den Weg zu Euch, Frau Rat, absparen konnte; muß ich jetzt noch mit meiner Dorothee das Korn in die Mühle tragen, was denkt Ihr, und habe vorher noch die Wäsche zum Einsprengen zu bringen!"

„Geizdrache!" rief Marie leise hinunter.

Und die Mutter sagte zu Nanni: „Ja, Jungfer Veiten, das solltet Ihr nicht tun, wozu haben denn die Müller die Ställe voll Esel? Ihr solltet doch das Korn nicht selber tragen."

„I, ja, Frau Rat, wo es einen Groschen zu sparen gibt, da sollte man es wohl tun." Das sagte sie so etwas anzüglich, wie es ihre Art war. Und Röse und Marie hatten einen rechten Ärger auf sie; sie setzten sich nebeneinander auf der Treppenstufe zurecht und trauten sich nicht, hinunterzugehen.

In Weimar gab es zu jener Zeit gar viele Mühlen. Da war die Burgmühle, die Federwischmühle, die Lottenmühle,

die Gassenmühle und noch manche andere. Damals kauften sich die Leute nicht fertiges Mehl, sondern ungemahlenes Korn, das die Bauern Markttags in die Stadt einfuhren, und jede Familie ließ sich des Jahres ein paarmal ihr Korn in einer jener Mühlen mahlen und bestellte sich den Müllerknappen, daß er das Korn abhole. Der kam dann und lud den Kornsack auf seinen Esel. Das war natürlich für die Kinder jedesmal ein Fest.

„So ein Geizdrache!" sagte Röse wieder. „Schleppt das Korn selbst! Man sollte ihr doch einmal einen Streich spielen und ihr alle Esel über den Hals schicken."

„Du bist klug," meinte Marie, „das möchte ich sehen, wie das anginge?"

„Wir bestellen sie," sagte Röse; „das soll keine Menschenseele verraten, daß wir sie bestellt haben."

Da rückten die beiden Mädchen eng aneinander und flüsterten und zischelten und kniffen sich vor Freude in die Finger. Eine wurde übermütiger als die andere, und es dauerte nicht lange, da schlichen sie die Treppe hinab bis hinunter in den Hausflur und in dem Hausflur stießen sie sich vor lauter Unternehmungslust ein paarmal gegen die Türpfosten; das war so ihre Art, sich miteinander zu vergnügen. Darauf liefen sie in bester Laune die Gasse hinunter auf den Markt und hatten alle Not und Sorge vergessen. Dort trafen sie einen Jungen, der ihr guter Freund war, den nahmen sie mit und vertrauten ihm alles. Dann schickten sie ihn in die Federwischmühle und warteten draußen vor der Tür und ließen ihn dem Müller sagen: „Die Jungfer Veit in der Wünschengasse will um sechs Uhr mahlen lassen, einsäckiges Korn, und der Esel möchte kommen." Dann gingen sie in die Lottenmühle, in die Burgmühle, und überall mußte der Junge dieselbe Ausrichtung machen. Als sie aber vor der Gassenmühle standen, da sagte der Junge, er wolle lieber nicht hineingehen, denn es hätte mit Budang neulich etwas gesetzt,

und da hätte er was abgekriegt. — Budang war der Sohn des Müllers, und der Müller hieß Loisette; dessen Vater war französischer Mundkoch am Hofe gewesen. Der Sohn hieß Heinrich und wurde von Jungen und Mädchen Budang genannt; weshalb, das war nicht recht bekannt. Wahrscheinlich hatten sie ihm einen französischen Namen geben wollen und kannten nur ein einziges Wort, das ihnen französisch vorkam, das war Pudding, das Gute, Süße, die Seltenheit, die mancher nur dem Namen nach kannte. So mochte wohl aus Pudding „Budang" unter ihnen entstanden sein, denn sie sprachen alle sehr schlecht miteinander, geradeso, wie es auf den weimarischen Gassen noch heute Mode ist.

Die Gassenmühle war ein wunderliches Haus, hatte den Giebel nach der Straße zu, die sehr abschüssig ist und der Bornberg heißt. In einen ganz kleinen, dunklen Hof führte ein schmales Pförtchen. Durch den Hof aber floß ein klarer Bach, der ein großes, düsteres Mühlrad trieb.

Die Gassenmühle hatte ein geheimnisvolles Aussehen, und man glaubte, daß es darin spuke.

In der Mühle wohnte der Müller Loisette mit seiner Schwester Concordia und dem Sohne Heinrich, der auf der Gasse Budang genannt wurde. Der war ein hübscher Junge und etwas älter als die Ratsmädel, sehr zierlich, mit krausem Haar und dunklen Augen. Er hatte sich den Schulbuben und Mädchen gegenüber in Respekt gesetzt; wodurch, wußten sie auch nicht recht, aber sie hatten Respekt vor ihm. Er war ein vorzüglicher Schüler, ließ sich nichts zu Schulden kommen und wußte, wenn es darauf ankam, eine tüchtige Faust zu führen, so daß manche von ihm schon etwas verspürt hatten.

Er gehörte aber nicht zu dem Volke, das in dem Wäldchen sein Wesen trieb.

Jetzt standen also Röse, Marie und der Junge vor der Mühle, und keines wagte sich hinein. Da kam der Mühl-

knappe aus dem feuchten, kühlen Hofe und stellte sich breitspurig vor die Pforte, um eine Pfeife zu rauchen. Röse trieb den Jungen an, seine Ausrichtung zu machen, so daß er wohl oder übel gehen mußte, um seinen Spruch dem Knappen zu sagen.

„Die Jungfer Veit in der Wünschengasse will mahlen lassen, einsäckiges Korn, und Ihr möchtet ihr einen Esel schicken, um sechs."

„Jawohl," sagte der Knappe, „heute um sechs."

Da schaute aber Budang zum Fenster heraus und guckte ein bißchen in die Luft und sah, ganz ohne etwas zu denken, die Ratsmädel stehen, erkannte den Jungen, dem er etwas aufgeblitzt hatte, und nickte ihm zu, als wollte er sagen: „Wir kennen uns schon."

„Das war dumm, daß Budang guckte", sagte Marie. Und sie gingen nun langsam in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, wieder zurück. Als sie die Treppe hinaufstiegen, rief die Mutter gerade nach ihnen, und sie antworteten etwas kleinlaut. „Kommt gleich herauf und geht in die Stube", sagte die Mutter. Sie hatte eine Schüssel in der Hand und mochte wohl in der Küche noch zu tun haben. „Geht nur, ich komme gleich", sagte sie, als die Mädchen noch standen und unentschlossen auf die Schüssel blickten. Im Zimmer war niemand, und Röse und Marie drückten sich, etwas unbehaglich gestimmt, am Fenster herum. Röse spielte mit dem Fingerhut der Mutter, ließ ihn auf dem Fensterbrett hin und her rollen, bis er hinunterfiel, und Marie schnippte mit der Schere einen festen, schönen Zwirnfaden in kleine Endchen. Es wurde ihnen mit der Zeit beklommen zumute. Da kam endlich die Mutter herein und sagte: „Ich bin recht bekümmert euretwegen. Ihr seid doch schon große Mädchen und solltet verstehen, daß es eurer Mutter manchmal sauer wird, mit allem fertig zu werden; aber da müssen mir fremde Leute

sagen, was für faule, ungeratene Kinder ich habe. Ihr macht mir das Herz recht schwer."

Röse und Marie, als wären sie bis dahin blind gewesen, sahen mit einem Male, wie ihre Mutter so blaß war, und wie sich schon ein paar graue Fädchen durch ihr dichtes Haar zogen, und das bewegte sie. Sie sahen auch, daß ihre Augen rot geweint waren. Keine wagte, etwas zu erwidern, aber beiden klopfte das Herz, und sie wünschten in diesem Augenblicke nichts weiter, als die Mutter möge nicht so traurig aussehen. Lieber hätten sie vom Vater einen gehörigen Sermon bekommen, der würde ihnen das Herz nicht so beschwert haben wie die wenigen ruhigen Worte der Mutter, die dieser so ganz aus der Seele kamen.

„Morgen", sagte die Frau Rat, „werdet ihr zu der Jungfer Concordia Loisette gehen, die wird euch Nähstunden geben und zweimal in der Woche einen französischen Unterricht. Ich ermahne euch zu nichts. Macht, was ihr wollt! denn wenn euch euer Herz nicht sagt, was ihr von heute ab zu tun habt, ist jede Rede unnütz." Damit ging die Mutter wieder an ihre Geschäfte.

„So! Das meinte sie vorhin auf dem Flur, wir sollen zu den Loisettens", sagte Röse und sah Marie bedenklich an. „Das hat uns die Veiten gut eingebrockt." Da schlug die Wanduhr in der Stube halb sechs, und beide sahen vor sich hin und schwiegen.

„Marie," sagte Röse kleinlaut, „in einer halben Stunde sind die Esel da." Wie sie Marien anblickte, sah sie, daß diese eine erbärmliche Miene zog, und daß ihr eine Träne schon bis herunter an das runde Kinn gelaufen war. „Hast du Angst?" fragte Röse mit etwas unsicherer Stimme.

„Ja!" sagte Marie schwer bedrückt, denn es war ein böses Zusammentreffen, der Mutter bedeutungsvolle Mahnung, die Aussicht, schon am nächsten Tag in der Gassenmühle

zu Jungfer Loisette gehen zu müssen, und der Unfug, den sie gegen die Jüdin eingeleitet hatten. Wie bald konnten sie nun erwarten, daß die Müller von allen Seiten der Stadt sich in der Gasse vor dem Hause der Jungfer versammeln würden, und daß es da Hallo gäbe, das war vorauszusehen.

Röse, die eine ruhigere Gemütsart als ihre Schwester hatte und sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ, sagte: „Ach was! herauskommen wird es schon nicht, und was wird denn Großes dabei sein, einmal einen solchen Drachen zu ärgern. Wir gehen jetzt gleich hinauf zu Cornicelinsens," das waren Beutlersleute, die der Jüdin gerade gegenüberwohnten, „und wenn es losgeht," fuhr die leichtsinnige Röse fort, „dann laufen wir hinunter in die Torfahrt und gucken durch die Spalte." Sie machten sich also schnell auf die Beine, um noch hinüber zu den Nachbarn zu kommen. Diese freuten sich, als die Ratsmädchen bei ihnen eintraten, denn sie standen auf sehr gutem Fuße miteinander, und der Beutlermeister sagte zu seiner Frau: „Geh und hole doch von den Backpflaumen!"

Die Ratsmädchen waren schon oft so regaliert worden; aber heute konnten sie sich auch nicht zu einer einzigen entschließen; denn vor lauter Aufregung und Angst wurde ihnen das Schlucken schwer, und sie betrachteten die guten Pflaumen, als wären es Kieselsteine. Sie wagten nicht, an das Fenster zu treten, und stellten sich beide neben den Meister Cornicelius, der an einer Bauern-Lederhose arbeitete, mit seiner kurzen, festen Nadel und dem blankgewichsten Faden ausholte und in das Leder einstach, stetig und unaufhaltsam, als wäre er durch ein Uhrwerk aufgezogen und könnte erst aufhören, wenn dies abgelaufen sei.

„Ja, ja, ja!" sagte der Beutler und schaute während seiner Arbeit mit einem freundlichen Blick zu den Mädchen auf, die neben ihm standen und zusahen. „Für wen wird denn die Lederhose?" fragte Röse, die es für nötig fand, etwas zu reden.

„Die ist auf Vorrat, Röschen", erwiderte der Beutler, ohne innezuhalten.

„Ja, was ist denn das?" rief mit einem Male die Beutlersfrau und trat ans Fenster. „Kinder, kommt schnell einmal her!" Den Ratsmädchen aber wurde es angst und bange; da hatten sie die Bescherung. Unten vor der Tür der dicken Nanni waren die Müller mitsamt den Eseln angelangt; die Jungfer war eben auch schon aus dem Hause getreten, und der Lärm ging los. Die Nachbarsleute rissen die Fenster auf, wer auf der Straße war, kam zugelaufen; es sammelte sich von allen Seiten, und Müller und Esel waren bald eingeschlossen von neugierigen Gaffern, mitten unter ihnen die dicke Nanni. Sie hatte ein weißes Linnen über dem Arme hängen, und die große Haube saß ihr schief auf dem Ohre.

Die war in Rage; der Tausend, das ging wie Semmelbacken! Da hatte, wer nur den Mund auftat, ohne daß er ausgesprochen, seine Antwort und zwar eine doppelt gesalzene und gepfefferte. Die Meisterin öffnete jetzt das Fenster und drängte die Mädchen, damit sie ja alles sehen sollten, ganz vorne hin. Der Meister machte sich auch in die Höhe und stellte sich mit eingestemmten Armen hinter die Frau. So waren die Ratsmädchen gefangen und mußten, sie mochten wollen oder nicht, mit ansehen, was sie angerichtet hatten. Sie hätten es sich noch vor zwei Stunden nicht besser wünschen können. Jetzt aber hätten sie sich am liebsten verkriechen mögen. Die Herzen waren ihnen ganz gehörig schwer; denn so einen Straßenlärm veranlaßt zu haben, das ist keine Kleinigkeit. Aber soviel hörten sie aus all dem Zank unten heraus, daß die Jüdin sich von den Müllern selbst zum besten gehalten glaubte; sie hatte kein gutes Gewissen gegen die Müller. Diese mochten noch so sehr auf ihrem Rechte bestehen, sie hörte nicht darauf, sondern, nachdem sie ihrem Herzen Luft gemacht, stemmte sie den linken Arm in die Seite, schaffte sich, wie es ihre Art war, tüchtig Platz, verschwand in ihrem Hause

und warf die Tür hinter sich zu. Nun räsonnierten die Müller noch eine Weile untereinander, und erst nach und nach wurde der Menschenknäuel unter dem Fenster lichter; die Müller mit den Eseln zogen ab, und alles verlief sich.

„Da geht auch Budang!“ sagte Marie schüchtern zu Röse.

„Ja!“ sagte Röse.

Als die Mädchen miteinander die Treppe hinuntergingen, um nach Hause zu laufen, da stand, als sie aus der Tür traten, Budang da, trat auf sie zu und sagte: „Das seid ihr gewesen! Ich habe euch wohl gesehen! Jetzt hier am Fenster und vorhin. Schämen solltet ihr euch!“ Jetzt trat er ihnen noch einen Schritt näher. „Wenn ihr Jungens wär't,“ sagte er mit zorniger, leiser Stimme, „da setzte es jetzt etwas; darauf könnt ihr euch verlassen!“

Damit ließ Budang sie stehen. Er sah nur noch, daß Marien die Tränen in den Augen standen, und es auch Röse schon um den Mund zuckte, aber was ging ihn das an.

Die Mädchen waren sehr betroffen, es hätte ihnen gar nichts Schlimmeres passieren können, denn Budang stand hoch in ihrer Meinung, und sie hatten nur immer ihren Ärger gehabt, daß er es nicht mit ihnen hielt. Sie waren ganz zerknirscht von Budangs offenbarer Verachtung, wie er sie gegen sie gezeigt hatte.

In einem trostlosen, reuevollen Zustande kamen sie zu Hause an; der wurde ihnen ganz unerträglich, so daß sie am liebsten laut geweint hätten, als bei Tische die Brüder von der Eselgeschichte erzählten und ihren Spaß daran hatten. Die Brüder bekamen aber von dem Vater einen starken Verweis. Er wolle nicht, daß seine Söhne sich an solchen Rüpeleien vergnügten, sagte er, und so etwas von Scham und Ärger, wie die Mädchen jetzt fühlten, war noch nie in ihnen aufgestiegen. So früh es nur anging, schlichen sie sich hinauf in ihre Kammer. Den andern Tag sollten sie zur Jungfer Loisette in die Mühle gehen und würden Budang begegnen; das stand ihnen mit

Entsetzen den ganzen Abend vor der Seele. Sie konnten darüber nicht zum Einschlafen kommen, und Marie kroch vor lauter Angst zu Röse ins Bette, legte den Arm um die Schwester, und so schliefen die beiden Schelme, als sie trotz aller Sorge und Not gar zu müde wurden, ein und schliefen bis in den hellen Morgen.

Das war eine schwere Stunde, als sie am anderen Tage nach der Vesperzeit, von der Mutter jede mit einer Näharbeit ausgerüstet, zu der Jungfer Loisette geschickt wurden. Als sie vor der Gassenmühle standen und sich nicht hineinwagten, hofften sie von Minute zu Minute, daß etwas geschehen würde, um sie zu retten. Röse hatte vor lauter Angst und Scham grausame Ideen, daß es ihr z. B. recht gewesen, wenn die Mühle mitsamt der Jungfer und Budang so vor ihnen in die Erde hineingerutscht wäre. — Aber was half's; sie mußten sich entschließen. Zaghaft gingen sie durch das kleine Höfchen. Über das mächtige Rad rauschte der kalte, klare Mühlbach, und sie hörten das Mahlwerk klopfen und hämmern. Als sie in die Mühle traten, fühlten sie, wie die Dielen leise zitterten, denn alle Räder waren in Arbeit, und aus dem Mehlraum drang es wie feiner Staub, und das ganze Haus roch kräftig nach frischem, trockenem Mehl. Alles war rein und sauber, die Treppen schneeweiß, und die Mehl- und Kornsäcke lagen rings an den Wänden in Reih und Glied aufgerichtet. Mit klopfendem Herzen stiegen sie die blanke Treppe zum ersten Stock hinauf, wo die Müllersleute wohnten. Röse faßte Mut und klopfte. „Herein!" rief es. Röse öffnete, und sie traten beide in eine große, niedere Stube. Da kam ihnen die Mamsell Concordia Loisette entgegen; sie war ein feines Persönchen, sehr klein und schmächtig. Röse war fast schon größer als sie. Die Mamsell Concordia hatte ein frisches Gesicht und lebhafte graue Augen.

„Nun, da kommt ihr," sagte sie, „da wollen wir einmal sehen, wie es um eure Näherei steht!" Die Ratsmädchen aber

achteten kaum auf das, was die Mamsell sagte, denn in der großen Stube am Ofen saß Budang an einem Tischchen und drehte ihnen den Rücken zu. Er nahm keinerlei Notiz von ihrem Eintreten.

Die Jungfer Concordia sah sich die beiden Ratsmädchen, die demütig und geduckt nebeneinander standen, lächelnd an und sagte, indem sie sich an Röse wendete: „Nun, wie ist es denn gekommen, daß sie euch so Hals über Kopf hierher geschickt haben? Ihr habt es wohl ein bißchen arg getrieben?"

Da wurden die beiden rot bis hinter die Ohren und erwiderten nichts. Concordia hatte sie in einem scherzenden, lustigen Tone gefragt, der ihnen gut gefiel, und sie bekamen gleich eine gute Meinung von der Jungfer.

Concordia deckte den Tisch und setzte hübsche, bunte Tassen darauf, die große Kaffeekanne und ein Stück selbstgebackenen Kuchen.

„Das ist zum Schulanfang", sagte sie.

Daß es so zugehen könne, hatten die beiden armen Sünderlein sich nicht vorgestellt. Dann nahm Concordia noch ein Glas mit drei frischen Rosen, das im Fenster stand, und setzte es neben den Kuchen auf das weiße Tuch.

Den Mädchen wurde es ganz feierlich zumute.

Alle nahmen ihre Stühle, auch Budang, und setzten sich um den Tisch. Als die Jungfer eben eingießen wollte, da fiel eine von den drei Rosen aus. Sie hatte daran gestoßen, und die schönen rosa Blättchen lagen auf dem weißen Linnen. Die Jungfer nahm ein paar davon und streute sie in Röses und Mariens Tassen, tat ein Stückchen Zucker dazu, goß Milch darauf und sagte: „Das ist etwas sehr Gutes, dergleichen bekommt man nicht alle Tage. Nehmt ihr auch ein Tröpfchen Kaffee dazu?" Da nickten die beiden, und es gefiel ihnen trotz der Verlegenheit, in der sie sich befanden, außerordentlich.

Als Budang sah, daß seine liebe Tante Concordia so sehr freundlich mit den Mädchen war, stimmte ihn das gegen die Rangen auch milder, und er rückte ihnen die Kuchenschüssel hin. Da sahen sie ihn bedenklich an und wurden rot. Sie trauten ihm nicht recht. Die Jungfer aber, der diese Feier unversehens zu groß geworden war, sagte: „Eure Lehrer sollen ja recht unzufrieden mit euch sein. Die Jungfer Veit sagte mir, daß ihr die Schule schwänzt und am faulsten von allen seid —? Ist das wahr?"

Da nickte Marie, und der gute Bissen blieb ihr im Munde stecken. „Nun, ich will euch einmal etwas sagen," begann die Jungfer nach einer Weile und hatte eine Stimme, so hell, wie ein Glöckchen, „das geht nicht mehr, daß ihr so faul seid; denn sehr bald werdet ihr ganz große Mädchen. Zeigt doch dem Heinrich manchmal eure Arbeiten; der weiß, ob sie schlecht sind oder gut. — Nicht, Heinrich?" wendete sie sich an ihn. „Das tätest du? Du siehst den beiden ihre Sachen manchmal nach?" Da fühlte Heinrich sich geehrt und sagte: „Ja", machte aber eine kühle und gleichgültige Miene dazu.

Nun saßen sie mit der Lehrmeisterin über der Arbeit, und Budang war hinausgegangen, und sie hatten allerlei verfängliche Fragen betreffs des französischen Unterrichts, den sie bei der Jungfer beginnen sollten, zu bestehen. Als die Stunde zu Ende war und sie die Treppe hinuntergingen, da rief ihnen die Jungfer Concordia nach: „Geht nur, und laßt euch von Heinrich sein Marmottchen zeigen; er wartet unten im Eselstalle."

Richtig, da stand Budang und sagte ziemlich mürrisch: „Kommt nur herein, da ist etwas!" Schüchtern folgten ihm die Mädchen. Das war eine Herrlichkeit in dem Eselstalle. Sechs Esel und ein kleines Eselchen mit einem lockigen, dicken Kopf, das ihnen über alle Maßen verrückt und fidel entgegensprang. — Was war doch der Budang für ein glücklicher Junge!

„Da seht die Esel", sagte er etwas spitzig und sah die Mädchen leicht spöttisch von der Seite an.

„Budang," begann Röse und nahm sich zusammen, „wir waren's."

Budang antwortete nichts. Das war den Ratsmädchen eigentlich sehr rätselhaft und etwas unheimlich. Aber er zeigte ihnen einen lebenden Hamster, den er im Eselstall in einer Kiste hatte und den er das „Marmottchen" nannte, und sagte ihnen, das sei ein französischer Name und hieße auf deutsch das „Murmeltier". Er ließ sich das Hamsterchen in den Ärmel kriechen, aber er erlaubte nicht, daß Marie und Röse das Tier anfaßten, und alle drei machten im Eselstalle miteinander ab, daß Röse und Marie den nächsten Aufsatz mit Budang zusammen arbeiten wollten, und bestimmten die Stunde dazu. Und wirklich half ihnen Budang so treulich dabei, daß Röse, die nebenbei gesagt, eine miserable Schrift hatte, vom Lehrer darunter gesetzt bekam: „Gut gedacht, aber schlecht geschrieben." Das war ihr nicht ganz angenehm, denn sie mußte Budang die Unterschrift zeigen. Budang lachte aber darüber.

So saßen die dreie, des Müllers Heinrich und die Ratsmädchen, wie es sich gerade traf, oben bei Rats im Dachstübchen oder in der großen Stube bei der Jungfer Loisette miteinander und arbeiteten. Das ging anders wie früher, wo den Mädchen die Schule und alles, was damit zusammenhing, ein rechtes Ärgernis war. Budang hatte eine außerordentliche Lust zum Arbeiten, es ging ihm leicht von der Hand, und es machte Rösen und Marien den Eindruck, als vergnüge er sich damit. Nie war er schlechter Laune dabei und immer eigentümlich liebenswürdig. Die Ratsmädchen waren über diese Erfahrung erstaunt und sahen in Budang eine Merkwürdigkeit, von der sie nicht recht wußten, was sie davon halten sollten.

Einmal, als die Mädchen mit Budang über dem Arbeiten

saßen, betrachtete sich Röse den Freund, der sich mit seinem Lockenkopf über das Buch gebeugt hatte, ernsthaft und kaute an der Feder. Budang saß ihr gegenüber, da fuhr sie mit ihrem Finger leise in sein dickes, blondes Haar, so daß er mitten in seinem Eifer aufblickte. „Budang," sagte sie noch immer nachdenklich, „dn willst wohl so ein großes Tier werden, wie wir hier so viele haben?" Damit meinte Röse, die sich mit Vorliebe schlecht auszndrücken pflegte, die weltberühmten Dichter, von denen ich im Anfang erzählt habe, nnd die zu jener Zeit in der Stadt wohnten. Budang verstand sie, denn er war an derlei Redensarten von ihr gewöhnt und sagte ernsthaft: „Ja, wer das könnte! — So dumm zu fragen. Du fragst doch manchmal wirklich dnmm. — Ich werde Arzt!" fügte er hinzn; und er wurde es später auch. „So!" sagten die Mädchen, nnd wieder einmal erschien ihnen der Freund in einem anderen Lichte und außerordentlich verständig, daß er schon mit aller Ernsthaftigkeit vorsorgte und über Dinge bestimmt hatte, die ihn heute und auch morgen noch nichts angingen.

Budang war den Mädchen ein guter Lehrmeister, denn da er kaum älter war als sie, trat ihnen sein Ernst, seine Güte, sein heiterer Fleiß recht nahe, und es kam ihnen vor, als wenn sich diese Dinge gnt mit ihren Jahren vertrügen, denn bis jetzt hatten sie gemeint, mit ernster Arbeit und was damit zusammenhängt, habe es bei ihnen noch völlig Zeit. Von Budang hatten sie, ohne daß sie es recht wußten, mehr gelernt, als ihr lebelang vorher, und sie waren jetzt bald daran, aus zwei wilden, faulen Nichtsnutzen ein Paar allerliebster Mädchen zu werden.

So ging der Sommer hin.

Anfang August wurde in Weimar, wie wohl auch anderwärts, ein Volksfest gefeiert, das Schützenfest. Auf einer Wiese vor der Stadt, da waren Schaubuden errichtet, und in jeder war etwas Merkwürdiges und Närrisches zu sehen.

Schon wochenlang vorher hatten die Herrlichkeiten, die es zu betrachten geben würde, die Gedanken der Ratsmädchen beschäftigt. Als endlich der Tag herankam, da holten sie die frisch gewaschenen weißen Kleider aus dem Schrank, die Mutter half ihnen bei dem Anziehen, und statt ihrer schwarzen Lederschuhe setzte sie ihnen grüne nagelneue Stiefelchen auf den Tisch und flocht ihnen in die langen Zöpfe grüne seidene Bänder.

So aufgeputzt stolzierten sie miteinander über den Markt, zunächst der Gassenmühle zu, mit der sie sich längst ausgesöhnt hatten. Budang guckte schon zum Fenster heraus und rief ihnen entgegen: „Kommt rasch herauf zur Tante Concordia, rasch! — Und ihr habt ja grüne Bänder und habt auch grüne Schuhe!" Da lachten die beiden über das ganze Gesicht, denn sie wußten gar wohl, weshalb die gute Mutter sie mit dem schönen Schuhwerk überrascht hatte. Es war ihnen sehr wohl und fröhlich ums Herz, und sie sprangen die Treppe hinauf. Oben stand Concordia und hielt zwei Kränze in die Höhe, die waren prächtig voll gebunden aus schönen rosa Malven.

Da rief Röse auf den ersten Blick: „Die Malven hat der Budang stibitzt! Ich weiß auch, wo er sie her hat. Über Goethes Garten, da stehen welche."

„Dummes Zeug!" sagte Jungfer Concordia. — Aber ich glaube beinahe, es war etwas Wahres daran, denn der Budang guckte so schlau. — Die Jungfer führte sie vor den Spiegel, drückte ihnen die Kränze fest in die Stirne und sagte mit ihrer glockenhellen Stimme: „Ihr seid doch prächtige Mädel, ihr Ratsmädchen, und nun macht, daß ihr auf das Schützenfest kommt!"

Auf der Vogelwiese war ein Gedränge, es schnurrte, lärmte und schrie von allen Seiten und schon von weitem. Wie sie mit Budang die breite Allee hinaufgingen und noch nicht recht wußten, wo sie ihren Groschen anbringen sollten, da sahen sie zwei Männer kommen: der eine, klein und untersetzt, auf der Brust einen prächtigen Stern, der andere von mächtiger

Gestalt, stattlich im langen blauen Gehrock. Und alles machte den Männern ehrerbietig Platz. Budang und die Ratsmädchen wußten gar wohl, wer ihnen da entgegenkam. Der kleine war Karl August, der gute und weise Fürst, Großherzog von Weimar; der andere Goethe, der Dichter. Budang zog die Mütze und sagte: „Da kommen sie!"

Und da waren sie auch schon ganz nahe, und die Mädchen standen und knicksten, und Budang wußte nicht, was für ein Gesicht er machen sollte, als Karl August Röse und Marie an die Hand faßte und sagte: „Ei, da seid ihr ja auch, ihr Mädchen. Kommt einmal mit! Und du kannst auch mitkommen!" wendete er sich an Budang, dem das Blut zu Gesichte stieg. Am Wege unter den Bäumen stand die kleine grüne Jagddroschke von Karl August, die jedermann kannte. Der Großherzog rief den Kutscher und ließ die Kinder hineinsetzen, hob selbst die zierliche Röse in den Wagen und nickte ihr zu. „Nun zu!" rief er! „Nun fahr' Er die Bälge einmal tüchtig in die Runde und schaffe Er sie wieder hierher!" Ganz so sagte er und nicht anders. Jetzt fuhren die dreie in der berühmten Droschke über die Vogelwiese und waren gar zufrieden mit sich und aller Welt; und die Mädchen freuten sich, daß Budang mit ihnen war; denn sie hatten ihn lieb und wußten, daß er es gut mit ihnen meinte. Und alle dreie hielten sich an den Händen, so halb aus Freude und halb, weil es sie verlegen machte, mitten durch die vielen Leute zu fahren, und sie saßen geputzt nebeneinander, und die Sonne schien, und alle schauten ihnen nach. Das war ein herrlicher Tag.

Die dreie aber blieben in guter Freundschaft ihr lebelang und gedachten der glücklichen Jugend, als sie miteinander alt geworden waren.

Und das alles hat mir meine Großmutter erzählt, und da ist kein Wort hinzugesetzt. Sie hat das alles miterlebt, denn das Ratsmädel, die Röse, ist mein liebes, gutes Großmütterchen.

Es geschehen Dinge, über die man sich in unsern Tagen verwundern würde

Das war eine schöne, urwüchsige Zeit, in der man zu Weimar lebte. Von allen vier Windseiten ging Frische, die ganz Deutschland durchwehte, auch über das kleine Nest.

Es war kurze Zeit nach der Beendigung des Freiheitskrieges, kurze Zeit nach des großen Napoleons Sturz, und die Befriedigung, etwas erreicht und errungen zu haben, lag wie eine gute, gesunde Luft, die jeder zu seinem Wohl, zur Stärkung seiner Menschenwürde und Kraft einatmen konnte, über den Landen ausgebreitet. Den Gemütern, die jahrelang unter Druck und Not gelitten, die um ihr Hab und Gut und ihre Sicherheit sich geängstigt hatten, war in dieser Zeit, von der ich rede, auch der Rausch des Befreitseins und der Begeisterung geschwunden und hatte sich in das Gefühl einer allgemeinen Genesung umgewandelt. Und welche Frische, welche Hoffnungskraft erhebt sich in einem Menschen, der nach langer Trübsal, nach schwerem Drucke gesundend aufatmet! Und ein ganzes Volk, das zu Leben wieder erwacht, welcher Reichtum, welche Überfülle an Freude, an Heiterkeit, an Leichtsinn entfaltet sich da!

Der Ausdruck von Elend, von Aufruhr, der einstimmig aus den Völkern sich erhebt, ist die gewaltige Sprache, die das Menschengeschlecht mit dem Schicksale spricht. Kein Donner der Elemente ist so großartig drohend, wie die einige Stimme des murrenden und in Elend gesunkenen Volkes. Und kein Ausdruck der Freude ist so mächtig, so herzerquickend, wie das Aufleben des zu neuem Behagen erwachenden Volkes.

Kein Sonnentag gleicht der heiteren, lebendigen Ruhe, die

nach Angst und Kampf über Dörfern und Städtchen liegt; das Unbedeutendste ist in solcher Zeit Träger und Verkünder einer großen Errungenschaft.

Jede frohe Szene zeigt uns das Gedeihen von Generationen, zeigt uns, daß die alte, bewährte, auf hohe Ziele deutende Kraft des Menschengeschlechts wieder siegreich durchgedrungen ist.

In der kleinen Stadt Weimar aber hatte diese Kraft gerade in den Jahren der Bedrängnis ihre höchste Offenbarung gegeben; ungestört von den tiefgreifenden Unruhen ihrer Nation, lebten in den Mauern des Städtchens die hervorragenden Menschen, die durch ihr Leben und ihr Wirken verkündeten, daß die Sterblichen Schöpfermacht in sich tragen, daß sie dem, was wir göttlich nennen, verwandt sind.

Aber nicht jene Großen sind es, von denen ich erzählen will, sondern denen wende ich mich von neuem zu, die, während die Gewaltigen für Ewigkeit und Ruhm lebten, unscheinbar sich ihres unscheinbaren Daseins freuten; denen neige ich mich zu, die vergessen sind; denen, deren Lieblichkeit, Hoffen und Träumen wie Blütenregen niedersank, im Niederfallen schon vergehend. Die beiden „Ratsmädel" sind es, die Röse und Marie, mit den dicken Zöpfen, die aus jener vergangenen Zeit wieder auftauchen sollen, die beiden schelmischen Kinder, die in den Kriegsunruhen aufgewachsen sind, die in ihrer Kindheit, in der Wünschengasse, vor ihrem Hause die Franzosen haben kampieren sehen, die mit dem Kosaken, der bei ihnen im Quartier lag, in seiner Kibitka über die guten deutschen Felder in Weimars Umgebung geflogen, gesaust und gerasselt sind, denen die Plünderung des Städtchens zu allerlei merkwürdigen Erlebnissen verhalf — die beiden Mädchen, die in der unruhigen, sorgenvollen Zeit eine überschwänglich lustige, freie Kindheit erlebt hatten, die das Glück genossen, weniger, als es in ruhigeren Jahren der Fall gewesen wäre, erzogen, beobachtet und gebildet worden zu sein.

Zu welch einer fröhlichen, gesegneten Generation gehörten

die beiden Ratsmädel, die mit ihren Kameraden und Kameradinnen ein sorgenloses, unbedrücktes Leben führten!

In aller Harmlosigkeit schwänzten sie die Schule und trieben ihren Schabernack, wie wir wissen, mit Nachbarn und Nachbarinnen.

Wie bedrückt und unfrei erscheint die Jugend in unseren Tagen, der das Harmloseste als Vergehen, jeder Freiheitsdrang, der sie einmal von ihrem ehrbaren Wege ablenkt, als schwer strafbar gekennzeichnet wird.

O, du arme heutige Jugend! Ahntest du, welchen Reichtum „Jugend" im Anfange jenes Jahrhunderts umschloß, welchen Überschwall von Leben! Du könntest dich bitter beklagen, gekränkt und betrogen würdest du dir erscheinen, von Anfang an gealtert, in Pflichten eingezwängt! Welchen trübseligen Eindruck würden deine kärglichen Freiheitsstunden dir geben, die man klug und berechnend wie eine Medizin, nach Überanstrengung dir zugemessen hat, wenn du vergleichen könntest! Wenn du wüßtest, was ich weiß!

Ja, ein unbefangenes, menschenfreundliches Auge findet, trotz aller weisen, sachgemäßen Widerlegung, daß es dir, o Jugend, übel in unseren Tagen ergeht!

Doch auf und nieder bewegen sich die Ereignisse auf Erden, und es kommt eine Zeit, wo die Jugend wieder aufatmen kann.

So ruhig und bedächtig geht es nicht fort, wie jetzt.

Aus Bewegung, aus Kampf, aus Besorgnis der Erwachsenen, der Alten, werden ihr wieder unbeaufsichtigte, berückende Freiheitsstunden entstehen, — aber wann?

Röse und Marie waren, wie wir durch ihre Abenteuer und Erlebnisse erfahren haben, noch zur rechten Zeit in die Hände der Jungfer Concordia geraten und zu der Freundschaft von deren Neffen, des guten, vortrefflichen Budang gekommen, ehe alle Aussicht, noch etwas zu lernen, um ein paar

tüchtige Mädchen zu werden, bei ihnen verloren war. Ihr Budang hatte ihnen treulich geholfen, daß sie mit Ach und Krach bis zu einer höheren Klasse ihrer Schule gekommen waren. Was für ein guter, prächtiger Junge war doch dieser Budang! Seit die beiden Mädchen ihn kennen gelernt hatten, schien für sie gesorgt.

Sie arbeiteten unter seiner Leitung, machten mit ihm und seinen Freunden Streifzüge in die Umgegend. Die Mutter unserer beiden, die Frau Rat, konnte ruhig ihre Rangen dem ihr als ausgezeichnet bekannten Neffen der Jungfer Concordia überlassen.

Sie hatte damals mit Bedacht Concordia als Lehrerin ihrer Kinder ausgewählt und freute sich, wie heimisch Röse und Marie in der Gassenmühle geworden waren.

Im Winter wurde bei Rats eine einzige Stube geheizt. In der stand der Arbeitstisch des Vaters, in der saßen die Mutter, die Brüder und die beiden Ratsmädel. — Alle Geduld miteinander übend, alle auf den Vater Rücksicht nehmend, alle so still und besonnen wie möglich.

Die Ratskinder waren an diese bedachtsamen Winterstunden gewöhnt, die ihre starken Lebensgeister zu dem außerordentlichsten, respektvollen Schweigen herabdrückten.

Die Brüder arbeiteten während dieser Zeit. Man hörte das Kritzeln der Federn von Vater und Söhnen. Die Mutter und die Mädchen waren mit Näharbeiten beschäftigt.

Ein Flüstern, von dem Marie und Röse einen ausgedehnten Gebrauch machten, war gestattet.

Die beiden hatten sich unausgesetzt zu erzählen, trotzdem sie alles und jedes miteinander erlebten, oder gerade deswegen. Sie hatten jede ihre verschiedenen Auffassungen von den Dingen, die sie tagsüber aufstöberten; denn, gottlob, die würdigen Stunden im Familienzimmer währten nicht lange, der Vater hatte durch sein Bürgermeisteramt

viel außer dem Hause zu tun, und eine feste Regel war, um fünf Uhr etwa wurde Schicht gemacht; da drehte er den Schlüssel an seiner Schreibtischklappe um.

Mit diesem Tone strömten die Lebensgeister zurück in die Gemüter.

Die Augen leuchteten, Röse und Marie legten ihre Näharbeit beiseite, brachten dem Vater übereifrig den Pelz und Hut, denn der Bürgermeister machte jetzt seinen ihm zuträglichen Gang um die Stadt, um dann mit seinem alten Freunde, dem Kupferstecher Müller, im „Elefanten" sein behagliches Stündchen zu verschmauchen.

Kaum aber war er zur Tür hinaus, so langten Röse und Marie hinter den großen Ofen; da hatten sie einen Stock, an dem ein weißes Tuch wie ein Fähnlein befestigt war, den steckten sie zum Fenster hinaus. Das geschah Abend für Abend und mochte seinen guten Grund haben.

Denn nicht lange währte es, da hörten die lauschenden Mädchen von ferne einen munteren, rhythmischen Pfiff, so energisch, so lustig, so voller Leben.

Es war eine charaktervolle Art zu pfeifen und immer gleichbleibend, nie mit einem Tone von der gewohnten Art abweichend. Mit diesem Pfiffe kündigte sich Budang an, der treue Kamerad.

Vorsichtig und freundlich steckte Budang, wenn das Signal gegeben war, den blonden Ruschelkopf zur Türe hinein, um sich erst zu überzeugen, ob das Feld auch rein sei, das heißt, ob der Herr Rat auch wirklich nicht mehr an seinem Arbeitstische sitze.

„Nun komm nur", rief ihm dann die Mutter entgegen, und die Mädchen standen schon bereit, ihn zu empfangen. Darauf machte Budang, ehe er noch eintrat, ein Zeichen nach der Treppe zu, und zwei seiner Kameraden, die auf einer der oberen Stufen auf seinen Wink lauerten, traten mit ihm ein.

Der eine war Franz Horny, ein bildschöner Junge von siebzehn Jahren. Er wohnte an der Ecke der Wünschengasse und war von jeher ein guter Freund der Ratsmädel gewesen, bei denen er auch in Achtung stand. Sie hielten beide viel von seiner Fertigkeit im Zeichnen, hatten darin auch nicht unrecht und bewiesen Geschmack; denn Franz Horny bildete sich in der Folge zu einem guten Künstler aus, der in Amalfi in bester Jugend starb. Sein Bild hängt sonderbarerweise dort in einer Kapelle und wird als Heiligtum verehrt. Es mag aus Zufall dahin gekommen sein oder durch irgendein wunderliches Geschick.

Man erzählt sich, daß der schöne, liebenswürdige Künstler in dem Orte, in dem er gestorben, eine abgöttische Verehrung von der Bevölkerung erfahren habe. Er soll ein merkwürdiger und einnehmender Mensch gewesen sein, dessen Schönheit und Talent auffallend waren. Dies habe ich von Friedrich Preller, dem Maler der Odyssee und dem Jugendfreunde Hornys. Zu der Zeit, als er mit seinen Kameraden die Winterabende bei den Ratsmädchen sich vergnügte, war er ein träumerischer, sanfter Junge, der von allen gern gesehen wurde.

Der zweite Gefährte, den Budang mitbrachte, war Schillers jüngster Sohn Ernst, frisch im Aussehen und Wesen, der seine freie Zeit gar zu gern in Rats behaglichem Familienzimmer verbrachte. Das erste, nachdem die Begrüßung vorüber, war, daß Budang sich zu seinen Gefährten wendete, die sogleich mit den Mädchen in ein lustiges Plaudern kommen wollten, und sagte, „Erst müssen sie zeigen, daß sie mit ihren Arbeiten fertig geworden sind."

Budang war seiner, von Jungfer Concordia erhaltenen Aufgabe, die Mädchen zu überwachen, treu geblieben. Röse und Marie mußten ihm ihre Arbeiten bringen. Sie taten es auch, wie etwas, was sich von selbst versteht, mit allem Ernste.

Nun setzte er sich, nahm die Hefte vor, und war etwas

nach seiner Meinung gar zu unmöglich geraten, so mußten sich die beiden Faulpelze daran machen und unter seiner und Ernst von Schillers Leitung die Sache noch einmal schreiben.

Unangenehm war es für alle Teile, wenn sie ihr Pensum, wie die Arbeiten der Ratsmädel gelehrt benannt wurden, schlecht gelernt hatten. Da gab es ein äußerst langweiliges Überhören ohne Ende, ehe man an die beliebte Abendunterhaltung kam, und die Mädchen wurden von Budang hart angelassen. In einer Ecke mühte sich Ernst von Schiller abwechselnd mit Budang an Röse ab, die das Auswendiglernen so schwer zustande brachte, daß es ein Skandal war, wie Röses Freunde sich über diesen Mangel ausdrückten.

Für Marie, deren Gedächtnis vorteilhafter ausgestattet sein mochte, genügte einfache Hilfe. Sie war ein für allemal Franz Horny zugewiesen, der sich seinem Amte mit Geduld und Bewunderung für das schöne Geschöpf unterzog.

Die Ratsmädel glichen zwei Knospen von lebensvollster Frische und Kraft. An ihnen mochte nichts Angekränkeltes sein, nichts, was nicht ebenmäßig sich entfaltet hatte, und nichts, was nicht auf eine noch viel lieblichere Vollendung hindeutete. Sie schienen mehr zu sein, als man gewöhnlich unter jugendfrisch versteht. Sie waren urwüchsig, eigenartig und harmlos, wie es junge, von Menschen unbehelligte Tiere sind.

Und unbehelligt waren sie, von aller Welt gern gesehen, die Freude der Wünschengasse; wer blickte ihnen nicht nach, wenn sie mit ihren langen, schweren Zöpfen, die noch vor kurzem so manchem Gassenbuben um die Ohren gesaust waren, die Straße hinabgingen? Sie bildeten den Stolz der Untergebenen ihres Vaters, „die Ratsmädel", denen man allen Respekt erzeigen mußte.

Ja, ihr Ruf war bis ins Schloß gedrungen, wie wir wissen. Überall aber fühlten sie sich gleich wohl, gleich sicher, ob auf den Gassen, ob im Schloß, ob unter den würdigen Bekann-

ten ihres Vaters oder unter ihren guten Freunden, und steckten bis über den Kopf in Wohlbehagen. Die urgesunden Geschöpfe! Wer aber hatte auch solche Freunde, wie unsere beiden?

Hatten sie die unumgängliche Überhörungsstunde, den Anfang der schönen Winterabende, hinter sich, und blickten Budangs Augen unter den dicken blonden Locken nicht mehr so strenge auf Beantwortung seiner Fragen dringend, die den beiden oft sauer genug wurden, dann begannen die behaglichen, unvergeßlichen Stunden. Was aber taten, was unternahmen sie an solch einem Abend? Sie spielten Lotto. Sie saßen eng aneinander gedrängt, die Mutter, die Brüder, die Mädchen, die Freunde und spielten Lotto um Pfeffernüsse vom Konditor Ortelli, den die Franzosen damals ausgeplündert hatten; aber mit welchem Eifer wurde gespielt, mit welchem Feuer! und wie wurde gelacht! Worüber sie wohl lachten? Über unschuldige Scherze, über eine Anekdote aus dem Leben der drei braven Jungen, über einen Ausspruch Röses, die groß war in trocknen, vielsagenden Bemerkungen; darüber, daß Budang eine Locke über das Auge gefallen war, und er gerade durch den Ringel blickte. Dergleichen konnte Röse und Marie außer Rand und Band vor Lachen bringen, so daß die Mutter sie manchmal ermahnte, ja, sie aus dem Zimmer steckte, damit sie sich draußen in der Dunkelheit und Kälte einmal erst wieder auf sich selbst besinnen sollten. Sie kamen dann jedesmal in unverminderter Heiterkeit wieder herein und immer mit einer guten Idee, die ihnen wahrscheinlich bei der Abkühlung gekommen war.

Sie schlugen eine Verkleidung vor, einen Tanz. Sie kamen mit der Bitte zurück, die Freunde und Brüder sollten sie im Stuhlschlitten fahren.

Durch solch einen lebensvollen Vorschlag entstanden die schönsten Stunden. Er schien so ganz aus dem Herzen zu kommen, aus dem innersten Verlangen heraus, und wie er von

Herzen kam, so ging er zu Herzen, so wurde er ausgeführt; so wurde er auch von der Mutter gestattet, die eine liebevolle Frau war und wohl wissen mochte, wie göttlich, wie unwiederbringlich, wie leicht hinschwindend die Jugend ist.

So haben die Ratsmädel herrliche Winterfahrten gemacht, bei Sonnenuntergang, bei Mondschein; jede in einem Stuhlschlitten, Bruder und Freunde hinter sich, die sie in Windeseile durch die Straßen der Stadt fuhren. So zog das leichte, lustige, vergängliche Gesindel auch an dem Hause vorüber, in dem der lebte, der für die Ewigkeit schuf.

Sie fuhren über die hellen Lichtscheine, die aus den Fenstern Goethes auf den Schnee fielen, und dachten sich nichts dabei, wußten wohl kaum, daß sie vorübergefahren.

Was kümmerten sich unsere Ratsmädchen um „die großen Leute" in Weimar! Mochten die tun und schreiben, was sie wollten, die Ratsmädchen hätten nie und nimmer mit ihnen tauschen mögen! So im Schlitten sitzen, von lieben Freunden geschoben zu werden, daß es ist, als sprühten Funken, und hinaus in den Mondschein, unter bereiften Bäumen, auf glatter Schneebahn hinzufliegen, das ist Seligkeit, das ist Glück.

Und welche Streiche spielten sie, über die man jetzt Ach und Weh schreien würde; steckten Budang in Mädchenkleider und gingen mit ihm spazieren. Weshalb sie das taten? Gott weiß es! Sie wußten es jedenfalls selbst nicht, taten es grundlos, vergnügten sich herrlich, hatten alle dreie das Bewußtsein eines wunderbaren Geheimnisses, wollten sich über jeden, der ihnen begegnete, totlachen, brachten harmlose Spaziergänger durch ihr Gelächter in Verlegenheit, kauften sich bei Ortelli Kuchen, den sie, nachdem Budang zu Hause sich wieder ausgeschält hatte, bei einem Täßchen Kaffee, das ihnen warm gestellt worden, verzehrten, im süßen Bewußtsein, eine Heldentat ausgeführt zu haben.

In einem alten weimarischen Hause hatten sie zu jeder Zeit

Zutritt, konnten dahin mitbringen, wen sie mitbringen wollten, und blieben immer willkommen, das war die Apotheke am Markte.

Der Apotheker stand mit Rats in Verwandtschaft. Er war ein gelehrter Herr, mit dem Titel Professor, und zu der weimarischen Apotheke durch seine Heirat gekommen; die Frau war Witwe des früheren Apothekers und hatte ihrem zweiten Manne das blühende Geschäft zugebracht.

Zu diesen Leuten gingen die Mädchen mit Vorliebe. Die Vettern und Basen im Hause paßten zu ihnen, und sie konnten immer sicher sein, dort eine wohlgemute Gesellschaft zu treffen. Die Frau Professor hatte die Genugtuung, wegen ihrer Kochkunst in der ganzen Bekanntschaft berühmt zu sein; so gab es auch für die beiden Schleckermäuler, die zu Gaste kamen, immer etwas Gutes zu schnabulieren, was ihnen zu jeder Zeit gelegen war; denn bei Rats ging es nicht hoch her.

Diese Apotheke war ein sonderbares Haus! Ein alter, reichverzierter Erker schmückte es, den ein steinernes, verzwicktes Weiblein auf seinem Nacken zu tragen schien. Das alte Weib war unsern beiden von jeher rätselhaft und unheimlich erschienen. Ein langgestrecktes Gewölbe diente als Apothekerladen. Dies Gewölbe war außerordentlich finster. Nur soweit die niedere Glastür und das einzige Fenster Licht einließen, machte es einen behaglichen, wohltuenden Eindruck; nur so weit schienen die verschiedentlichen Düfte, die aus ungezählten Büchsen und Büchschen, aus unendlichen Schiebkästen aufstiegen, angenehm und zuträglich zu sein. Die Mädchen hielten es für ausnehmend gesund, in der Apotheke tief Atem zu holen; und wenn einem der Apothekerkinder etwas fehlte, setzte es sich hinunter zu den Gehilfen und atmete fleißig.

Auch Röse und Marie hatten schon öfters solch eine Kur sich vorgeschrieben; aber sie hielten sich nur da auf, soweit das

Tageslicht, unverfälscht durch Dämmerung, die sich weiter nach hinten in dem Raume ausbreitete, eindrang.

Das Gewölbe war an seinem letzten Ende fast dunkel. Bei dem Scheine eines Lämpchens hantierte dort ein widerwärtiger Gehilfe, vor dem Röse und Marie ebenso wie ihre Vettern und Basen eine außerordentliche Scheu hegten.

Aus seiner finsteren Ecke drangen scharfe Gerüche, die durchaus nicht heilkräftig sein mochten. Der Gehilfe rieb, stieß im Mörser und rührte in mächtigen weißen Schalen, die aus der Dämmerung gespenstisch herausleuchteten. Um diesen ältlichen Gesellen, der einen gar sonderbaren Blick hatte, spannen sich allerlei Sagen und Gerüchte. Man erzählte sich, daß dieser unheimliche Bursche in seinem kleinen, wackeligen Schreibpult, das im Gewölbe stand, ein Buch bewahre, in dem er den Sterbetag so manches guten Weimaraners vierzehn Tage, bevor derselbe einträte, sich notiere, wie man sich seine Hemden auf den Wäschezettel aufschreibt.

Dies Verfahren des Gesellen hatte ihn mit einem furchterregenden Nimbus umgeben.

Unter den weimarischen Leuten würde sich ein jeder geweigert haben, das Medizinfläschchen oder Pulver, das er abzuholen kam, aus der Hand des fatalen Gehilfen in Empfang zu nehmen, denn man sagte, daß er es, ehe man hinter seine Schliche gekommen sei, mit einem unheilbringenden Lächeln überreicht habe. Was an dem Treiben des Gehilfen wahr sein mochte, hat wohl schwerlich jemand erfahren; denn ich weiß nicht, ob das Buch der dem Tode geweihten Weimaraner, das in der Apotheke geführt wurde, je zum Vorschein gekommen ist.

Der Gehilfe hatte jedenfalls ein einsames, unbehelligtes Leben. Wohl möglich, daß dies seiner Natur zusagte; es gibt ja sonderbare Käuze genug auf Erden.

Er hatte unbedingt etwas Hämisches, Spöttisches in seinem

Wesen, machte den kleineren Apothekerskindern Grimassen, wenn er an ihnen vorüberging, und versteckte der ganzen jungen Gesellschaft den Sirup, nach dem sie allerseits großes Verlangen trugen, in die Giftkammer. Das verhinderte die Apothekerskinder durchaus nicht, mit Gästen und ohne Gäste auch dort ihren Sirup aufzuspüren und sich eine Güte daran zu tun. Sie wurden bei ihrem Treiben in der verhängnisvollen Kammer von dem Gehilfen im stillen beobachtet, und die unartige Bande bemerkte das gar wohl, und jedes dachte bei sich: „Da kann er lange warten, bis wir uns einmal vergreifen, der Esel." Sie kannten ihren Sirupstopf, Syrupus simplex!

Bei all und jeder Gelegenheit ging es im Apothekerhause festlich zu. War das Geschäft besonders gut und einträglich, das heißt, war das gute Weimar eine hübsche Zeitlang von irgendeiner Krankheit gründlich heimgesucht, so lebten sie bei Apothekers besonders reichlich. Dann saß die Familie mit Kind und Kegel vergnügt und hilfreich beieinander, wenn zur Zeit irgendeiner Epidemie mehr Hände im Geschäft gebraucht wurden, als gewöhnlich, um Papier zu Pulverpäckchen und zu den roten Flaschenkäppchen zuzuschneiden und allerlei nach Bedarf zu mörsern und zu reiben. Sie taten das mit ganz besonderem Behagen, und schwerlich konnte man den braven Leuten nachsagen, sie hätten die guten Bissen mit dem Bewußtsein zu sich genommen, daß sie ihre vorzügliche Nahrung aus dem Verderben ihrer Mitbrüder zögen, wie die Bienen Honig aus den Giftblumen. Sie dachten so wenig über den Grund ihres Wohlstandes nach, wie es Millionen andere auch nicht tun, die sich durch das Elend und den Tod ihrer Mitgeschöpfe nähren. Wohin sollte unsere Ehrbarkeit, Würde und Vortrefflichkeit geraten, wenn wir darüber simulieren wollten! Gott behüte uns davor!

Apothekers verstanden es, festlich zu leben, und wohl den

Kindern und Vettern und Basen, denen das Schicksal solch ein Haus zugänglich gemacht hat! Die können einer munteren Jugend gewiß sein.

Eines Nachmittags in der allerschönsten Zeit, in der das Pfund Kirschen zwei Pfennige kostete, war bei den guten Leuten die ganze Gesellschaft versammelt, Röse und Marie mit ihren drei Freunden Budang, Horny und Schiller, ferner die Wirte mit allen Kindern, der alte Kupferstecher Müller mit drei erwachsenen Sprößlingen, Müllersch Lotte, Müllersch Ernst und Müllersch Heinrich.

Die einstige Gouvernante des Prinzen Konstantin, eines Sohnes Karl Augusts, war auch zugegen. Die hielt mit der Apothekerin, die früher bei Prinzeß Karoline Kammerfrau gewesen, gute Freundschaft und war eine muntere, alte Person, die es sich nicht zweimal sagen ließ, wenn es irgendwo eine Feierlichkeit gab, bei der man sie gebrauchen konnte. Die Dame war ein Fräulein von Knebel.

Sie war bei Hofe und in der ganzen Stadt durch eine artige Geschichte, die man allenthalben von ihr erzählte, zu einer gewissen Berühmtheit gelangt.

Eine drollige Geschichte stirbt so leicht nicht aus, und Fräulein von Knebel hatte sich mit guter Manier darein gefunden, die Heldin einer Anekdote zu sein, die man nicht müde wurde, immer wieder bei guter Gelegenheit anzubringen.

Ihr Zögling, Prinz Konstantin, war einst in eine solenne Hofgesellschaft aus irgendeiner knabenhaften Laune mit einem Purzelbaum zur Tür hereingekommen und hatte allgemeines Entsetzen erregt. Seine Erzieherin, die ihm folgte, war von dem etikettelosen Benehmen ihres Zöglings bis ins Innerste erstarrt, und die Herzogin Luise, die Mutter des kleinen Übeltäters, ging mit einem äußerst ungnädigen Blick auf Fräulein von Knebel zu, richtete ein paar das Benehmen des Prinzen rügende Worte an sie und erhielt von ihr mit pathetischer,

unschuldsreiner Stimme zur Antwort: „Hoheit, von **mir** hat er das nicht gelernt!"

Man denke sich!

Und wer die tiefempfundene Antwort gehört hatte, dachte sich jedenfalls das ehrbare, würdige Fräulein als Vorbild des unartigen Prinzen, daher eine unbezwingliche Heiterkeit und die Langlebigkeit der kleinen Geschichte. So ist Fräulein von Knebel bei jung und alt, hoch und niedrig bekannt geworden. Sie war überall gern gesehen, konnte einen Spaß vertragen und ging selbst nicht allzu zart und respektvoll mit ihrer eigenen Persönlichkeit um.

An diesem Nachmittage war die Gesellschaft bei Apothekers eigentümlich beschäftigt. Auf dem großen Tische stand ein Korb mit kleinen, losen Heften, die von den Anwesenden geklebt oder genäht wurden. Die weiblichen Hände befestigten die losen Blätter mit ein paar Stichen ineinander und die männlichen klebten schmale rote, blaue oder grüne Papierstreifen um den Rücken der kleinen Broschüren.

Was aber enthielten diese Bogen, daß man sie in so heiterer Vereinigung bei Wein und Kirschkuchen vergnüglichst miteinander heftete?

Sie enthielten nichts Geringeres, als ein getreues Konterfei in Kupferstich von zwei berüchtigten Spießgesellen, Niklas Sommer und William Becher, nebst deren kurz und bündig gefaßter Lebensbeschreibung, zu Nutz und Frommen für alle, die dieses Heftchen kaufen und lesen würden. Der alte Müller hatte die Porträts selbst in Kupfer gestochen, die Lebensbilder selbst verfaßt, Papier- und Druckkosten selbst getragen, und morgen sollten sie auf dem Markte, während über die genannten Delinquenten der Stab auf einem Gerüst, das jetzt schon stand, gebrochen wurde, zum Verkauf ausgeboten werden.

Der Kupferstecher war mit seiner Arbeit mit knapper Not halbwegs bis zum bestimmten Termin fertig geworden und hatte noch, um das Werk zu vollenden, die Hilfe seiner Nach-

barn, der Apothekersleute und deren Freunde und Verwandte in Anspruch nehmen müssen.

So saß die Gesellschaft und heftete unter Lachen und in allerbester Stimmung schmausend die Lebensbeschreibung der beiden armen Tröpfe, die ihrem letzten Stündlein entgegensahen. Damals war die gute Zeit, in der man sich über gar viele Dinge weit weniger Skrupel machte, als in der unsern; das, was in aller Ordnung vor sich ging, wurde harmlos und unkritisch entgegengenommen. Man glaubte z. B. in der Wünschengasse allgemein, daß aus den Brotkrumen, die in den Honigtopf fielen, Ameisen entständen, und hütete sich deshalb natürlich, Brotkrumen hineinfallen zu lassen. Man glaubte tausend solche Dinge und befand sich wohl dabei.

Die beiden schlimmen Kerle waren von dem hochlöblichen Gericht verurteilt und mußten wohl oder übel den Lohn für ihre Taten, den Tod erleiden. Dagegen konnte nichts einzuwenden sein, es war eine abgemachte, durchaus erledigte Sache, die einfach und naturgemäß aussah, so daß hierbei nicht angebracht sein mochte, sich anderen Gefühlen hinzugeben, als einem angenehmen Gruseln, das über diesen und jenen bei der munteren Arbeit wohl einmal hinlief. Bedenken über Todesstrafe oder sonstige humane Bestrebungen hatten die Apothekersleute und ihre Gäste wohl schwerlich gehabt. Auch der Kontrast, der zwischen den beiden machtlosen Schelmen, die der Tod schon am Wickel hatte, und die ihre kurze Galgenfrist in einem von Gott und der Welt verlassenen Raume, von allem Troste und Verkehr abgesperrt, verbrachten, und der lebensfrohen Sicherheit und Behaglichkeit, in der man hier beisammensaß, kam wohl keinem recht zu Sinnen.

Ernst von Schiller blätterte in dem Büchelchen und war mit des Kupferstechers Darstellung von William Bechers Gefangennahme nicht einverstanden. „Das soll ja eine Geschichte gewesen sein, er muß sich verzweifelt gewehrt haben! Sie haben das ein bißchen kurz gehalten, und so etwas gefällt gerade.“

„Ja, das schreibe einer," sagte der alte Müller, „der Becher war ein Prachtkerl, das läßt sich nicht so leicht berichten, dazu gehört wer!" Sie sprachen schon in der Zeitform, die das Vergangene beherrscht, von den noch für eine Weile, wahrscheinlich bis zum Übermaß bewußt Lebenden. Aber was gehen eine so allerliebste, unschuldige Gesellschaft die letzten Stunden, die Todesfurcht und alles menschliche Weh zweier armen, so gut wie schon gerichteten Sünder an!

Man lachte über den Eifer des Fräuleins von Knebel, die mit einer wahren Vehemenz heftete und einen ganz erklecklichen Haufen der Diebs- und Mordsgeschichte vor sich aufgestapelt hatte, den sie eifersüchtig bewachte, daß nicht etwa eins oder das andere Heft entwendet wurde, um ihr den Ruhm zu nehmen, die größte Zahl gefertigt zu haben.

Fräulein von Knebel war eine Person, die alles und jedes mit ganzer Kraft betrieb.

Also hier sitzt die Familie mit ihren Gästen in Wohlsein beisammen, und man denkt mit Behagen an die beiden armen Sünder; die stecken miteinander in dem gar festen Stübchen, zu dem keine menschliche Hilfe mehr dringt.

Es liegt hoch oben in dem düstern Hause, das zu Strafe und Zucht der frechen, unklugen, unglücklichen und infamen menschlichen Kreatur, die sich nicht erziehen lassen will, erbaut wurde. Jetzt, in unseren Tagen, ist das Haus in ein ehrenwertes Landesgericht umgewandelt, und statt der Spitzbuben sitzen würdige Männer darin, ehrenwerte Landräte und Landrichter, die frei und fröhlich ein und aus gehen können, die mit Behagen die Sonne, ganz wie die seligen Spitzbuben einst, durch die vergitterten Fenster scheinen fühlen, die leben, atmen, ganz wie diese, nur, daß sie durch ihre kluge und würdige Lebenswahl freie, angesehene Leute geblieben sind und bewahrt wurden vor straffälligen, verpönten, unklugen Sünden und Torheiten, wie sie nur ein Unsinniger, ein Verzweifelnder fertig bringt.

Die beiden Spitzbuben aber, Becher und Sommer, saßen im Hause, als es noch seine Leute hinter Schloß und Riegel hielt; die Wolken zogen darüber hin und zogen auch über den Galgen, der auf zwei baumelnde Gestalten in aller Gemütsruhe wartete. Die beiden Spitzbuben kannten Weimars Umgegend, kannten den Galgen, sahen sich zappeln, sahen sich baumeln. Das Haar stand ihnen zu Berge, die Knie schlotterten ihnen, die Zunge klebte am Gaumen, das Herz stieß und klopfte. Die Hände waren naß von kaltem Schweiß, und die Apothekergesellschaft dachte ihrer in Behagen bei dem Heften der Bogen, die den Tod, die letzte kommende Qual der armen Burschen schon schilderten; und als unsere Gesellschaft gerade im besten Heften und Kleben sich befand, jeder auch schon bei seinem zweiten und dritten Stück Kirschkuchen angelangt war, bei gutem Appetit, den muntere Arbeit förderte, da öffnete sich die Türe, die von dem Zimmer aus direkt auf die Treppe führte, und herein trat vorsichtig, den Kopf zuerst durch die Türspalte steckend, der unheimliche Geselle unten aus der Apotheke.

„Diener, meine Herrschaften", sagte er mit seiner knarrigen Stimme und grüßte mit der dürren Hand, die aus einem allzu kurzen Ärmel sonderbar hervorstand. „Ich wollte nur oben vermelden, daß es diesmal mit den Büchern nichts ist. Sie haben den einen begnadigt. 's bleibt nur bei Sommern." Wie aus einem tiefen Traum plötzlich erweckt, starrte die Gesellschaft sprachlos den gefürchteten Todesverkünder an, der heute ausnahmsweise seine Rolle geändert und, wenn man recht gehört hatte, der Verkünder eines erfreulichen Ereignisses geworden war. Aber man mochte wohl nicht recht gehört haben, denn es war nach der Botschaft des Gehilfen ein augenscheinlicher, ungemütlicher Druck bei einigen Gliedern der Gesellschaft zu konstatieren, und zwar gehörten diese Glieder durchweg der Familie des Kupferstechers an. Die erste, die sich sammelte, war Fräulein von Knebel; die fragte den

Gehilfen, der noch in der Tür stand: „Nun sag' Er mal, wie ist denn das gekommen, und gerade Bechern?"

Der Gehilfe zuckte, wie es seine Art war, die Achseln und blickte spöttisch auf die Gäste, ohne etwas zu erwidern.

Nach einer Weile sagte er trocken: „Gesegnete Mahlzeit!" und wendete der Gesellschaft langsam den Rücken, um aus der Tür zu gehen.

„Das ist aber schrecklich!" rief Anne Müller, die jüngste der Kupferstecherkinder, in enttäuschtem Ton, „da wird's nun nichts."

„Seht mir das blutdürstige Geschöpf an", sagte der Apotheker schmunzelnd. „Na, Anne", und er klopfte ihr auf die Schulter, da drangen dicke Tränen in Annes Augen und rannen ihr über die roten, runden Wangen.

„Teufel auch, was hat sie denn?" fragte der Apotheker und blickte die Glieder der Kupferstecherfamilie der Reihe nach an. „Na, was habt ihr denn?" fragte er noch einmal; denn auch die anderen Müllerskinder und selbst der behagliche, rundliche Freund Kupferstecher konnte eine gewisse Niedergeschlagenheit nicht verbergen. „Was habt ihr denn mit Bechern gehabt, daß euch seine Begnadigung so zu Herzen geht; das ist mir ja etwas ganz Neues, erzählt doch! — Kennt ihr ihn denn?"

„I, bewahre," sagte der Kupferstecher, „das ist den Kindern ihre Sache; Anne, wollen wir's sagen?" wendete er sich an seine Tochter, deren Tränen noch immer reichlich flossen; „aber das merke dir: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Erzähle!"

Anne blickte unter Tränen auf ihre Geschwister, die beide übellaunig und verdrossen dasaßen.

„Der Vater hatte mir's geschenkt", begann Anne schluchzend und blieb im Anfange stecken, denn ihre Tränen machten ihr zu schaffen.

„Na", ermunterte sie der Vater. Anne war aber jetzt erst

recht ins Weinen gekommen und schenkte der Aufforderung, fortzufahren, kein Gehör, so daß der Kupferstecher selbst das Wort nahm und sagte: „Man muß immer auf das junge Volk bedacht sein, das will sich bald so vergnügen, bald so. Ein armer Vater hat seine liebe Not! Vor ein Wochner sechse verehre ich meiner Anne zu ihrem Geburtstag die beiden kleinen Zeichnungen", der Kupferstecher schlug mit der Hand auf eins der Heftchen, „und sagte Anne, was ich damit vorhab, daß sie in Kupfer gestochen werden sollen usw., und daß der Erlös, den ich damals dem armen Tierchen im voraus verehrte, zu einer Partie nach Schwarzburg bestimmt sei. Nun haben wir's gehabt", sagte er und schlug sich auf die runden Knie. „Jetzt können wir den ganzen Schwindel einpacken, und die armen Kinder sind um ihr Sommervergnügen gekommen."

„Das weiß der liebe Himmel", rief die Apothekerin mitleidig und bewegt. „Wenn von oben einmal was getan wird, Gott sei's geklagt, daß es immer am unrechten Platze geschieht!" Anne heulte unaufhaltsam, und die beiden älteren Geschwister versanken in einen unergründlichen Mißmut.

Der Kupferstecher war aufgestanden und ging im Zimmer auf und nieder, hatte die Hände in der Erregung über dem Bäuchlein gefaltet und schnippte mit dem Daumen. Fräulein von Knebel hatte sich ganz der christlichen Pflicht, zu trösten, hingegeben und karessierte Annen auf alle Weise, indessen die übrige Gesellschaft nachdenklich auf die Hefte blickte, die mit einem Male wert- und bedeutungslos vor ihnen lagen.

Der Kupferstecher blieb nach längerem Auf- und Niedergehen stehen und sagte mit einer komischen und bittersauren Miene: „Ich bleibe dabei, es hätte dem Kerl nichts geschadet, wenn sie ihn morgen mitsamt dem andern ins Jenseits spediert hätten." Er schnippte mit der Hand in der Luft. „Da haben wir uns hineingerannt, allein das Papier vier Reichstaler, Druckkosten und dergleichen gar nicht gerechnet."

„Ja, ja, ja", sagte der Apotheker und schüttete ein Glas süßen Weins hinunter.

Die Gesellschaft hatte ein stilles und bedrücktes Aussehen angenommen.

Da klang plötzlich die helle, frische Stimme unseres guten Ratsmädels, der Röse. „Ich wüßte schon, wie man es machen könnte", sagte sie ruhig.

„Na?" fragte der Apotheker.

„Streicht doch den Becher aus und verkauft nur Sommer, das schadet ja nichts, wenn Becher mit daran hängen bleibt."

„Teufelsmädchen!" rief der Kupferstecher überrascht. „Das läßt sich hören! Ja, wenn man Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat!"

„Hoch Röse!" rief der Apotheker und schwang sein Gläschen. Neues Leben fuhr in die Gesellschaft. Blaustifte wurden geholt, es wurde gestrichen, gestrichen, gestrichen, der Begnadete wurde von dem Verurteilten, dem armen, geschieden, wie das ja überall auf Erden der Fall ist.

Die Geschwister blickten wieder munter ihrer Sommerpartie entgegen, die ihnen der Tod des armen Burschen, aller Berechnung nach, einbringen sollte. Nur Anne sagte als Nachklang ihrer Schwermut mit weinender Stimme: „Wenn sie den anderen nur nicht auch begnadigen."

Röse wurde an diesem Abend außerordentlich gefeiert.

„Ein heller Kopf ist etwas wert", sang der Apotheker in allerlei schelmischen Melodien und Variationen ihr zu. Röse war sein ganz besonderer Liebling.

Als am Abend die Gesellschaft nach Hause ging, mußten sie an dem Gerüste vorüber, auf welchem über dem armen Schelme Sommer der Stab am anderen Morgen in aller Frühe gebrochen werden sollte.

Als die lustigen Leute in der unheimlichen Nähe standen, da wurden sie alle still und bedenklich.

Röse, die am Arme Budangs ging, sagte, indem sie sich

fester an ihn hing: „Morgen wird Sommer doch auch, wie damals der andere, auf einer Kuhhaut nach dem Galgen geschleift?"

„Ja", sagte Budang.

„Ach, Budang," fuhr Röse nach einer Weile fort, „ich will wirklich immer recht gut sein!"

„Ja, das denke ich," sagte Budang lächelnd; „aber du bist müde," fügte er hinzu, „du hängst dich ja ganz schwer an meinen Arm. Paß auf, ich will dir noch etwas sagen."

„Na?" fragte Röse.

„Die Schillers-Mädchen und Ernst, ihr, Horny und ich, wir sind miteinander zu Sperbers aufs Gut eingeladen. Wir wollen es jetzt noch auf dem Wege bereden."

„So?" sagte Röse, „das ist vom alten Sperber vernünftig, daß er endlich sich entschlossen hat."

„Was hast du denn zu versäumen?" fragte Budang.

„Ich, das ich nicht wüßte! Ich kann nur solch ein Zaudern nicht leiden. Vor vier Wochen läßt er es bei uns durch die Butterfrau sagen, und nichts wird dann wieder von ihm gehört."

„Ernst," rief Budang, „wartet einmal." Ernst, Marie und Horny gingen vorauf und blieben auf Budangs Ruf stehen.

„Ihr seid wohl auch gerade im Sprechen?" fragte Röse. „Wie machen wir es denn mit Sperbers?"

„Wir gehen, natürlich gehen wir", sagte Ernst von Schiller. „Wir wollten es nur oben bei Apothekers nicht bereden. Es paßt doch nicht, wenn wir halb Weimar dem alten Sperber auf den Hals bringen, und Müllers wären ruhig mitgegangen, die machen alles mit. Nein, wir wollen unter uns bleiben. Die Schwestern sind natürlich bereit und lassen euch sagen, ihr sollt eure rotpunktierten, hellen Kleider mitnehmen. Sie machen es auch so."

„Nun, und wann gehen wir?" fragte Röse.

„Heut' haben wir Freitag," erwiderte Marie, „da dächte ich, wir setzten Montag fest, da kommen wir um die Kirche, denn Sperber würde uns auf alle Fälle hineinstecken, der hält's nun einmal mit seinem Pfarrer."

„Und wir müssen so schon bei Pastors schlafen", fuhr Röse dazwischen. „Wir wissen es, wie es dort ist, nicht, du?" sagte sie lachend zu Marie.

„Ja, schade, daß ihr nicht bei Sperbers unterkommen könnt", meinte Budang.

So waren sie bis vor Röses und Maries Haus gekommen. Großer Abschied, und die Mädchen tappten miteinander die dunklen Treppen hinauf.

Am anderen Morgen sah die Mutter mit ihnen die rotpunktierten Kleider durch; beide bestürmten sie auf das innigste, liebenswürdigste und überzeugendste, sie wollten ein neues Band auf ihre großen Hüte, und sie bekamen es und waren glücklich.

Mittlerweile war der unglückliche Sommer auf seiner Kuhhaut dem Tode zugeschleift worden, und der Galgen trug seine Zierde zum letztenmal, denn Sommer war Weimars letzter Gehenkter.

Am Montag, himmelfrüh, brach von der Wünschengasse die Gesellschaft auf, unsere fünf guten Freunde, die beiden Schillerschen Töchter und ein kleines, mageres Pferdchen, das mit Ernst von Schiller in Beziehung stand, da es von ihm schon zu manchem Spazierritt gemietet worden war, wenn er einmal Lust bekam, auf Pferdesrücken sich dem Leben und seinen Gefühlen hinzugeben.

Jetzt war es mit Schals, mit Päckchen und Körben beladen. Die rotpunktierten Kleider von den Ratsmädchen und den Schillerschen waren sorgsam dem guten Tiere anvertraut worden, und Ernst bekam von den Schwestern und von Röse und Marie wahrhaft begeisterte Erklärungen, die seine Klugheit, seinen ausgezeichneten Verstand betrafen.

Er hatte nämlich die Gesellschaft mit der Idee und deren Ausführung, das Pferdchen zu engagieren, überrascht. So zogen sie durch die morgenstille Stadt, dem langgestreckten Ettersberge zu, nach dem Gute des alten Sperber.

Welch schöne Verbindung von erster Jugend, herrlicher Morgenfrische, Aussicht auf ein paar gute Tage, allseitigem Wohlgefallen aneinander und Sorglosigkeit gab unsere Gesellschaft ab!

Sie hatten einen tüchtigen Marsch bis zum Gute des Herrn Sperber vor sich, und ein gutes Stück mußten sie über Felder, über schattenlose Wege gehen; aber ein frischer Wind wehte den ganzen Tag. Das Korn stand in Blüte und duftete, und die Sonne ließ die Wangen höher glühen; sie ließ die Züge der schönen Mädchen noch weicher, lebensvoller als sonst erscheinen.

Budang, ein großer Botaniker, war bemüht, die Gesellschaft auf allerlei Merkwürdigkeiten aufmerksam zu machen, und es dauerte nicht lange, so hatte das Pferdchen eine kleine Naturaliensammlung auf dem Rücken und die Mädchen rote Mohnkränze auf den Köpfen.

Die Wege auf dem Ettersberg gaben dem Sammler reiche Ausbeute an allerlei Versteinerungen, und die Mädchen wußten es schon, es gab für alle zu schleppen, wenn sie mit Budang dort lustwandelten.

Gegen Abend erst gelangten sie zu ihrem Ziele, denn der Weg war durch allerliebste Aufenthalte, kleine Mahlzeiten, soviel als möglich verlängert worden.

Vor dem Gutstore kam ihnen eine wohlbekannte Gestalt entgegen. Das war die Gutsbesitzerin selbst, die lustige, kleine Alte mit der großen rosa Schürze, dem Schlüsselbunde, den nickenden Bändern an der Haube. Ein Windzug bewegte ihr die weite Schürze und ließ sie, bestrahlt von der Abendsonne, flattern und in unerhörten Rosa-Farbentönen leuchten.

Die wartende Gestalt mochte auf die ankommenden Gäste einen verheißungsvollen Eindruck machen; denn mit Jubel und Winken und heiteren Lauten, mit noch durch die Entfernung unverständlichen Zurufen näherte man sich ihr.

Und ebenso schien sie erfreut zu sein, als die mit rotem Mohn bekränzten Mädchen, das Pferdchen, die drei Kameraden herankamen, denn sie schlug einmal über das andere Mal die Hände zusammen, man sah sie schon von weitem lachen, und als die Gäste so nahe waren, daß man wagen konnte, die Begrüßungsformeln etwas detaillierter und augenscheinlicher machen zu können, schwenkte die kleine, runde Frau ihr Schlüsselbund in der Luft und ließ es klingen und tat dies mit außerordentlicher Geschicklichkeit, bog sich dabei mit dem Oberkörper hin und her, im Takte, je nachdem sie mit dem Schlüsselbunde, das sie wie eine Kastagnette handhabte, klirrte und klapperte.

Die Gäste kamen schließlich laufend auf ihre Wirtin zu, und auch das Pferdchen wurde dazu veranlaßt, einen gelinden Trab anzuschlagen. Nun allerausführlichste Begrüßung, Umarmung, jedes bekam seinen festen Kuß von der Frau Gutsbesitzerin.

„Nun, mein Alter wird Augen machen, wenn er euch in den Kränzen sieht", sagte sie und betrachtete die Mädchen. „Seht nur einer, Klatschrosen! Ja, die Jugend! Die liebe Jugend! Die verdammten Klatschrosen! Und hier machen sie sich, ja, alles hat seinen Zweck auf Erden!"

Sie klopfte Röse auf die Wangen. „Aber habt ihr denn gesehn", sie wies auf Rösens Kranz, „was das Zeug dies Jahr gediehen ist? Da stecken ja die Felder voll zum Erbarmen. Na, der Alte wird Augen machen", schloß sie wieder. „Wo habt ihr den Klepper her?" begann sie aufs neue und klopfte dem Pferdchen auf die Schenkel, „der soll sich wundern, wie es ihm diese Tage gehen wird. Du alter Häckselsack", und

wieder bekam das magere Viehchen einen freundlichen Klaps von seiner Wirtin, der gleichbedeutend war mit einer Anweisung auf ein paar tüchtige Metzen Hafer. Jetzt traten sie in den Gutshof ein.

Das war ein Gutshof! Jeder Mensch, dem Gott wohl will, soll in schönen Jugendtagen einmal auf solch einem Gutshof ein paar Tage, ein paar Wochen gewesen sein, damit er wenigstens weiß, was Behagen, was Fülle, was Sauberkeit, Nützlichkeit, was gesunder, kräftiger Geruch, was schönes Vieh in gut gepflegten Ställen, was Wohlhabenheit und Stattlichkeit ist; damit er erst begreifen lernt, welche Harmonie zwischen dem schön geschichteten Misthaufen und der hohen, breiten Linde auf solch einem Hofe besteht, wie sie beide miteinander ein Ganzes bilden, einen einzigen Eindruck.

„Da kommt er ja, mein Alter", rief die muntere Herrin des schönen Hauses, und richtig, aus dem Laubengang, der um das Wohnhaus führte, trat der alte Sperber, der wunderlich gut zu seinem Frauchen paßte.

Auch er war eine kurze, rundliche Gestalt, wie es schien, behende, denn auch er bewillkommnete die Gäste schon von weitem mit den lebhaftesten Bewegungen, und wie die Frau den Schlüsselbund, so schwenkte er die große Tabakspfeife. Sein Gesicht hatte eine stark rötliche Färbung und leuchtete vor Behagen.

„Da kommt ja die Gesellschaft!" rief der alte Sperber, als er schon unter der Bande stand. „Ihr habt's gut gemacht, daß ihr euch Zeit genommen, unser Jochen Henner hat euch ja vor so ein sieben Stündchen in Lützendorf getroffen, danach erwarteten wir euch um eins, zwei herum."

Der behagliche Alte zog seine dicke Uhr und hielt sie Budang unter die Nase. „Und was zeigt's jetzt? Jetzt geht's stark auf achte. Ihr mußtet dem Klepper wohl oft zureden, he? oder was habt ihr denn eigentlich gemacht? Das ist ein miserables Vieh, wie kommt ihr denn dazu?"

„Das ist Ernst sein Reitpferd", sagte Röse einigermaßen pikiert. Sie fand, daß das Pferdchen gar so übel nicht war, und daß sich Ernst oft sehr stattlich, wenn man nur den rechten Standpunkt hatte, darauf ausnahm.

„I, der Tausend, wohnt bei euch in der Stadt ein närrisches Volk, wenn man das ein Reitpferd nennt! Meinetwegen!"

Er rief einen Knecht herbei und befahl ihm, „das Reitpferd" in den Stall zu führen und abzuladen, und ging mit seinen frischen Gästen dem Hause zu.

„Schade, das ganze Gesindel kann nicht bei uns unterkommen, wir haben euch beide, da — euch beide" — er wies auf Röse und Marie. — „Ihr müßt eben zum Pfarrer, weil ihr die Frau kennt; schlimm genug für euch." Das murmelte er in den Bart und paffte blaue Wölkchen aus seinem Pfeifenkopf. „Sapperlotsches Volk, die Pastors", brummte er. „Aber jetzt wollen wir erst beieinander sitzen. Übrigens seid ihr nur für die Nacht dort untergebracht. Am Tage werde ich mich hüten, euch drüben zu lassen in dem Gewirre. — Teufel auch, es ist kein Spaß, dort unterkriechen zu müssen."

„Uns macht es nichts aus, und wenn sie dort noch mehr hätten", versicherten die Mädchen. Es handelte sich hier um den großen Kindersegen des Pfarrhauses, das durch diesen Umstand für den Gutsbesitzer Sperber, der über alles seine Behaglichkeit und Ruhe liebte, etwas Unheimliches hatte.

Er verehrte den würdigen Pfarrherrn. Er war ihm ein angenehmer Begleiter, um mit ihm über Land zu gehen.

Sie spielten Tarock miteinander; doch bei allem, was er mit dem Pfarrer vornahm, mußte dieser durchaus von den Seinen isoliert sein. Ja, der alte Sperber vermied es sorgfältig — nur in den dringendsten Fällen machte er eine Ausnahme — sich nach des Pfarrers Frau und Kindern zu erkundigen. Er bestritt auch auf das heftigste und wiederholt gegen seine eigene Frau, daß er wisse, ob der Pfarrer zehn, dreizehn oder siebzehn Kinder habe, trotzdem er von der kleinen

Gutsbesitzerin mit der Anzahl dieser armen Kinder auf das nachdrücklichste und eindringlichste, so oft er fragte, bekannt gemacht worden war. Er wollte es nicht wissen und damit basta!

Der Pfarrer hatte nach dem Tode seiner ersten Frau zur Lebensgefährtin eine Elementarlehrerin gewählt, die auch unsere Ratsmädel einmal unter der Fuchtel gehabt und die sich jetzt zur Beherbergung ihrer beiden früheren Zöglinge erboten hatte.

Als der Pfarrer dem Gutsbesitzer vor einigen Jahren seine in Aussicht stehende Verbindung mit dieser würdigen Person anzeigte, mit besonderer Hervorhebung eben dieser Eigenschaft „der Würde", sah der Gutsbesitzer ihn gleichgültig an, sagte: ‚Bon' pfiff ein Stückchen, um vielleicht anzudeuten, daß der gegenwärtige Augenblick ihm von außerordentlicher Gleichgültigkeit sei.

Das Gutsbesitzerpaar hatte den einzigen Sohn in der Kriegszeit verloren.

Er war fürs Vaterland gefallen, und die beiden Alten hatten den Verlust tapfer getragen. Das schöne Gut war ohne Erben; aber sie zeigten sich beide gelassen darüber, hatten ihre Einrichtungen getroffen, Stiftungen bedacht und trugen ihren Kummer nicht zur Schau, hatten sich wohl auch damit auf eine gottergebene Weise abgefunden und lebten in Wohlgefallen aneinander ganz behaglich.

Das Abendessen, das die junge Gesellschaft bei ihren Wirten erwartete, zeugte von ländlichem Überfluß an den Dingen, womit die Leute unten in Weimar sparsam umgehen mußten.

Röse und Marie hatten seit jeher den Eindruck von dem Gute des alten Sperber gehabt, als wäre in Wahrheit hier das Land, in dem Milch und Honig fließt.

Bis in die Baumblüte hinein, erhielt die Frau Gutsbesitzerin die besten Äpfelsorten noch so frisch und schmackhaft wie um Weihnachten und konnte ihren Gästen immer Über-

raschendes, Ausgesuchtes vorsetzen. Die alte Sperber hatte ihre ganz besonderen Geheimnisse, hinter die sie niemanden so leicht kommen ließ. Sie buk berühmte Kuchen, und in welchen scheinbar unvertilgbaren Massen! Rats hatten so manche Kiste, vollgepackt mit verlockenden Dingen, zu allerlei Festen und zur Kirmes von der Frau Pate, wie die Gutsbesitzerin in der Wünschengasse benannt wurde, geschickt bekommen.

Und das Bild der Frau Pate stand Marie und Röse vor der Seele, stets umgeben von den verlockendsten Produkten ländlicher Koch- und Gartenbaukunst.

Während des Abendessens war man äußerst heiter, der Abendglanz des sonnigen Tages, den die junge Gesellschaft in aller Muße im Freien zugebracht hatte, in sorglosem Behagen, lag noch über den Gesichtern ausgebreitet, und die Stimmung aller schien wie von klarer Sommersonne durchdrungen.

Nachdem sie allen Herrlichkeiten gründlich zugesprochen, spielten sie in der großen Laube vor dem Hause Pfänderspiele; zwei junge Leute, die auf dem Sperberschen Gute ihre Lehrjahre durchmachten, fanden sich noch zu den übrigen, und mitten unter der ausgelassenen Jugend vergnügte sich das Gutsbesitzerpaar auf das beste.

Die beiden Ratsmädel befanden sich in einem Taumel von Vergnügen. Der Gutsbesitzer tat mit, als gehörte er zu dem jungen Volk, und gewann bei den Pfändern auch wohl einen Kuß von den Mädchen.

Röse, der Schelm, war hellsehend genug, ihre Küßchen keineswegs für etwas Gleichgültiges zu halten.

Bei einer Gelegenheit, wo es zweifelhaft erschien, ob der Wirt solch einen artigen Gewinn gemacht hatte oder nicht, und man sich darüber stritt, sagte Röse, um die es sich handelte, zu Budang und Franz Horny: „Das nehmen wir bei dem guten Sperberchen nicht so genau, ihr seid mir die rechten, so

zu streiten", damit sprang Röse auf und fiel dem alten Gutsbesitzer um den Hals und küßte ihn auf das anmutigste. „Du Prachtmädchen, du", sagte der gute Sperber und drückte das liebe Geschöpf gerührt an sich. „Ja, so ein Töchterchen zu haben!" murmelte er und strich Röse über das dichte blonde Haar. „Ja, meine Alte!" und er nickte seiner Frau mit feuchten Augen zu.

Als Röse zu Marie und Budang trat, blickte die Schwester sie unzufrieden an. „Siehst du, Röse," sagte sie, „was mußt du denn den Leuten die Nase lang machen. Ich glaub's wohl, daß sie sich für ihr Gut ein paar Mädchen wünschen oder auch ein paar Jungen. Nun hast du den beiden das Herz schwer gemacht."

„I gar. Na Budang," sagte Röse mit schon von Tränen unsicherer Stimme, „nun siehst du einmal, wie Marie sein kann."

Damit wendete sich Röse ab und huckte sich neben die Gutsbesitzerin auf ein Fußbänkchen, das dort stand, legte ihren Kopf auf die Knie der kleinen Frau und ließ sich wie eine Katze streicheln und im blonden Haar krauen und knurrte dabei vor Behagen; vielleicht, um damit zu beweisen, daß sie sich trotz des Ärgers außerordentlich wohl befände.

„So macht sie's," sagte Marie zu den drei Kameraden, „da mag zu Hause geschehen, was da will, und wenn sie eine um die Ohren gekriegt hat. Wir kennen das schon."

Franz Horny fragte: „Dauert's lange bei ihr?"

„Bewahre," sagte Marie zu ihm, „wenn wir irgend etwas Neues jetzt anfangen, da ist alles vorbei; aber hört nur!"

Wie Marie vorausgesagt hatte, so geschah es; als man mitten in einem neuen Spiele sich vergnügte, war unsere Katze glatt und munter wieder dabei. Nicht gar zu spät trennte man sich, denn die Ratsmädchen durften die Pastorsleute nicht aus dem Bette holen. Die Gutsbesitzerin trieb die beiden an, als es Zeit war zu gehen, lud ihnen ihr Bündelchen auf

und entließ sie mit der Weisung, vernünftig zu sein und dort die Wirtschaft nicht noch zu verschlimmern. Als sie durch den Pfarrgarten gingen, kam ihnen ihre frühere Lehrmeisterin entgegen. Sie schien vor dem Hause etwas zu lustwandeln.

„Da kommt ihr ja", rief sie den Mädchen zu. „Ihr müßt aber mit unten schlafen, hat es euch die Sperbern schon gesagt?"

„Ja", erwiderte Marie.

„Nehmt's, wie es ist", fuhr die Pfarrerin trocken fort.

Sie traten miteinander in den Hausflur ein; da drang aus einer halb offenen Tür, aus der ein matter Lichtschein in die Dunkelheit fiel, ein merkwürdiges Summen, Poltern, Kreischen, Quieken, Schimpfen, Rücken, Zischen und Huschen.

„Da schlafen die Kinder", teilte die Pfarrerin mit und öffnete die Tür vollends. Welcher Anblick! In einem durch eine Öllampe, die mitten im Zimmer von der Decke herabhing, dämmerig erleuchteten Raume bewegte es sich auf eine überraschende Weise. Überall schlüpften rosige, weiße Gestalten. Auf den Betten sprang es, auf der Diele schlüpfte es, und bei dem ersten Schritte in dieses Reich zupfte es schon von allen Seiten den Mädchen an den Röcken.

„Daß euch doch gleich!" rief die Pfarrerin und schwang in demselben Augenblick einen Stock, den wohl ein guter Geist ihr während ihres Eintritts in die Hand gespielt haben mußte, denn kurz vordem wußten Marie und Röse, daß sie unbewaffnet gewesen war.

„Wollt ihr wohl!" rief sie, „ihr Pack, geht in die Betten!"

Erheitert durch diese kräftige Anrede wurde dem Befehle der Pfarrerin auf schreiende, kreischende Weise nachgekommen. Sie gingen in die Betten.

Marie und Röse folgten den Bewegungen ihrer früheren Lehrmeisterin, wie diese sich über das eine und andere Bett bog: in jedem lagen zwei bis drei Pastorskinder für die Nacht verpackt. Sie sahen, wie die Herrin dieser Schlafstube Decken

energisch feststopfte, bedeutungsvolle Püffe austeilte und auf alle Weise bemerklich zu machen suchte, daß sie Ruhe wünsche.

In unklaren, kurzen Redensarten teilte sie, wie es schien, Befehle aus, wie: „Fort, du da aus dem Bett, fort da in das Bett! Das Bett bleibt frei!"

„Der haben sie schon übel mitgespielt", bemerkte Röse trocken zu Marie gewendet. „Sieh nur, wie verschlumpt sie ist. Du lieber Gott, sie war zwar unsere Lehrerin, aber leid tut sie mir doch!"

Es brauchte nur ein armer Sterblicher nach Rösens Meinung das Unglück gehabt haben, Mariens oder ihr Lehrer gewesen zu sein, so schien er ihnen für eine fühlbare Wiedervergeltung des Jammers, den er ihnen verursacht hatte, reif genug.

Aber dieses Maß, das über die arme Pfarrerin ausgeschüttet wurde, erschien selbst Rösen überreichlich.

„Ihr müßt schon hier fürlieb nehmen", sagte die Frau außer Atem. „Hier in dem Bett könnt ihr schlafen." Sie wies auf ein breites Bett, das wahrscheinlich drei Pfarrerskinder, die nun enger zusammen gesteckt waren, den Gästen zuliebe hatten räumen müssen.

„Macht's euch bequem." Diesen kühnen Ausspruch in dieser Umgebung tat die Pfarrerin auf eine sonderbare, fast spöttische Weise, als wollte sie sagen: „Mache es sich hier einer bequem!"

„Na, legt euch nur hin, sie werden es ja gnädig heute nacht machen ... Daß ihr mir die Mädchen nicht stört!" rief die Pfarrerin mit Feldherrenstimme. „Hier den Fritze," sie zeigte nach einem Bette, „den laßt nur ruhig, der hat den Keuchhusten. Er macht es mit sich allein ab, das ist das Beste. Schlafet wohl, ich muß hinauf zu den zwei kleinen Schreihälsen, wenn das nicht wäre, da hätte ich es anders mit euch eingerichtet."

Die Pfarrerin ging und ließ die beiden Mädchen mit der heimtückischen Gesellschaft allein. Kinder, die mit blinzelnden

Augen warten, bis die Mutter glücklich zur Tür hinaus ist, um dann unter den Decken vorzuschlüpfen und einen Hexensabbat nach ihrer Art zu feiern, sind das heimtückischste, was man sich vorstellen kann.

Noch blieben sie ruhig, und die Mädchen begannen, sich auszuschälen, vorsichtig, lautlos, denn es verlangte sie durchaus nicht danach, das Schauspiel von vorhin, als sie eintraten, wiederholt zu sehen.

Sie saßen miteinander in ihren Röckchen auf dem Bettrand und flochten sich die Zopfenden fester; da regte es sich hinter ihnen, zwei Burschen und ein Schwesterlein huckten da, befühlten die Zöpfe der Gäste, und der kleinste Bube krabbelte vorsichtig mit den Fingerchen über Rösens Hals.

„Da sind sie", sagte Marie seufzend, die sich durchaus nicht gern um ihren Schlaf bringen ließ.

Ja, da waren sie. Jetzt noch schweigsam, vorsichtig, etwas scheu; aber schon wichen diese mildernden Umstände. Das Bübchen, das zaghaft über Rösens Hals hingetippt hatte, schlug jetzt, in erwachendem Sicherheitsgefühl, mit der flachen Hand auf ihr weißes Fellchen los.

Die machte kurzen Prozeß, langte sich den kleinen Schelm vor und zog ihm ein paar tüchtige über, denn sie fand es für vorteilhaft, sogleich ein Exempel zu statuieren. Statt der erwarteten Wirkung aber trat eine allgemeine Begeisterung über Rösens Handlungsweise ein.

Sie sprangen wie auf ein gegebenes Zeichen aus den Betten und bestrebten sich allesamt und sonders, auf das Lager der armen, müden Dinger zu gelangen. Sie überpurzelten sich, die größeren stießen die kleineren herab, die kleinen kniffen und bissen die größeren in die Beine.

Schon hatten einige der kleinen Gestalten ihre weißen Lümpchen verloren und umkrochen, umpurzelten, über und über rosig, die beiden guten, ratlosen Ratsmädchen.

Es schien bei Pfarrers, wie bei den alten Römern, Sitte

zu sein, in der höchsten Regung der Begeisterung, wenn ein Schauspiel zum vollen Beifall aufforderte, ein Kleidungsstück nach dem anderen in die Höhe zu werfen, bis die Begeisterung befriedigt war und die Kleider ein Ende erreicht hatten.

Hier war das Ende schnell erreicht. Eines nach dem andern warf sein Hemdchen den Mädchen an die Köpfe und freute sich seiner Nacktheit ganz augenscheinlich.

Der Lärm wuchs, die Lage der Mädchen wurde wahrhaft bedrohlich, denn es zerrte und riß an ihnen von allen Seiten.

Mit einem Male fing Fritzens Husten an. Der unglückliche Schlingel huckte sich an einem Bettpfosten nieder und würgte und keuchte zum Erbarmen. Marie machte sich von dem zudringlichen Schwarm los, wickelte den armen Jungen in ein Kittelchen ein, setzte ihn auf eine Bettdecke, daß er doch etwas Behaglichkeit hatte, und ging zurück, Rösen zur Hilfe, die eben einen ungefähr achtjährigen Ruhestörer in der Mache hatte, ihn mit Schlapps und Bengel auf das freigebigste traktierte. „Schlapps" schien den Pfarrerskindern ein neues, verheißungsvolles Wort zu sein, denn im Chor wurde es freudig wiederholt. „Ihr seid selbst ein Schlapps!" rief ein kleiner Dicker, zu den Mädchen gewendet.

„Ja, sie sind Schläppse!" rief es von allen Seiten. „Das sind Schläppse!"

„Ihr seid ein unerhörtes Volk", räsonierte Röse dazwischen; „das ist ja eine miserable Wirtschaft bei euch."

„Ja, Schlapps! Ja, Schläppse!" schrie es wieder durcheinander, quiekend, lachend, sprudelnd.

Jetzt schien der Höhepunkt, der diese Nacht unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war, erreicht zu sein. Der arme Fritz hustete, weinte und lamentierte aus vollem Halse, und die von menschlichen Leiden unbehelligten Bälger trieben ihre Ausgelassenheiten und Frechheiten unentwegt weiter, und zum Überfluß entwichen noch zwei, liefen zur Tür hinaus in den monddurchschienenen Garten. Röse ging ganz

erschreckt in ihrem Röckchen den beiden Flüchtlingen nach, durch den Mondschein, über den großen Rasen im Garten. Der Tau rann ihr über die bloßen Füße, das Unbehagen, so nachts im Pfarrgarten zu stehen, trieb sie, umzukehren, ohne die Ausreißer mitzubringen, die sie wie Gespensterchen im Mondschein zwischen den Büschen hüpfen und aufschimmern sah. Sie war noch nicht lange wieder eingetreten und hatte kaum auf dem Bette neben Marie Platz genommen, als die Tür aufging und eine mächtige, gespenstige Gestalt in einem dunklen, faltigen Mantel und einer Schirmmütze eintrat. Neben dieser Gestalt tauchten in derselben Tür die beiden Ausreißer auf.

„Marsch, in die Betten", sagte das Gespenst in ruhigem, sachgemäßem Tone und auf eine Weise, als wäre es ihm nichts Neues, um diese Stunde hier ein- und auszugehen. „Allons, allons, wird's bald, ihr boshaftes Volk!"

„Du, das ist der Nachtwächter," sagte Röse, „da hat er ja sein Horn."

„Herr Jesses, ja", flüsterte Marie und schlüpfte unter die Decke.

Als alles in Frieden lag, wendete sich der Nachtwächter, der vollkommen unterrichtet zu sein schien, an Röse und Marie und sagte: „Die Jungfern sind da in etwas Schönes hineingeraten. Ich dachte es mir gleich, daß es heute nacht schön hergehen würde, und bin darum schon zeitig gekommen. Ich sah vorhin die Jungfer auch im Garten stehen und wußte schon, wie es hier zuging."

„Kommt er denn jede Nacht herein?" fragte Röse.

„Ja, ja," sagte der Nachtwächter, „sonst ging's wohl nicht. Ich komme gar oft und schaue nach, Stunde für Stunde; aber nichts für ungut, ich werde mich schon vorsehen, daß die Jungfern jetzt schlafen können."

So zog der Nachtwächter ab, und die Pfarrerskinder versanken in einen respektvollen Schlaf, den ihnen die würdige

Erscheinung der hohen Obrigkeit eingeflößt hatte. Und auch Marie und Röse fanden endlich Ruhe und bemerkten nicht, wie allstündlich, bis die Sonne aufging, der Nachtwächter die Runde durch das große Schlafzimmer machte, die Decken der Pfarrerskinder zurechtrückte, wie er auch vor dem Bette der Ratsmädchen stehen blieb und wohlgefällig auf sie hinblickte. Sie hörten auch nicht, wie er jedesmal, wenn er aus dem Hause trat, in sein Horn tutete und sein Lied absang. Das war Bestimmung des Pfarrerpaares, das dadurch des Nachtwächters Umschau im Schlafzimmer kontrollieren konnte.

Er tutete aber auch an keiner Stelle des Dorfes mit der Befriedigung und dem schönen Bewußtsein der Pflichterfüllung, wie in dem Garten des Pfarrers.

Als der Nachtwächter nach seinem ersten Rundgange auf die Landstraße trat, stand der Mond in vollster Klarheit am Himmel, schimmerte über die Felder und über das Dörfchen, das in sanfter Ruhe im Silberlichte lag, in dem jetzt auch das unruhigste Haus, das dem Frieden des guten Dorfes Abbruch getan, durch den Nachtwächter beruhigt und eingeschüchtert worden war.

Am frühen Morgen schlüpften die beiden Mädchen in die Kleider, als hätten sie gestohlen, und machten sich eiligst aus dem Staube, ehe alles im Haus zum Leben erwachte. Sie banden sich die Schuhe in ihrer Hast auf der Dorfstraße zu. Als sie in den Gutshof traten, kam ihnen Budang entgegen. „Na, wie habt ihr denn geschlafen?" rief er.

„Da schlaf' einer," bekam er von Röse zur Antwort, „das sind ja miserable Zustände dort!" Jetzt kam auch der alte Sperber auf sie zu, schlug die Mädels zum Morgengruß auf die runden Schultern:

„Pastors Kinder und Müllers Vieh
Gedeihen selten, — oder nie."

fügte er belehrend hinzu.

„Das muß wahr sein", brummte Röse.

„Wenn das so bekannt ist, daß man sogar einen Vers darauf gemacht hat, da sollten die Pfarrer doch wahrhaftig lieber keine Kinder haben, wenigstens nicht so viele, wie deiner drüben."

„Da bin ich ganz deiner Meinung", nickte der Gutsbesitzer nachdenklich.

„Ja, aber mit dem Vers, Röse, wenn du wüßtest, wie wenig es nützt, ob auf das Ding ein Vers gemacht ist oder nicht. — Da unten in Weimar, eure Gesellschaft, frag' sie nur, was es der Welt nützt, daß sie solche strafbare Massen zusammenschreiben — in dem verruchten Nest! Sie werden selbst sagen, wenn sie noch einen Tropfen gesunden Verstand übrigbehalten haben, daß alles beim alten bleiben wird. Was schwarz auf weiß dasteht, hilft verflucht wenig; nur die Dinge sind die wahren, die aus den Tages- und Nachtstunden, wie aus ihrem Erdreiche selbst herauswachsen. Das andere Zeug taugt nichts: Es ist gut, daß wir einmal darauf kommen, ich muß sagen, mir ist's lieb, daß zwischen mir und eurem verdrehten Weimar der gute, alte Ettersberg liegt. Bei euch ist mir die Wirtschaft mit der Dichtersbagage nachgerade zu überschwenglich geworden! Das geht ja über unsereins hinweg, als wären wir bis aufs letzte im Preise gesunken! Na, mich hat Weimar lange nicht gesehen; fragt einmal, was dazumal, ehe der Schwindel bei euch losging, der alte Sperber in Weimar galt, fragt einmal, ob er nicht überall der erste gewesen ist. Ja, das waren damals noch Zeiten! — Du lieber Gott!"

Der Gutsbesitzer ging in Gedanken versunken zwischen den beiden Mädchen.

„Na", sagte Röse begütigend, „wie die Zeit für den Herrn Paten bei uns vergangen ist, so vergeht sie auch für die anderen."

„Nur mit dem Unterschiede," setzte der Gutsbesitzer hinzu, „den alten Sperber haben sie bei Lebzeiten schon vergessen. Mit denen jetzt werden sie's anders halten."

„'s ist auch natürlich, Pate", meinte Röse. „Die haben auch ihren redlichen Plack gehabt, bis sie so weit gekommen sind. Wir wollen's ihnen gönnen, du lieber Himmel, und wenn ich dächte, ich sollte mein Lebelang wie unsere Weimarischen arbeiten, um schließlich berühmt zu werden, proste Mahlzeit, ich würde mich bedanken!"

„Hör' einmal, Röse," unterbrach Budang sie, „laß Horny so etwas hören, der hat sowieso gesagt, daß wir dich das nächste Mal nicht mit ins Theater nehmen, weil du so unartig und unverschämt sprichst, und dann will ich den Jammer nicht sehen."

„Wenn ihr Röse nicht mitnehmt, geh' ich auch nicht", bekam Budang von Marie zur Antwort, und die Sache war erledigt.

Ein überreichliches Frühstück versammelte die ganze Gesellschaft. Währenddem wurde beraten, was man weiter beginnen wollte, und schon im voraus gab der Tag, da alle Wünsche betreffs der Unternehmungen zusammenfielen, das heiterste und anmutigste Bild. Es war für den Nachmittag ein Gang auf des Paten große Wiesen verabredet, auf denen gerade Heuernte gehalten wurde. Sie zogen nach Tisch aus; die Gutsbesitzerin hatte ihnen einen Korb voll verlockender Gegenstände gepackt, die Ernst Schillers Reitpferd aufgeladen wurden. Das gute Tier mußte seine Motion haben.

Dieser fröhlichen Heufahrt, als sie am Nachmittag zur Ausführung kam, gab Röse einen ganz besonderen, interessanten Beigeschmack.

Auf des Paten Wiese war ein großer Teich, an dessen Ufer die Gesellschaft sich gelagert hatte.

Röse war wie besessen vor Vergnügen über das schöne Wasser, hatte sich platt an das Ufer gelegt und die Arme in den Teich gehängt und diese hübschen, festen Arme „Fisch" spielen lassen. — Zu dieser Vorstellung verlangte sie, daß

alle zusehen mußten. — „Nun seht doch, seht doch!" rief sie. „Wie sie in den Grund fahren die beiden großen Hechte — da wird wohl etwas für ihren Schnabel stecken; — da, und nun sind sie wieder oben und plätschern." Und während sie das erklärte, spritzte sie um sich her, daß die hellen Wasserfunken über sie und die Zuschauer hinfuhren. Darauf sprang sie in die Höhe — um sich irgendeine andere Vergnüglichkeit auszudenken. Und nach unendlichem Gaukeln und Tollen platschte Röse von einem Steg, der zum Schöpfen in den Teich hinausgebaut war, wie es kaum anders zu erwarten stand, endlich ins Wasser.

Es wurde, während sie noch darin steckte, von Marie statistisch bewiesen, daß es das siebente Mal in Rösens Leben war, daß man sie aus dem Wasser ziehen mußte. Marie litt auch nicht, daß einer der Kameraden sich hineinstürzte, um die Schwester zu retten.

„Wartet nur, ich will es schon sagen, wenn es nötig ist. Es wäre ja schade um die schönen Anzüge."

„Röse, stehst du, hast du denn Grund?"

„Ja", prustete Röse, die tüchtig getaucht war, und der das Wasser bis an das Kinn ging.

„Dann tapp vorwärts", kommandierte Marie mit aller Kaltblütigkeit. Die beiden hatten Routine und benahmen sich bei solchen Gelegenheiten tadellos.

„Hier ist verdammter Schlick am Boden! Pfui Kuckuck!" schimpfte Röse.

„Warum bist du 'reingefallen!" gab die Schwester zur Antwort. „Vorwärts!"

Budang und Ernst von Schiller zogen den Fisch schließlich zum Ufer hinauf.

„Nehmt euch in acht, nehmt einen Stock, daß sie euch nicht so sehr anfaßt!" ermahnte Marie bei dieser Prozedur fortwährend. „Ihr habt keine Wäsche weiter mit."

Da stand nun der arme Schelm, die Röse, in der warmen

Sonne, lebendig zwar, aber triefend und tropfend. Um die allerliebste Gestalt lag das dünne Kattunkleidchen wie ein Schleier, aus den Zöpfen rannen Wasserbächlein.

Ernst von Schiller war auf seinem geschmähten Reitpferd davon galoppiert, um ihr vom Gute Kleider zu holen.

Franz Horny, der zukünftige Maler, blickte wie versunken auf Röse hin und sagte ruhig und träumerisch, wie es seine Art war, zu Budang: „Gibt es etwas Hübscheres als unsere beiden Mädchen?" Budang nickte ihm zu.

Inzwischen hatten sie Rösen ein Kämmerchen aus duftendem Heu aufgeschichtet, in dem sie aus ihren nassen Kleidern in trockene kriechen konnte, die durch Ernst von Schillers Bemühen und durch des Pferdchens Anstrengung schnell genug dasein mußten. Und so schnell, wie es sich irgend erwarten ließ, kam er auch angesprengt und schwenkte das punktierte Kleid lustig, wie eine Fahne. Als er Marie alles überreicht, sagte er in der lebendigen Erregung des schnellen Rittes: „Famos ist es, was für Unsinn die Leute sagen, wenn man mit einer unverhofften Nachricht kommt. Die Patin steht in der Tür, und ich rufe: ‚Röse steckt im Wasser bis über die Ohren!' ‚Herr Jeß!' schreit die Patin, ‚da ist sie gewiß naß?' Damit war sie aber schon in vollem Trab ins Haus hinein und nach den Kleidern."

Marie reichte der Schwester die Sachen in das Heukämmerchen von oben hinein. Und es dauerte nicht lange, da bohrte sich Röses freudestrahlendes Gesicht durch die duftende Wand.

„Ich bin jetzt schon ganz hübsch trocken!" versicherte sie der Gesellschaft. „Es dauert gar nicht mehr lange, aber es geht so schwer, ich muß mich auf den Knien anziehen, sonst gucke ich oben übers Heu heraus!"

„Na, mach' nur", rief Marie, „und trödle nicht!"

Als Röse nun wieder im Schmucke des punktierten Gewandes, heiter und lustig wie ein Morgenstern, durch ihre Heumauer kroch, stieg die prächtige Laune höher und höher.

Sie sprachen dem Äpfelwein der Patin auf das lebhafteste zu, verzehrten, was sich von ihrem Vorrat verzehren ließ, alles, bis auf Gläser und Teller, und verabredeten für den andern Tag abends einen Rettungsball zu Rösens Ehre. Die Volontäre auf dem Gute wollten sie veranlassen, noch einige Freunde und Mädchen aufzufordern, denn die Sache sollte außerordentlich werden.

Und es kam zu diesem Balle. Es kam zu allem Glanze dieses Balles, es kam noch zu den schönsten Stunden. Die blumengeschmückten, hübschen Kinder tanzten bis in die stille Nacht mit ihren lieben Kameraden, schienen die fremden Gäste nur deshalb gewünscht zu haben, um desto ungestörter mit den Freunden zusammensein zu können, und es war ihnen eine Erhöhung des Vergnügens, daß sich außer ihnen noch mehr festliche Gestalten im Garten und Haus bewegten. Durch ihre frohen Gäste bekamen sie wohl unbewußt die Bestätigung, daß das Leben wirklich schön, wirklich überreich sei. Was tat es den Ratsmädchen, daß sie aus dem lustigen Treiben am späten Abend in das Schlafzimmer der Pfarrerskinder schlüpfen mußten, daß sie dort nachtsüber allerlei Abenteuer durchzumachen hatten, allerlei sonderbares Zeug und viel Geschrei und Gezänk.

Sie hatten sich auch bald in Respekt gesetzt durch tüchtige Püffe, die sie am Morgen von ihrem Bette aus, halb im Schlaf, jedem versetzten, der sich ihnen nähern wollte, und sie blieben unbehelligter.

Tagelang hatten sie schon auf dem Gute die Zeit überdauert, die sie anfangs bleiben wollten, da kam eines Morgens Franz Horny in den Pfarrersgarten gelaufen und pfiff vor dem Fenster des großen Schlafzimmers.

Die Mädchen hörten es und schlüpften eiligst in ihre Kleider und standen bald erwartungsvoll draußen vor der Tür.

„Macht euch fertig", rief Franz Horny, mit der Miene, als käme er, etwas Herrliches zu verkünden. „Macht euch fertig, wir gehen heute alle miteinander hinunter nach Weimar ins Theater. Wir wollen uns schon hineindrängeln, da seid ohne Sorge. Sie geben ein neues Stück von Goethe, den ‚Tasso'."

„Wir sind dabei," meinte Marie. „Und wer wollte Röse erst nicht mitnehmen?"

„Laß sein! Die kommt natürlich mit. Flöten-Lobe wird uns schon wieder einlassen!"

„Flöten-Lobe?" fragte Röse gedankenlos.

„Ja doch," antwortete Horny.

Daß es jedermann genau wisse: Etliche Türen und Pförtlein im Theater wurden besonders geschlossen, und ein junger Musiker hatte die Aufsicht, er hieß Lobe, blies die Flöte.

Diesen verband eine warme Freundschaft mit unseren Helden, und diese Freundschaft vermochte ihn, der Kasse des Theaters ein Schnippchen zu schlagen, so daß die leichtsinnige Gesellschaft auf Schleichwegen ihre Kunstgenüsse umsonst hatte, was bei einem Kunstgenuß von schöner und bedeutungsvoller Wirkung ist.

Wären die Ratsmädel auf bezahlte Theaterplätze angewiesen geblieben, da hätte es windig damit ausgesehen; aber deshalb, weil sie zwei schlimme Schmeichelkatzen waren und mit aller Welt anbanden, und weil sie so viele gute Freunde hatten, saßen sie im Theater, wann sie Lust spürten, hörten die herrlichsten Dinge, sahen vielberühmte Menschen — und gaben nie einen Heller dafür aus.

Heute also wurde „Tasso" gegeben. Das war unsern beiden recht. Besonders wohl, weil sie fürs Leben gern etwas Neues sahen.

So verabschiedete sich die Gesellschaft mit tausend Dank und dem Versprechen, sehr bald zurückzukehren, von ihren Wirten und zog mit dem gepackten Pferdchen den Ettersberg hinab, Weimar zu, einem neuen Genusse entgegen.

Frau Rat empfing ihre Kinder auf das liebevollste und zärtlichste, ging gern auf ihren Theaterplan ein, hatte dies und das an ihren Fähnchen auszubessern, denn so ein paar übermütige Tage nehmen den Sommerstaat ausgelassener Mädchen stark mit, und Frau Rat wollte, wenn die Kinder auch auf Hintertreppen und Schleichwegen ins Theater gelangten, daß sie ihr, wenn sie glücklich darin säßen, wenigstens keine Schande machten.

Sei du gepriesen, Frau Rat!

Es soll dich niemand schelten, der sich klüger dünkt und in rechtlichen Dingen korrekter zu denken gewohnt ist als du!

Budang und Franz holten die Mädchen ab, und die Mutter ermahnte noch zur Vorsicht wegen des Erwischtwerdens.

„Da seien Sie außer Sorge, Frau Rat", sagte Budang, einigermaßen in seiner Ehre gekränkt. „Wenn die Mädchen mit uns sind, geschieht ihnen nichts. Wir haben sie noch jedesmal durchgebracht."

Und es ging auch diesmal vortrefflich. Flöten-Lobe hatte die Türen aufgelassen, die zum Einschlüpfen erforderlich waren, und bald standen sie in dem heiligen Raume, zuerst sehr bescheiden in einem Eckchen; aber schon mit dem Vorhaben, sobald es tunlich, ein paar recht gute Plätze zu erwischen.

„Da ist er schon", sagte Franz Horny und blickte nach Goethes kleiner, düsterer Loge, unter der herzoglichen. Dort in der Dämmerung saß er.

Der Vorhang ging auf, und Schönheit, Reinheit und Vollendung strömte über die Seelen hin. Weihe umhüllte alle, andächtiges Schweigen erfüllte den Raum, und die Herzen der Schauenden schlugen in erhöhtem Leben. Die ernste Gestalt in der kleinen, dämmerigen Loge verschwand zuzeiten, war dann wieder gegenwärtig. Welch ein Abend war dies, welch ein Empfinden, den Schöpfer solcher Größe, solcher Schönheit nahe zu wissen. Über unsere guten Freunde war alles Große, was sie hörten, erhebend, mächtig gekommen.

Sie waren alle verschönt und gaben ein Bild beseligter Jugend ab. Sie sprachen kein Wort, aber sie hatten das einige Gefühl, daß sie miteinander genossen, und das Vertrauen zueinander, daß jeder verstand und jeder entzückt war.

Nach dem Ende der Vorstellung blieben sie an einer Tür draußen auf dem Platze stehen.

„Ich will ihn heute noch einmal sehen", sagte Franz Horny leise zu den Mädchen. „Wir wollen hier warten." Und sie warteten. Ernst von Schiller hatte sich auch noch zu ihnen gefunden. Bald gingen sie einer mächtigen, schön schreitenden Gestalt nach, die in einen weiten Mantel gehüllt war; alle schweigend.

Sie gingen durch die Esplanade, die Frauentorstraße und folgten der Spur des größten Menschen.

Sie sahen ihn die Stufen zu seinem Hause ruhig hinanschreiten. Sie sahen ihn eintreten und blickten hinauf nach den erleuchteten Fenstern.

So standen sie eine Zeitlang.

Marie sagte: „Hört einmal, weil alles jetzt gar so schön war, da wollen wir auch einmal etwas tun: in Wielands Garten blühen jetzt die Lilien, die ganze Partie um die Kaffeeküche ist voll davon. Von Iris haben sie auch ganze Klumpen in Blüte — und was man sonst noch findet. Ihr," sie wies auf die Kameraden, „ihr sollt übersteigen und zusehen, was ihr bekommen könnt. Wir sagen es Wielands einmal, oder sagen es auch nicht, wie es sich macht. Es wächst dort wie Unkraut. Die Blumen binden wir dann in zwei große Büschel an die Kettensteine hier vor der Treppe. Er wird sie morgen schon sehen, aber es müssen tüchtige Büschel sein, viel Grünes dazu. Bast zum Binden, daß wir sie an den Steinen festbekommen, der hängt in Wielands Kaffeeküche, links am Haken hinter der Tür."

Die Freunde waren einverstanden und machten sich in aller Begeisterung auf, um unschuldsvoll in Wielands Garten einzubrechen.

Ernst von Schiller, Budang und Horny kletterten glücklich über, warfen den Mädchen ganze Ladungen der frischesten, tauigsten Blumen zu und Zweige Bandgrasbüschel — Röse und Marie rafften und banden mit brennenden Wangen, was ihnen zufiel, zusammen — und ehe die drei glücklichen Diebe wieder zurückgestiegen waren, standen die Mädchen schon bereit, jedes mit einem Riesenwerk von einem sommerlichen Strauß im Arme.

„Der Tausend, so viel haben wir gelangt?" rief Budang erstaunt.

So zogen sie denn wieder beladen zurück. Und bald duftete es um die Prellsteine an den breiten Stufen, die zur Haustür führten, von dem Blumenopfer, das die begeisterten, von Lebensgenuß und Jugendkraft durchdrungenen Diebe gebracht hatten.

Während Röse sich noch an ihrem Strauß etwas zu schaffen machte, sagte sie: „Übrigens ist es kein Wunder, wenn es ihm", sie zeigte hinauf nach dem Fenster, „so gelingt. Wenn man einmal ein großer Mensch von Natur ist, da braucht man nur zu leben, und es macht sich von selbst, gerade so, wie sich bei uns nichts macht. Mir tut Ernsten sein Vater leid, daß er so früh hat sterben müssen."

Ohne daß sie noch ein Wort dazu sprach, steckte sie eine Knospe, die sie aus dem großen Blumenreichtum brach, ihrem guten Freunde an die Brust.

Jetzt brachten die drei Kameraden die Mädchen nach Hause, und über die schönen Erlebnisse des Tages sanken die Träume.

Handelt von der alten Kummerfelden

So ungebunden das Leben unserer Ratsmädel sich gestaltete, so geschah es doch, daß sie ernstlich angehalten wurden, etwas Vernünftiges zu treiben.

Gegen das Erlernen von fremden Sprachen und Musik hegten sie von früh an, wie gegen etwas völlig Überflüssiges und Zeitverderbendes, einen heftigen, unüberwindlichen Widerwillen, der nach manchem Versuch, die Mädchen anders zu überzeugen, geachtet worden war. Man hatte sie in der stark ausgesprochenen Neigung, ihren Geist von jenem Ballast frei zu halten, schließlich nicht mehr gehindert.

Frau Rat war der ruhigen Überzeugung, daß ihre Mädchen mit gesundem Menschenverstand genügend versorgt seien, so daß sie das Darum und Daran zur Not entbehren konnten, ja, daß man kaum bemerken würde, daß ihnen etwas, worauf andere großen Wert legen, abgehe. Sie dankte ihrem Gotte dafür, daß die beiden Rangen zu Handarbeiten einige Neigung zeigten, und war froh, daß es sich mit ihnen so und nicht anders gestaltet hatte, denn hätten sie in Musik und Sprachen bis über die Ohren gesteckt und dabei ihrer Hände Arbeit verächtlich von oben herab behandelt, so wären sie für Frau Rat ein paar rechte Sorgenkinder geworden, denn diese baute alle Hoffnung für eines Mädchens Glück und Zufriedenheit auf dessen Fleiß, Ordnungsliebe und kluge Selbsttätigkeit im Hause; mochte das Mädchen dann sein, wie es wollte, es würde sicher sich als Frau dem Manne doppelt nützlich machen, denn wo auch Schönheit, Leidenschaft vergeht, bleiben Ordnung, Behagen, Fleiß als liebgewordene Gewohnheit zurück und treten in volle Rechte ein. — Und Frau Rat erkannte bei allem Übermute und aller Unart ihrer Mädchen dennoch einen guten, vertrauenerweckenden Kern

in ihnen. In guter Einsicht hatte sie neben dem kärglichen Schulunterricht, den die beiden genossen, für tüchtige Kräfte gesorgt, die ihnen Anweisung in der Kunst weiblicher Handarbeit erteilen sollten. — Da war zuerst die Jungfer Concordia, die mit aller Liebenswürdigkeit ihrer sanften Person auf unsere beiden eingewirkt hatte und ihnen auch mit mancherlei Kenntnissen unvermerkt beigekommen war.

Als Jungfer Concordia von Kränklichkeit oft heimgesucht wurde und die Mädchen nicht immer um sich haben konnte, riet dieselbe der Mutter, Röse und Marie zu der alten Kummerfelden zu tun, die in jeder Weise eine vertrauenerweckende Persönlichkeit sei.

Und so geschah es. Madame Kummerfelden war, wie männiglich bekannt, früher Schauspielerin gewesen, und zwar eine große Künstlerin, vortreffliche Darstellerin der Julia und Ophelia. In Hamburg, Frankfurt, Leipzig und Weimar hatte sie einen guten Namen gehabt. Jetzt saß sie in einem kleinen Häuschen, das sie in Weimar den Entenfang nannten. „Entenfang", weil es an einem Wassergraben lag, in dem die Enten der Federwischmühle ihr Wesen trieben und vor einer Schleuse in der Nähe des Häuschens haltmachen mußten.

Die Schleuse, die in einem versteckten, von dichtem Buschwerk überwachsenen Winkel lag, hatte den Müller schon um manchen fetten Braten gebracht, denn verdächtiges Gesindel wußte von diesem Versteck aus die Enten, die sich dort gern aufhielten, da sich daselbst allerlei Vorzügliches für ihren Geschmack staute, zu beschleichen und wegzukapern.

So wohnte die Kummerfelden am Entenfang und hielt ihre vielbesuchten Nähstunden. — Das kleine Haus hatte sich jedenfalls ein närrischer Kauz vor langen Jahren nach seinem Behagen und Geschmack erbaut, und der Geschmack bewies, daß der Erbauer desselben einiges überflüssiges Geld besessen, denn auf die sonderbarste Manier hatte er an unmotivierte

Stellen und Ecken des Häuschens kleine Säulen, die nichts trugen und stützten, anbringen lassen. Wo es ihm beliebt hatte, klebte an der Wand, auf einem Konsol oder irgendeinem Vorsprung, ein Säulchen, auch über den Türen standen sie zu dreien und vieren; alle hatte man, wie die Wände, gleichmäßig gelb übertüncht, und sie waren der Ärger der Kummerfelden, solange dieselbe das Häuschen bewohnte.

Sie hatte in einer erbosten Stunde berechnet, daß an die dreihundert Reichstaler durch die verwünschten Säulen und Säulchen an den Wänden und in den Ecken verbaut waren, und dieser tote Schatz war ihrem praktischen Sinn ein wahrer Ekel.

Was ihr Haus aber lieb und wert machte, mochte eine Einrichtung sein, die sie für ihre Zwecke gar nicht besser wünschen konnte — und von der sie sich nicht ausreden ließ, daß der Erbauer des Häuschens diese schon in der Vorahnung ihrer künftigen Existenz darin habe treffen müssen.

Denn auch die Kummerfelden, wie jede gute Sterbliche, hielt ihr eigenes Dasein für den Punkt, auf den alle Linien zuliefen. Die Einrichtung, die sie so erfreute und die allerdings großen Einfluß auf ihre Art zu leben und zu wirken hatte, war folgende: Die beiden Hauptzimmer des Hauses, ein größeres und ein kleines, lagen wohl nebeneinander, aber sie lagen nicht auf gleichem Niveau, sondern von der kleinen Stube führten breite Stufen in das große Zimmer hinab. — Das war eine verzwickte Bauart — aber, wie es sich herausstellen wird, für die Zwecke unserer Kummerfelden wie erfunden.

Die Alte hatte in dem oberen kleinen Zimmer ihr Bett, das ein rotgeblümter Vorhang umschloß, und einen Schrank voll Raritäten; darüber hingen ihre Lorbeerkränze, die glückliche Jahre ihr eingebracht hatten, wie Erntekränze von der Decke herab.

Sie hatte in diesem oberen Reich ihre Destillation. Sie war die Erfinderin des Kummerfeldschen Wasch- und Schönheitswassers, das bis heute noch in jeder Apotheke Deutsch-

lands und weit über Deutschland hinaus zu haben ist. — Und die Alte war der lebende Beweis, daß ihrer Erfindung zu trauen sei, denn trotz ihrer Jahre hatte sie ein frisches, blühendes Aussehen und hielt viel auf sich. Sie trug eine Haube mit Ohrenklappen und mächtigen Bändern, wie außer der ihren keine weiter im Städtchen anzutreffen sein mochte. Ihre Kleidung war von altem, bewährtem Schnitt, der von allerlei leichtfertigen Erfindungen längst überholt war, dem sie aber mit vollem Selbstbewußtsein treu blieb. Das Muster ihrer Kleidung mußte stets ein geblümtes sein; sie liebte es, einen freundlichen Eindruck zu machen, und ein geblümtes Kleid war ihr das erste Erfordernis, um solch einen Eindruck hervorzubringen.

Die Möbel der Kummerfelden verrieten samt und sonders, daß sie einer praktischen, zugleich lebhaften Person, die es mit dem Leben leicht nahm, angehörten. Die Kommode zum Beispiel gab Zeugnis davon. Diese stand auf drei Kugelbeinen, das vierte ersetzte seit einer Reihe von Jahren ein vorzüglich passender, roter, irdener Blumentopf und genügte beiden, der Kommode und der Kummerfelden, auf das beste. An einer lila Schnur, die mit einem Nagel an dem Kommodenrand befestigt war, hing eine zweizinkige Gabel herab, die als Brecheisen und Hebel dienen mußte, um den Schlüssel zu ersetzen.

Mit dieser stach die Kummerfelden mit einer ausgezeichneten, nie fehlenden Sicherheit in die drei Fächer hinein, ohne das Möbel jemals lebensgefährlich zu beschädigen, und jedes Fach zeigte, was dem Verfahren nach natürlich war, eine Stichfläche, ähnlich der, die den linken Zeigefinger einer fleißigen Näherin kennzeichnet.

Als Schmuck des Zimmers schien die Künstlerin ihre geblümten Gewänder zu betrachten, die in aller Unschuld und Fröhlichkeit an den Wänden umher hingen. Das machte den Eindruck, als liebe die Kummerfelden, sie um sich versammelt zu sehen. Der einzige Stuhl des Zimmers stand vor dem

Himmelbette, war ein Lehnstuhl mit großen Ohren und hatte ein außerordentlich freundschaftliches und gutmütiges Aussehen. Über dem Bette, von dem Himmel herab, hingen die auserwählten Lorbeerkränze, mit gewaltigen Schleifen, die jedenfalls aus tiefen Gründen diesen Ehrenplatz erhalten hatten. Außerdem aber hing über dem Bette ein rotseidener, verblichener Beutel, der das Schnupftuch für die Nacht barg, eine Ledertasche, in der sich zu jeder Zeit Zwieback und ein stärkendes Schlückchen befand. Die Kummerfelden litt, wie viele alte Damen, an momentanen Schwächezufällen, die zuzeiten in merkwürdig kurzen Pausen wiederkehrten.

In einem andern Beutel über dem Kopfkissen, der an einer Schnur sich bis auf das Bett herabziehen ließ, lag ein Gebetbuch und das Testament der alten Künstlerin.

In das Gebetbuch, an der Stelle, wo die Stoßgebete für das letzte Stündlein standen, hatte sie, der Vorsorge wegen, eine dicke Schnur gelegt, daß, wenn es einmal unvermutet ans Sterben kommen sollte, sie sich mit leichter Mühe zurecht finden und einigermaßen Trost verschaffen konnte.

Einsame Menschen müssen sich für die Nachtzeit in allen Dingen vorsehen, denn es lebt und stirbt sich beschwerlich allein, und die sonderbarsten, bequemsten und vorteilhaftesten Einrichtungen ersetzen zu manchen Stunden die kärglichste Gesellschaft nicht.

In dem oberen Stübchen blieb sie allein Herrin, kein fremder Fuß durfte es betreten, in dem unteren hingegen war das Reich ihrer Schülerinnen, ihrer Elevinnen, wie sie dieselben vorzugsweise gern benannte.

Da wurde genäht, gestickt, gestrickt und gestopft und endlos geplaudert.

Die Kummerfelden saß während der Unterrichtszeit auf der zweitobersten Stufe der Treppe, welche die beiden Zimmer miteinander verband, und hatte sich dort einen höchst behaglichen Sitz eingerichtet, mit Kissen und Polstern. Das Stück

Stufe, das ihr zum Sitz diente, war von ihr selbst, um es sicher und bequem zu haben, etwas verlängert worden durch ein festgenageltes Brett; und von diesem Throne herab überwachte sie ihre Mädchen, von da herab tönten ihr munteres Lachen, ihre Verweise, ihre Aufforderung zu einem Gange ins Freie, wunderbare Erzählungen aus ihrem bewegten Künstlerleben. Von hier aus las sie ihnen vor, deklamierte sie ihre alten Rollen. Es war ein ganz prächtiger Platz, um die Schülerinnen zu überblicken. Die Kummerfelden hatte scharfe Augen, so leicht entging ihnen nichts. Sie kannte ihre Mädchen. Außerdem hatte sie eine ganz besondere Schlauheit angewendet, um genau zu wissen, was vorging. Sie hatte sich von jeher als schwerhörig angestellt, damit die unten ungestört alles und jedes laut miteinander plaudern konnten in dem Glauben, ihre Meisterin verstände nichts. Dabei waren aber die Ohren der Alten unter der Mütze wie Luchsohren so scharf, und sie lachte sich ins Fäustchen, wenn die von ihr Getäuschten ganz ungeniert und laut Dinge sprachen, die sonst wohl gar nicht in ihrer Nähe oder doch im Flüsterton verhandelt worden wären.

Doch hatte sie diesen Betrug nicht aus Bosheit, sondern aus wahrem Interesse an ihren Zöglingen ausgespielt und lachte manchmal in sich hinein über die närrische Welt, denn jede neue Generation, die auf ein Jährlein oder zwei bei ihr eingetan wurde, um zu lernen, benahm sich genau wie die vorhergehende. Eine jede behandelte mit unerhörter Wichtigkeit Dinge, von denen man der Art nach, wie die Mädels darüber sprachen, annehmen mußte, daß diese Dinge überhaupt zum allerersten und unwiderruflich letzten Male auf Erden stattfinden würden.

„Hört einmal, ihr Sakramenter", rief die Kummerfelden von ihrem Throne herab eines Tages, als sie es ihr da unten zu toll trieben; es war zur Zeit, als auch die Ratsmädchen bei ihr saßen. „Hört einmal, ihr da unterhaltet euch doch nicht

etwa von Liebesgeschichten? — Ihr macht mir gerade solche Gesichter."

„I bewahre," rief eine Schülerin lustig, „was denkt die Madame!"

„Ei du!" murmelte die Alte in ihre große Haubenschleife hinein, „daß dich doch! — Das lügt nun einmal, solange die Welt steht!" Damit beruhigte sich die Kummerfelden wieder, da sie doch nichts an der Welt ändern konnte.

„Aber", sagte sie, „im Falle ihr einmal von Liebesgeschichten sprechen solltet, und weil wir einmal darauf gekommen sind, will ich euch doch meine Geschichte mit dem Schauspieler Krakow erzählen. Es ist zwar nicht viel daran, aber doch genug, um zu sehen, daß man auf alles gewärtig sein muß im Leben."

Und mit wahrer Herzenslust legte sie los und erzählte dies und das von Hamburg und von Bremen und sprach eifrig: „Also denkt euch! Ich verlobte mich mit besagtem Herrn Schauspieler. Er war ein recht schöner Mensch von guten Gaben, war auch nichts gegen ihn einzuwenden, daß ich wüßte. Zurückgelegt hatte er noch nichts, das hatte ich getan, und alles schien so leidlich in Ordnung.

Mir war von ihm ein goldener Ansteckekamm verehrt worden, und ich gab ihm eine perlengestickte Börse. Sie liegt noch oben in meinem Schrankkasten, denn er mußte mir, wie er das einem anständigen Frauenzimmer nicht verweigern konnte, bei der Auflösung unserer Verbindung die Börse zurückgeben, und unsere Verlobung löste sich, durch Gottes Schickung, folgendermaßen:

Mein Verlobter übersandte mir zu meinem Geburtstag ein Körbchen mit Mandeln und Rosinen, dazu ein Verschen, über das ihr staunen werdet, da es bis jetzo noch nicht zutrifft und recht zeigt, was für ein verräterischer und verleumderischer Mensch mein Verlobter war. Schickt mir also das Körbchen, und der Vers war so:

‚Runzlig zwar, doch süße;
Nimm sie und iß se.‘

Diesen Vers, wenn man das abgeschmackte Ding so nennen kann, verehrte er mir.

Natürlich ist das ‚runzlig, doch süße‘ eine Anspielung auf meine Person gewesen. Ich war damals die jüngste nicht mehr und Witwe, doch weit entfernt von dergleichen, was er andeutete; was ihr mir glauben werdet, wenn ihr bedenkt, wie ich jetzt, nachdem so viele Jahre darüber vergangen sind, noch aussehe.

Aber weiter", sagte die Kummerfelden: „Ich konnte natürlich die Beleidigung nicht auf mir sitzen lassen und schrieb ihm den Absagebrief, wie es einem anständigen Frauenzimmer geziemt. Er hat ihn auch ohne weiteres angenommen und ist kurze Zeit darauf mit der Soubrette durchgegangen, so daß die ganze Angelegenheit den Anschein einer rechten Verräterei trug. Mir hatte das Schicksal in diesem Falle wohlgewollt, wenn man bedenkt, daß er sich später sein Lebtag mit der Soubrette geprügelt hat, und daß er alles durchbrachte, was irgend sich durchbringen ließ. Ihr seht," fuhr sie fort, „daß es mit Liebesgeschichten seinen Haken hat. Schwatzt nicht so viel darüber, das lockt das Böse an. Nehmt's, wie es kommt, und grämt euch nicht, wenn es nichts wird, der ganze Handel ist des Aufhebens nicht wert, das man darum macht. Nehmt euch ein Exempel an mir, wie ich es mit dem Schauspieler Krakow machte. Alles kurz und bündig und keine Zerrerei, wenn es nichts wird. Kommt ihr zu einer Heirat, mir soll's recht sein; aber besser ist es allemal, es kommt nicht dazu; das heißt, wenn man ein resolutes Frauenzimmer ist und weiß, was man will. Und ich bin eine Verheiratete und sag' das; merkt's euch: kein solch Ding von einer Jungfer, die von Angelegenheiten schnackt, die sie nicht kennt."

Ob Madame Kummerfeld durch ihre Erzählung und ihre

Ermahnungen in Wahrheit glaubte, Eindruck auf die übervollen Herzen um sie her zu machen? Wohl schwerlich.

Sie war zu sehr durch langjährige Erfahrungen von der Unverbesserlichkeit ihrer Schülerinnen überzeugt. Es mochte ein launiger Einfall sein, der sie dazu veranlaßt hatte, und übrigens stimmte sie mit den Schülerinnen im Grunde des Herzens überein, auch sie fand, daß es eine schöne Sache um das Lieben und Geliebtsein sei. Sie hatte auch das ihre genossen, war aber seit lange vollkommen mit ihrer Herzensruhe einverstanden, wünschte es nicht besser und hatte ihren Spaß an denen, die noch mitten darin steckten oder gar eben erst begannen. Diesen liebte sie es, ein paar herbe Bissen, wie eben jetzt, vorzuwerfen.

Was brauchten die Mädchen zu wissen! Sie würden es schon erfahren!

Eine dumme alte Gans, die es jungen Dingern läpperig macht!

Solcher Art waren die Ansichten der Kummerfelden.

Ja, man sollte sie einmal hören, wie unterschiedlich sie mit einem Mädchen sprach kurz vor dessen Hochzeit, und mit einem, bei dem vorderhand noch nichts in Aussicht stand.

Die Kummerfelden war, wie alle klugen, liebevollen Leute, doppelzüngig im guten Sinn und richtete deshalb im Verkehr mit den Mädchen gar wenig Unheil an; trotz ihrer Geschwätzigkeit.

Sie hatte für ihre Schülerinnen eine warme und teilnehmende Liebe, führte auch in ihrem Tagebuch für jedes der Mädchen eine Rubrik, in die sie ihre Wahrnehmungen und ihr Urteil über die Betreffende eintrug. Da standen auch die Ratsmädel kurz und bündig als ihre Lieblinge verzeichnet, ohne jeden weiteren Zusatz; den hielt die Kummerfelden in dem Falle, in welchem sie ihren höchsten Ehrentitel gab, für unnötig.

Was für liebenswerte Schuleinrichtungen und Gesetze

hatte die prächtige Frau für ihre Mädchen gutgeheißen und erfunden!

Einrichtungen, die so ganz dem Empfinden der Jugend angepaßt waren. Da gab es einen Lohn, der das lobenswerte Geschöpf, dem er zuerteilt wurde, mit heiligem Schauer überrieselte. Wer ganz vorzüglich gearbeitet und dies ununterbrochen eine Zeitlang durchgeführt hatte, diese Auserwählte durfte während einer Unterrichtsstunde in den weißen Schuhen der Julia, Shakespeares Julia, auf den Treppenstufen erhöht sitzen. Diese Schuhe hatte die Kummerfelden in ihrer guten Zeit als Julia im Sarge getragen. Keines der Mädchen konnte sich etwas Geheimnisvolleres als diese weißen, immer noch unverbrauchten Atlasschuhe denken, und die Glückliche, die sie tragen durfte, fühlte sich durch dieselben und durch die Art, wie die Kummerfelden sie ihr feierlich anlegte, aus den profanen Lebenskreisen gehoben. Mit den Schuhen der Julia an den Füßen war dem Mädchen der Vorhang, der ihm noch vor der Welt des Schönen hing, ein wenig beiseite geschoben. Julias Zauber, Julias Liebe, Julias selige Sprache sank auf sie nieder, und sie fühlte sich geweiht und allem andern entrückt. Die Kummerfelden hatte die Schülerinnen wohl eingeführt in die Bedeutung der Attribute.

Sie hatte ihnen, von ihrem Sitzplatz auf der Treppe aus, ihre alte Rolle wiederholt deklamiert, so wie sie es sonst in ihren jungen, begeisterungsvollen Jahren getan.

Und die Julia in der großen Haube mit Ohrenklappen, in dem geblümten Kleide, hatte die Zuhörerinnen ganz hingenommen und zu Tränen gerührt und tief erschüttert.

Welche zaubervollen Stunden verstand die Gute den Mädchen zu bringen, und wäre sie noch sonderbarer gewesen, ihr gutes, reines Herz, ihre freundliche Gesinnung, ihr heller Geist wäre durch alles durchgedrungen und hätte sich durch jedes Hindernis hindurch offenbart.

Ein weiterer Ansporn für Fleiß und Betragen war von

den Schülerinnen selbst ersonnen, von der Meisterin gutgeheißen und hatte sich als Tradition von einer Klassengeneration auf die andere fortgeerbt. Die Mädchen waren immer mit Eifer dahinterher, daß so viele Hemden wie möglich zu gleicher Zeit fertig wurden. Das Zuschneiden und vollendete Nähen dieser wichtigen Kleidungsstücke lehrte die Kummerfelden mit Weihe und Gesetzesstrenge, denn es erschien ihr als oberstes und erstes Erfordernis weiblicher Bildung die untadelhafte Vollendung eines Hemdes. Ein Mädchen, das in dieser Wissenschaft nicht auf erwünschter Höhe stand, schien ihr ein Greuel, deshalb war es ihr recht, daß sich aus dem Empfinden der munteren Geschöpfe selbst eine Art Feier, die die Vollendung eines solchen Meisterwerks begrüßte, herausgebildet hatte.

Die Mädchen sorgten nämlich dafür, wie schon gesagt, daß so viele Hemden wie möglich zu gleicher Zeit fertig wurden, und richteten dies aus kluger Berechnung ein, damit jede nach der Lehrstunde ihr neues Hemd über das Kleid ziehen konnte, und alle miteinander zogen dann derart ausstaffiert im Zuge durch die Straßen auf Umwegen nach Hause.

Wenn die weiß angetane Schar, im Gefühle ihres Fleißes und einer schönen Errungenschaft, bei der Kummerfelden aufbrach, da blickte ihnen diese wohlwollend nach und freute sich über die Hemden, die sie übergezogen hatten. Weder bei ihr, noch bei den Schülerinnen kam ein Zweifel auf, ob dieser muntere Triumphzug auch ganz in den Regeln des Anstandes sich bewegte. Die Mädchen zogen im Schmucke ihrer vollendeten Kunstwerke unangefochten dahin, hörten, wie ein paar verständnisvolle Frauen, an denen sie vorüberkamen, sagten: „Herrjes, da sind die Kummerfeldschen schon wieder mit ihren Hemden fertig!“ Die Gassenbuben riefen ihnen nach:

„Kummerfeldsche Hemdenmätze!“

Man schaute ihnen nach, jung und alt; aber durchaus nur wohlgefällig. Die Einrichtung der Kummerfelden hatte den

Charakter einer Sitte angenommen, und einer Sitte, sie mag noch so dumm sein, bezeugt jedermann Verständnis und Achtung.

Außerdem machte der Zug der Hemdenmätze Propaganda für die Nähschule. Das wußte die kluge Kummerfelden ganz wohl. Auf ihren Vorteil war sie sehr bedacht.

Doch mochte sie eine jener Frauen sein, bei denen jede Regung sich in Liebenswürdigkeit verwandelt, Berechnung in artige Laune und Schrullenhaftigkeit in Reiz. Sie war so glücklich, alle ihre Eigenschaften für andere angenehm gestalten zu können; es mochte wohl keines unter ihren Mädchen sein, dem sie nicht eine liebe Erinnerung durchs ganze Leben geblieben ist.

Wenn sich nach langen, langen Jahren, die über das Grab der Alten hingegangen waren, alte Weimaranerinnen auf der Straße begegneten, die in ihren jungen Jahren bei der Kummerfelden genäht und sich vielleicht seit jener Zeit kaum wieder gesprochen hatten, da stiegen ihnen so liebwerte Bilder auf, und die Gestalt der Madame hielt ihnen gleichsam ihre schöne Jugendzeit wie ein gutes Lieblingsgericht, an dem sie nun schon lange nicht mehr gekostet, wehmütig lächelnd entgegen.

Als unsere Röse eine alte, prächtige Frau geworden war, Großmutter und Urgroßmutter, da kam ihr einmal nachts die Erinnerung an eine wunderschöne Geschichte: „Die Abtei Balderoni", die die Kummerfelden stückweis vorgelesen und die sie nie zu Ende gebracht hatte, denn sie war darüber gestorben. Und die Großmutter dachte noch mit Bedauern daran, daß die Kummerfelden damals nicht hatte zu Ende kommen können.

Die Erzählung, die die junge Röse entflammt, und die Art des Vortrages, die sie hingenommen hatte, wirkte in der alten Frau, über die ein reiches Leben hingegangen war, in der dunklen, einsamen Nacht noch fort, und sie fühlte sich überströmt von Erinnerungen, die ein paar wenige noch mit ihr teilten.

Es war ein unbedingt durchdringender Eindruck, den die Nähmeisterin auf ihre Mädchen ausübte. Sie mochte vorschlagen, was sie wollte, man war immer dabei, ihre Ideen durchzuführen.

So veranstaltete sie Spaziergänge mit ihren jüngsten Schülerinnen, und zwar ging sie mit ihrer Schar in den Park zu bestimmten Stunden, während derer die Herrschaften dort zu promenieren pflegten. Da legte sich die Kummerfelden mit ihren Elevinnen in Hinterhalt, wie die Jäger auf den Anstand, und lauerte, ob sich etwas Fürstliches zeigen würde, und wenn sich etwas näherte, da kamen sie alle vor und gingen entgegen, und die Kummerfelden machte einen so ausgezeichneten, unübertrefflichen Knicks, „kautzte" so tief, wie die Mädchen sich ausdrückten, daß sie immer erst nach einer langen Weile, wenn man schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, sie wiederzusehen, in die Höhe kam, mit einem unnachahmlichen, würdevollen Ausdruck, als wäre nichts geschehen.

Sie hatte übrigens während ihrer Versunkenheit alles um sich her bemerkt und besonders das, daß die Mädchen sich gewöhnlich ihr Vorbild nicht zu Herzen genommen und einen äußerst leichtsinnigen Knicks zustande gebracht hatten.

„Denkt ihr denn," sagte sie dann aufgebracht, „daß ich die Knickserei für mich mache? Daß ich mir zur Übung auf die Herrschaften warte, ihr Dummhüte? Das nächste Mal, wenn wir ihrer wieder habhaft werden, bitte ich mir Gehorsam aus — hört ihr? —! Ich könnte euch ja vor Stühlen eure Knickse machen lassen und weshalb nicht; aber ich bin nicht für etwas Halbes, erst, wenn man in der Patsche sitzt, weiß man, wie man sich benimmt. Also das nächste Mal aufgepaßt!"

Exzellenz von Goethe bekam auch so manchen Knicks von der Kummerfelden mit ihrer Schar. Für ihn hatte sie besonders weihevolle, doch nicht so tiefe Verbeugungen wie für die Herrschaften in Bereitschaft. „Jedem das Seine", sagte sie. „Geistige Größe ist aller Achtung wert, solange wir

aber im Fleisch und nicht im Geiste wandeln, muß sie zurückstehen."

„Im künftigen Leben ist das dann anders", versicherte sie ihren Zuhörerinnen. — „Dann kommen dergleichen Unsinnigkeiten nicht mehr vor. Hier müssen wir es mitmachen, und wer es nicht tut, zeigt, daß er keine rechte Auffassung und Würdigung des Lebens hat, weder des irdischen, noch des himmlischen.

Macht einer hier Verstöße, wird er sie auch dort machen, denn es kommt alles auf die Klarheit an, daß man die Dinge so ansieht, wie sie sind und wie sie hier angesehen werden müssen.

Wer das tut, ist ein kluger und anständiger Mensch, gegen den sich nichts sagen läßt."

Das waren weise Regeln der Kummerfelden.

Sie war eine nachsichtige Frau und ließ um sich her Dinge geschehen, die eine andere verpönt haben würde.

Während der Nähstunden trieb sich nämlich vor den Fenstern des Entenfanges allerlei lose Gesellschaft umher.

Die Kummerfelden gebrauchte deswegen eine Vorsicht, sie setzte in die Nähe des Fensters immer die jüngsten, den Jahren nach die unschuldigsten, von denen sie wußte, daß sie noch keine Liebesgeschichten anzettelten.

Die Ratsmädel hatten diesen Vorposten inne; aber, wie es geht, in Ermangelung eines anderen Weges wurde so manches Briefchen geheimnisvoll durch das offene Fenster oder durch eine Spalte geschoben und von den Ratsmädchen der Besitzerin zugesteckt.

Röse und Marie selbst empfingen allerlei niedliche Sächelchen auf diesem Wege, eine Blume, ihre aus Papier ausgeschnittenen Namen: Marie und Therese (Budang war in dieser Kunst Meister), eine Düte mit allerfeinsten Malzbonbons, aber keine Briefchen! bis dahin hatten es unsere beiden noch nicht gebracht. Sie überreichten der Kummerfelden die schönsten der zugesteckten Bonbons, die sich dafür bestens be-

dankte und selbige ganz munter auf ihrem Throne zerknackte, denn sie hatte gute Zähne.

Das war die Kummerfelden mit ihrer Nähschule, ihrem Verständnis für die liebe Jugend, ihren kräftigen Ausdrücken und ihrer klugen, freundlichen Seele.

Durch Madame Kummerfeld hatte Röse eine wertvolle Bekanntschaft gemacht, nämlich die des Türmers Kesselring, der mit der Nähmeisterin in Verwandtschaft stand, und zu dem Röse verschiedene Male auf den Turm wegen einer Ausrichtung geschickt worden war. Er schrieb Noten und Manuskripte ab, und da die Kummerfelden noch immer ihre Verbindungen mit dem Theater hatte, konnte sie ihrem Vetter allerlei Arbeit vermitteln und besorgen, was sie getreulich tat, und so wurde Röse verschiedene Male zu ihren Ausrichtungen benützt. Die hatte sich, wie sie es überall tat, wo es ihr gefiel und wo sie sich wohlfühlte, auch bei dem Türmer Kesselring und seinen Leuten einzuschmeicheln gewußt und war auf der Höhe des Stadtkirchen-Turmes ein immer gern gesehener Gast.

Der Türmer wartete des Amtes, das sein hoher Titel bezeichnet, war nebenbei Abschreiber, Schuhflicker, alles in einer Person, ein fleißiger Mann, der auch allen Grund zu seinem Fleiße haben mochte, denn es galt, für ein ganzes Häuflein Kinder, die in dem Turme eingenistet waren, zu sorgen. Kesselrings waren zufriedene und ordentliche Leute und machten sich das Leben so angenehm, wie es in ihrer Lage irgend möglich war, feierten ihre Weihnachten im Turmstübchen mit aller Festlichkeit, buken zu Ostern und Pfingsten große Kuchen, die sie durch die Turmwinde hinabließen, damit sie im Backhause vollendet würden. Sie leierten sie dann wieder gebacken herauf, daß ihnen der süße Geruch in die Nase stieg.

Röse, die diese Bekanntschaft merkwürdigerweise allein unterhielt, hatte bei den Türmern schon Weihnachten mitgehalten und alle anderen Festlichkeiten, auch die Taufe des jüngsten Türmerleins.

Wie merkwürdig geheimnisvoll und für ein junges Gemüt tief anziehend war Weihnachten auf dem Turm!

Wie in Wolken von fallendem Schnee umgeben, saßen die guten Leute und der Gast in dem behaglichen Stübchen bei dem brennenden Christbaum und einem Karpfengericht. Der Wind trieb die Flocken an die Fenster und verdeckte und überzog sie fast. Tief unten in der Stadt leuchteten Lichter durch den Schneenebel, kein Geräusch klang herauf — alles, was den Turm umgab, war Weichheit, Reinheit, Frische, und der Türmer Kesselring blies am offenen Fenster einen Choral in den sprühenden Schnee hinaus.

Und welches Behagen, welche Lebensfreude war in dem engen, hellen Raum, dem einzigen belebten Orte in solcher Höhe! Von Elementen umbraust, hockte es sich so behaglich da oben. Röse kauerte mit den Kindern in einer Ecke, und sie sahen dem Erlöschen der Lichter am Baume zu.

Da brannte eins noch hell, das Stümpchen war verzehrt; es flackerte auf, es zischte ein wenig und flackerte wieder und flackerte nach einmal und glimmte dann; ein würziger Rauch wie von einem kleinen Opfer stieg auf, und noch ein Glimmen, und es war verlöscht — verlöscht für ein Jahr. Denn bis wieder die Lichter angezündet wurden, mußte ein Frühjahr hingehen, ein Sommer, ein Herbst — ein langes, langes Leben.

Was konnte dazwischen geschehen? Die Frage tat Röses Herzen wohl; was kommen konnte, war nur Wiederholung von dem, was bis jetzt geschehen, und das war so gut, so schön gewesen!

Und wie unbeschreiblich war es bei Kesselrings; wie sonderbar sich die Karpfen auf Turmeshöhe und auf dem ärmlichen Tisch ausnahmen; so ganz fremdartig, weihevoll und feierlich, und wie sie dufteten, als wären es die schönsten Spiegelkarpfen und waren doch so kleine, ruppige Dinger, denen man, um ihnen Wichtigkeit für den Magen zu ver-

schaffen, eine tüchtige Portion Kartoffeln zur Begleitung beigeben mußte.

Sie taten aber, so klein sie waren, ihre volle Schuldigkeit, brachten über alle, die um den Tisch saßen, herrlichste Weihnachtsgefühle, waren für aller Augen unantastbar vorzügliche Weihnachtskarpfen, an denen zu kritteln ein Vergehen gewesen wäre. Wie undeutliche, zum Herzen sprechende Offenbarungen lagen sie auf dem Tisch und verschwanden wie Erscheinungen in den rosigen Mündchen der Kinder, um nur Gräten und angenehme, süße Erinnerung an ihre Gestalt und ihr ganzes weihevolles Wesen zurückzulassen.

Der Pfefferkuchen, die Äpfel, die Nüsse, die unter dem Baum lagen, waren auch für alle Anwesenden nicht gewöhnlicher Pfefferkuchen — nicht gewöhnliches Obst, Gott bewahre! Das waren mystische Dinge, die Lebensfreude, die Überfülle bedeuteten und gläubig und fröhlich hingenommen wurden. Weihnachten bei guten, armen Leuten ist etwas Wundervolles!

Auf dem Turm war die beschwerliche Einrichtung, daß jede Stunde zur Stadt herabgetutet werden mußte, und nicht nur jede volle Stunde, sondern jede Viertelstunde mit größter Genauigkeit. Ein Uhrwerk gab es noch da oben nicht. Das war eine prächtige Einrichtung, die so ganz nach Röschens Geschmack war.

Sie steckte oft ganze Nachmittage, ganze, lange Abende hindurch oben bei Kesselrings, zu keinem anderen Zweck, als um pünktlich den Lauf der Zeit der Stadt zuzublasen, dabei machte sie sich ihre Gedanken und kam sich unbeschreiblich wichtig vor. Und so manche Stunde, in welcher in der Stadt Weimar auf Dauer Hinstrebendes geschaffen wurde, so manche dieser Stunden hat ein schöner Mädchenmund vom Turme herab verkündet.

Die Ratsmädchen laufen einem Herzog in die Arme

Frau Rat hielt darauf, daß ihre beiden Mädchen alljährlich in den ersten Frühlingswochen eine Erholungskur gebrauchten, zur Kräftigung ihrer Gesundheit und Schönheit.

Sie hatte da einen harmlosen Kräutertee von dem Vetter Apotheker ausgekundschaftet, den filtrierte sie in frühester Morgenstunde ihren beiden Schelmen ein und ließ sie danach in den frischen Morgen laufen. Sie war nicht dafür, daß man erst abwartete, bis Krankheit den Menschen überkommen und sich gar eingenistet habe, ehe man etwas zur Stärkung tue, sondern hielt es für klüger, dem Übel vorzubeugen, und fuhr auch gut dabei: denn ihre Mädchen gediehen zu ihrer vollen Zufriedenheit, und die jährliche Frühlingskur schlug vorzüglich bei ihnen an, sei das nun dem schönen Morgengenuß zuzuschreiben oder dem guten Appetit, den die beiden sich auf ihren Spaziergängen holten. Trotz der Einfachheit des Lebens bei Rats und mancher ärmlichen Einrichtung wurden unsere beiden in vielen Dingen auf das vorsichtigste gepflegt und behütet.

Frau Rat wußte die Schönheit ihrer Kinder zu schätzen und bestrebte sich, sie ihnen für eine gute Dauer zu kräftigen.

Denn diese Schönheit war deren einziges Erbteil, und Frau Rat wußte aus Erfahrung, welche Ruhe und Heiterkeit aus andauernder Schönheit entspringt.

So wurden unsere beiden von frühester Jugend an mit Bedacht gestriegelt und gebadet, wie zwei wertvolle Pferdchen. Die Mutter hatte die Pflege des wunderbaren Haares ihrer beiden Mädels eigens übernommen, flocht und kämmte es selbst und wusch es ihnen regelmäßig mit Salzwasser, und das war kein kleines Opfer, das die vielbeschäftigte Frau brachte; aber

sie hätte um keinen Preis die Pflege dieses großen Schatzes den leichtsinnigen, unverständigen Dingern selbst überlassen.

So geschah es durch die Fürsorge und Liebe ihrer guten Mutter, daß es eine Freude war, die wohlversorgten Kreaturen anzusehen, trotzdem sie sich auf Straßen und Gassen herumtrieben, mit allerlei Volk verkehrten, ein Leben führten wie ein paar lustige Buben und von jedermann als Ausbünde angesehen wurden, die wenig gelernt und so wenig behalten von aller Weisheit, die man in sie einzufüllen bestrebt gewesen war, daß es eine Schande blieb. Die Mädchen verdankten ihren Morgenspaziergängen mancherlei Gutes, das sie in ihrer Faulheit, wenn die Mutter sie nicht hinausgetrieben hätte, wohl schwerlich erfahren haben würden.

Während dieser Gänge tauchten sie beide in die Stille der unberührten Frühlingsherrlichkeit wahrhaft unter und wurden von der Reinheit der neu erwachten Natur durchdrungen. Sie lernten so das Schöne und Stille lieben, und die gute, sorgsame Frau Rat hätte die beiden Töchter nächst der Jungfer Concordia und der Madame Kummerfelden in keine bessere Schule schicken können, als in die frühe Stunde, die ein erlauchter Lehrer, der Frühling selbst, hielt. Sie kamen immer in einer etwas gesänftigten Stimmung zurück, von der sich Gutes hoffen ließ, und hatten noch dazu von außerordentlichen Erlebnissen, die anderen Sterblichen selten oder nie begegneten, zu berichten. Fanden sie auch für ihre Mitteilungen meist wenig Glauben, so ließen sie sich doch durchaus nicht stören, ihre gemeinschaftlichen Gänge zu einem Quell für Wahrheit und Dichtung werden zu lassen; bald war ihnen, als sie mitten im Grünen saßen, ein wildes Karnickel in den großen Hut gelaufen, der neben ihnen lag, bald sonst sehr Ungewöhnliches passiert. Einmal, und das ist eine Geschichte, solcher unartigen Geschöpfe wert, da hatten sie, da sie nichts Besseres zu tun wußten, sich mit ihren Haaren zusammengeflochten und zwar so fest, dicht und verzwickt, daß sie sich

schließlich nicht wieder auseinander bekamen und einen alten Herrn, der an ihnen vorüberging, bitten mußten, ihnen behilflich zu sein.

Sie konnten das Benehmen ihres Retters aus dieser Not gar nicht sonderbar und grotesk genug beschreiben, wie er den gewaltigen Knäuel, der die goldne Haarflut Mariens und die bräunlich-blond glänzende Rösens zusammenfaßte, verwundert und bedenklich in der Hand gewogen; wie er die beiden von oben bis unten betrachtet habe, wie wenn er sich vergewissern wolle, ob es auch bei ihnen ganz richtig sei. Röse berichtete auf das genaueste, wie der Herr neben ihnen gestanden. Sie hatten ihre Köpfe so eng aneinander geflochten, daß sie sich, als sie sich erhoben, kaum bewegen konnten, und sie erzählten lachend, wie er nach längerem, verwundertem Schweigen gesagt haben sollte: „Nun teilen mir die beiden holden Kinder aber mit, wie sie zu dem artigen, sie werden mir verzeihen, dummen Streich gekommen sind? Denn, bei Gott, es ist keine Kleinigkeit für ungeübte Hände, solch einen allerliebsten Knäuel auseinander zu bringen!"

Röse schnitt damit wohl etwas auf, daß sie darauf erwidert habe: „Man kommt auf die eine Dummheit geradeso wie auf alle anderen auch, ich weiß nicht, wodurch eigentlich, mein Herr." Da habe der alte Herr, der eine gelbe Weste trug und ein rundes, weißes Gesicht hatte, sehr gelacht.

„Fremd war er," sagte Röse, „sonst hätten wir ihn gekannt. Jedenfalls mußte er irgendein durchreisendes Licht sein, davon kommen ja gewöhnlich welche an. Ich machte auch so eine Andeutung und nach seinem Gesicht, das er zog, zu schließen, werde ich nicht fehlgegriffen haben. Unser alter Herr hat übrigens gut daran gemußt, bis er die „Wirrschette" (wie sie in Weimar sagen) einigermaßen auseinander bekam, und wir konnten uns nicht rühren, ohne daß er zauste, und er hat geächzt und gelächelt und gestöhnt und um Vergebung gebeten ohne Ende."

„Ei, was dem Menschen für sonderbare Dinge passieren können", hat er in allen Ausdrücken wiederholt.

„Wird es mir einer glauben, was mir hier auf meinem harmlosen Spaziergange passiert ist? Ich möchte mir von den beiden Demoisellen ein Beglaubigungsschreiben über das Begebnis überreichen lassen."

„Das ist doch so merkwürdig nicht", hat Röse gesagt.

„So, so, so", murmelte der Fremde. „Was seid ihr denn für schlimme Nixen, bringt Spaziergänger in Verlegenheit, alte, würdige Herren in Bedrängnis?"

„I bewahre," bekam er von Marie zur Antwort, „wie hätten wir sonst nach Hause kommen sollen?"

Wie viel und wie wenig Glauben ihre Geschichten fanden, kümmerte sie beide nicht; sie erzählten sie dem, der sie hören wollte, und nie kam es vor, daß eine die andere Lügen strafte. Sie hielten zusammen, und was die eine sagte, vertrat ohne weiteres die andere. Ob es wahr oder nicht wahr sein mochte, das stand in zweiter Linie, darauf kam es nicht an. Das erste Bedingnis blieb, daß sie einander beistanden wie ein paar echte, rechte Spießgesellen. Dies Vertrauen, das eine zur andern hatte, mochte wohl auch der Grund sein, daß sie sich miteinander so wohl und sicher fühlten.

Da war es einmal, daß ein unbeschreiblicher Maimorgen über der Erde ausgebreitet lag, Nachtigallen schlugen im weimarischen Park, der Holunder duftete, das junge Laub strömte sanfte, würzige Gerüche und strahlendes Farbenlicht aus. Auf den taufeuchten Wegen lag es wie ein Frühlingshauch, so daß sie unbetreten erschienen.

Auf den Wiesen an der Ilm schimmerte noch ein leichter Frühnebel, aber schon wärmte die Sonne und teilte all der zarten Frühlingspracht Kraft zum Ausdauern mit.

Auf dem breiten Parkweg laufen unsere beiden Frühaufsteher Hand in Hand, und da sie sich immer und überall auf ihre Art vergnügen müssen, so laufen sie jetzt, da ihnen nichts

Besseres einfällt, rückwärts wie die Krebse, dem wohlbekannten römischen Hause zu, das sonnbeschienen und weißbeleuchtet, säulengetragen, an des Parkes Hauptweg liegt. So trotten sie hin in allem Behagen und mit dem ganzen Eifer, den sie für jede Torheit, auch für die geringste, anzuwenden gewohnt sind.

In dieser Morgenstunde sind sie nun vollends alleinige Herrinnen des Parkes und können tun und treiben, was ihnen beliebt.

Sie unterhalten sich über das Benehmen einer Gesellschaft von Mädchen, die damals mitten darin im weimarischen Leben steckten, älter als die Ratsmädel waren und diese zu allerlei Vertraulichkeiten, zu Botengängen und dergleichen sich herangezogen hatten.

Wir werden von dieser Gesellschaft noch erfahren.

Jetzt plauderten unsere beiden über die Mädchen und räsonnierten über sie und ihre Liebeshändel, in die sie durch ihr Amt als Botengängerinnen manch einen Blick getan hatten, und übten eine scharfe Kritik an allem, was diese Schönen betraf und was sie von ihnen erfahren und erlauscht hatten. Und wie sie so rückwärts mit auffallender Sicherheit, jedenfalls durch lange Übung errungen, klatschend und plaudernd hineilten, fühlten sie mit einem Male einen mächtigen Widerstand. Sie erschraken, guckten mit großen Augen und fanden sich in den ausgebreiteten Armen eines stämmigen Mannes, in den Armen ihres Landesherrn Karl August, der sie, als er sie so eifrig dahertraben sah, aufgefangen hatte.

„Schönen guten Morgen," sagte er ihnen, indem er sie festhielt, „ihr seid mir schöne Kerle, euren Herzog umzurennen. Wenn ich nun nicht so fest auf den Füßen stände, läge ich jetzt da, und ihr kämt für die Unart direkt ins Zuchthaus. Donnerwetter, steht es denn mit euch noch immer so schlimm? Ich hörte, ihr wäret vernünftiger geworden?"

„Bis sieben Uhr ist das unser Park, Hoheit", erwiderte

Röse schelmisch befangen, als Karl August sie freigelassen, und beide knicksten tief und a tempo nach dem Rezepte der alten Kummerfelden. Zum Glück waren sie nicht zusammengeflochten.

„I der Tausend, sind wir hübsch und schlau geworden. Gute Gaben für junge Frauenzimmer. Aus der Schule nun endlich?"

„Ja, bald, Hoheit!"

„Gratuliere! Das soll ja für euch eine böse Zeit gewesen sein? Kondoliere noch nachträglich."

„Wie man's nimmt", meinte Röse. „Sie war so schlimm auch wieder nicht. Man muß die Dinge nicht schwer nehmen, dann sind sie nicht schwer."

„So, ihr betrügt den lieben Herrgott, ihr Tausendsapperloter? Dann macht's nur so fort. Seht ihr, da sind wir ja schon." Sie standen vor dem römischen Haus.

„Habt ihr schon gefrühstückt?"

„Noch nicht, Hoheit, wir haben erst Gesundheitstee getrunken!"

„So, fehlt euch etwas? Wart ihr krank?"

„Nein, uns fehlt gar nichts, wir trinken nur so."

„Das läßt sich hören", sagte Karl August lachend. „Kommt mit und frühstückt bei mir."

Die Mädchen sahen sich bedeutungsvoll an, ungefähr mit dem Ausdruck, als wollten sie sagen: Da hätten wir ja wieder etwas zu erzählen; aber dieser einverständliche Blick verhinderte sie nicht, sich wieder untertänigst und vollendet zu verneigen und damit ihre Bereitwilligkeit anzudeuten, daß sie mit Vergnügen die Ehre annehmen würden.

„Dann also vorwärts; ich bin hungrig, bin auch solch ein Frühauf wie ihr."

Und sie gingen miteinander, der Fürst zwischen den beiden schönen Kindern, die Stufen zu dem weißen, in der Sonne leuchtenden Hause hinauf.

„Wir haben uns recht lange nicht gesprochen, dächte ich," fuhr er fort, „mein Gott, wie das junge Volk heranwächst. Schade, daß es mit allen Dingen so schnell zu Ende geht, und es gibt Schönes! Kinder, es gibt Schönes auf Erden!"

Als sie miteinander bei dem Frühstück saßen, das Karl August seinen jungen Gästen zuliebe hatte durch allerlei Leckerbissen vervollständigen lassen, fragte er, nachdem sein Blick lange wohlgefällig auf den beiden geruht:

„Hat Goethe euch kürzlich gesehen? Der hat auch seine Freude an den beiden Rangen. Darauf könnt ihr euch etwas zugute tun.

Übrigens vortrefflich, daß ich daran denke. Ihr verderbt mir meine Gittertür an der Wilhelmsallee; was fällt euch denn ein; was macht ihr denn da? Seid ihr denn nicht klug, euch dort zu schankeln?" Röse und Marie wurden feuerrot. „Dort haben wir euch kürzlich vom Schlosse aus beobachtet. Goethe hat das Opernglas dazu benützt; er wollte wissen, was für zwei schöne Mädchen solche Gassenbubenstreiche ausführen. Schämt ihr euch denn gar nicht, ist denn das Tor zum Schaukeln da?"

Vor den Fenstern des Schlosses, da liegt eine schönbogige Brücke, die über die Ilm führt und die an ihrem Ende durch ein schmiedeeisernes Tor abgeschlossen werden kann.

„Unser Garten liegt ja gleich hinter dem Tor, Hoheit," entschuldigte Marie sich, rot übergossen, „da müssen wir manchmal auf den Schlüssel warten, wenn der Vater erst noch etwas zu tun hat, und was sollen wir dann so lange machen? Wir haben uns von jeher dort am Gittertor geschaukelt."

„Meinetwegen tut's auch weiter", sagte Karl August lachend. „Ich sehe es mir gerne an, besonders wenn ihr die weißen Kleider mit den blauen Schleifen anhabt, da macht es sich artig. Ein Ende muß es ja doch einmal nehmen."

„Ach, das war neulich, am Sonntag nachmittag", sagte Röse zu Marie gewendet. „Vollends Sonntag nachmittag,

da schaukeln wir uns oft dort, da weiß man sowieso nicht, was man anfangen soll."

„Lesen tut ihr wohl nie etwas?" fragte Karl August.

Beide Mädchen blickten verlegen nieder.

„Kennt ihr denn so einiges, was meine Leute hier zustande bringen?"

„Wir kennen alles, Hoheit", sagte Röse erschreckt und doch erleichtert, immer noch mit niedergeschlagenen Augen.

„Aber gelesen haben wir nichts, nicht wahr?"

„Nein", sagten beide einstimmig und entschieden.

„Also durchs Schauspiel? gucke, gucke! Da geht ihr wohl oft hinein?"

„Ja, Hoheit, immer!"

„Nun, diese Art Bildung muß für eure Eltern aber doch eine gehörige Ausgabe sein?"

Da saßen sie beide, feuerrot, und blickten sich ratlos an.

„Hört einmal, Schelme, Diebsgesindel," sagte der Herzog freundlich, „haltet ihr es denn wirklich für möglich, Scherz beiseite, daß man so jahrelang immer glücklich mit der größten Regelmäßigkeit sich in das Theater einschleichen kann, ohne daß sie einen wenigstens einmal erwischen?"

Die Mädchen blickten sich besorgt und immer noch purpurrot an.

„Ist denn euch nie die Idee gekommen, daß ihr von höherer Hand, als von eurem Flöten-Lobe, auf den Schleichwegen beschützt wurdet? O, ihr Schelme! Ihr Diebesgesindel!" rief der gute Fürst auf das herzlichste lachend. „Doch laßt es euch gesagt sein, ihr habt euren Landesherrn mit seiner vollen Bewilligung hintergangen. Was denkt ihr denn? Und hintergeht ihn nur ruhig und so guten Gewissens wie bisher weiter."

Jetzt, wo ein schöner Dank am Platze war, wußten sie beide nichts Gescheites zu sagen.

„Laßt das, laßt das", sagte Karl August liebenswürdig. „Macht es nur so fort, ich und manch anderer haben unsern

Spaß gehabt und werden ihn, so Gott will, noch lange haben, wenn wir euch Gesindel sitzen sehen. Nehmt nur eure Plätze so, daß ich kontrollieren kann, ob ihr auch wirklich da seid. Ich sehe eure vergnügten Gesichter gerne im Theater, auch wenn ihr sie auf Schleichwegen und zum Schaden unserer Kasse hineintragt."

Die drei plauderten noch lange miteinander.

Welch eine liebenswürdige Zeit war es, in die die schönen Jahre der Ratsmädel fielen! Alle, die damals jung waren, waren gesegnet jung.

Die Ratsmädchen ließen es sich wohlschmecken im römischen Hause.

Karl August zeigte und erklärte ihnen Bilder, die an den Wänden hingen, und Röse und Marie nahmen Gelegenheit, ihrem Gönner den Kameraden Franz Horny und dessen Talent zu empfehlen.

„Ihr haltet ihn also für begabt und vielversprechend?" fragte der Fürst liebenswürdig-spöttisch.

„Ja, Hoheit", sagten die Mädchen einmütig.

„Dann, wenn ihr ihn dafür haltet, werden wir uns nach dem jungen Mann umsehen."

Ein Adjutant machte eine Meldung, und Karl August wendete sich zu seinen Gästen.

„Wir müssen nun leider voneinander Abschied nehmen. Meine Räte kommen, jetzt muß regiert werden", sagte er lächelnd.

„Lebt wohl, ihr beiden Prachtmädchen! Nach eurem Franz Horny will ich mich einmal umschauen, lebt wohl!"

Wie von einem frischen Winde getrieben, liefen die beiden, als sie die Stufen des römischen Hauses überschritten, nach Hause, um zu erzählen.

Ob sie Glauben fanden oder nicht, das tat nichts zur Sache. Was sie wußten, wußten sie. Sie waren Manns genug, sich darüber zu freuen, aus tiefstem Herzen vergnügt zu sein.

Das Damengärtchen

Jene Gesellschaft lebenslustiger und gefeierter Mädchen, von denen unsere beiden geplaudert, während sie ihrem Herzog in die Arme liefen, hatten sie bei der alten Kummerfelden kennen gelernt. Als sie eines Tages bei der Nähmeisterin eintraten, gewahrten sie zu ihrem höchsten Erstaunen Personen versammelt, die sie nie dort zu sehen erwartet hätten, die „ganze heilige Klerisei", mit welcher Bezeichnung sie den Bekanntenkreis einer älteren Kusine beehrt hatten. Zu diesem Kreise gehörten unter anderen: Ulrike von Pogwisch, Ottilie von Pogwisch, Adele Schopenhauer, lauter geistreiche Frauenzimmer, die bei den Ratsmädchen eben deshalb nicht in allzu großer Achtung standen. Sie waren sich beide vollkommen darüber klar, daß es noch bei weitem schönere Amüsements auf Erden gäbe, als in verteilten Rollen zu lesen oder an geistreiche Freunde geistreiche Briefe zu schreiben, oder als „in corpore", wie sie in Weimar sagen, für den Besitzer einer schönen Seele zu schwärmen. Röse besonders machte sich nicht viel aus dieser Gesellschaft und wich den Mädchen, wenn sie bei der Kusine waren, aus, wie sie nur immer konnte.

So war es den beiden eine fatale Überraschung, diese Herrschaften bei der Kummerfelden anzutreffen. Röse blieb einen Augenblick ganz verblüfft in der Tür stehen. „Marie," flüsterte sie, „da wird's Ernst. Sie wollen sich verloben. Umsonst tun die es nicht, daß sie in ihren alten Tagen noch nähen lernen." Die Mitglieder der geistreichen Gesellschaft waren so ein fünf bis sechs Jahre älter als unsere Ratsmädel und erschienen daher Röse und Marie als bedauernswert alte Geschöpfe. „Sie haben Goethens August jetzt fest, das sollst du sehen!" flüsterte Röse weiter, als sie eingetreten waren und Platz ge-

nommen hatten, „oder sonst einen von ihren Schöngeistern. Da wird nun drauf und dran nähen gelernt. Es ist ein Skandal, und wenn sie auch etwas wegkriegen, in einem Jahre haben sie's sicher wieder vergessen. Dann sitzt August Goethe, oder wen sie jetzt haben, da und kann zusehen, wer ihm seine Sachen flickt. Die," sie blickte geringschätzend auf die von ihr besprochenen Mädchen, „die tun's nicht, sie werden sich hüten."

„Sie werden ihn ja doch nicht alle heiraten!" sagte Marie.

„Nein, sie dürfen's nicht," erwiderte Röse trocken; „aber verliebt sind sie alle. Alle, wie sie da sitzen, das ist bei ihnen eine Heidenwirtschaft. Meinetwegen!"

Ottilie von Pogwisch rief Röse und Marie so von oben herab zu:

„Na, was macht ihr denn?"

„Hohlsäume", schmetterte Röse.

„Kommt nur", rief Ottilie, „und setzt euch mit zu uns."

„Gut", sagte Marie, und beide setzten sich unter die anderen.

„Aber was wollt ihr denn eigentlich hier?" fragte Marie, als sie sich niedergelassen hatten.

„Wir, wir wollen eure Kummerfelden studieren", erwiderte Adele Schopenhauer ziemlich ungeniert laut, da sie von der Schwerhörigkeit der Meisterin überzeugt war. „Wir sind vollkommen objektiv hier."

„Das wird soviel heißen," erwiderte Röse, die es drängte, auf dieses geheimnisvolle Wort hin etwas Verständnisvolles zu entgegnen, „daß ihr nichts lernen wollt hier?"

„Gewissermaßen, ja", bekam sie zur Antwort. „Es ist wenigstens Nebensache." Adele zog ein Heftchen aus ihrer Tasche, sie hatte schon damals ihre schriftstellerischen Anwandlungen, und sagte: „Wir sind auf Jagd nach Originalen;

sie sollen jetzt mehr und mehr aussterben. Hier," sie schlug mit der flachen Hand auf ihr Büchlein, „hier wird eingetragen, was sie auch tun und sagen mag, das tollste Zeug. Wir wollen eure Kummerfelden verewigen. Wenn ihr es versteht, sie zum Schwätzen zu bringen, dann tut's! je mehr, je besser!"

Die Kummerfelden, oben auf ihrem Sitz, hielt sich mäuschenstill, und Röse antwortete: „Pfui, schämt euch, das ist ja miserabel, herzukommen, um sich über sie lustig zu machen; das leiden wir nicht, das ist betrügerisch. Lernt lieber etwas bei ihr, das ist gescheiter."

Die Kummerfelden hörte den Mädchen von ihrer Höhe herab behaglich zu und schob eine Haubenklappe etwas vom Ohr, um noch besser zu lauschen. Röse räsonnierte auf das heftigste und verwarf das Vorhaben der gefeierten Mädchen als ganz abscheulich.

Am Abend schrieb die Kummerfelden in ihr Tagebuch: „Ob ich das Honorar, das die Frau Großmama (die Frau Großmama war die Gräfin Henkel) den beiden Pogwischs ausgesetzt hat, annehmen soll, ist mir zweifelhaft, da die Mädchens, und ebenso die Adele nichts profitieren werden." Von den Ratsmädchen aber schrieb sie folgendermaßen:

„Gott behüte die freundlichen, wenn auch oft unartigen Geschöpfe. Wahrheit ist Vornehmheit. Herz und Mund auf dem rechten Flecke haben, ist Glück für sich und andere. Gesundheit ist Schönheit und Frische Segen. Das sind meine Lieblinge!"

Durch den Verkehr bei der Kummerfelden wurden die Ratsmädchen in dem Hause bei Schopenhauers heimisch und fühlten sich auch dort wohl und zufrieden. Johanna Schopenhauer, die Mutter Adeles, schien unsere beiden für zwei allerliebste Figuren anzusehen, die ihren Salon zierten, in dem sich allabendlich bedeutende und berühmte Gäste einfanden.

So ließ sie die beiden oft durch Adele zu sich einladen, bald mit, bald ohne Rats, bat die Mädchen, ihr bei dem Umherreichen von Tee und Backwerk behilflich zu sein und erntete von allen Seiten Lob, daß sie die beiden Pagen sich zugelegt hatte.

So waren sie eines Abends auch zu Schopenhauers eingeladen; ihre Gönnerin hatte angeordnet, daß sie in weißen Kleidern kommen sollten, und als sie zu der ihnen bestimmten Stunde erschienen, wurden sie von Madame Schopenhauer und Adele in deren gemeinschaftliches Schlafzimmer geführt. Dort lösten sie ihnen die prächtigen Haare auf. Jedem von den Mädchen drückten sie einen dichten Rosenkranz, aus den schönsten Rosen, tief in die Stirne, und so verwandelten sich die zwei in Genien, wie sie nicht anmutiger gedacht werden konnten.

Adele war ganz hingenommen von dem reizenden Anblick und zeigte sich rückhaltlos liebenswürdig.

Während sie sich damit beschäftigte, die Reize der beiden Mädchen schön hervorzuheben, behandelte sie Röse und Marie in einer Art Schaffensfreude wie zwei Kunstwerke, die aus ihrer Hand hervorgegangen waren.

„So, jetzt sind sie fertig!" sagte Madame Schopenhauer, als Adele sie ihr zur Prüfung vorgeführt hatte. „Nun stelle sie hinaus und sieh zu, wie es gelingt."

Den beiden Mädchen wurde jetzt die Anweisung gegeben, draußen auf der erleuchteten Treppe Goethe zu erwarten, der nach längerer Zeit zum ersten Male wieder den Abend bei Madame Schopenhauer verbringen wollte.

Das fuhr den beiden doch etwas in die Glieder.

„Ach, du großer Gott!" rief Röse in einem wahren Schreckenston.

„Hört einmal," antwortete Adele, „seid nicht dumm und verderbt uns unsern schönen Plan nicht. Ihr stellt euch draußen

auf die Treppe hin und wartet. Das könnt ihr doch? Und wenn er kommt, sprecht ihr kein Wort, faßt ruhig seine Hand und führt ihn zu uns herein und nehmt ihm erst vor der Tür seinen Mantel und Hut ab. Alles ganz ruhig und still; und wenn er mit euch spricht, so antwortet ohne Scheu, ihr seid ja nicht auf den Mund gefallen. Und nun allons, es wird nicht lange dauern!"

Damit nahm sie Marie an der Hand; Röse folgte, und sie führte beide zur Tür hinaus.

Im Nebenzimmer waren schon Gäste versammelt. Man hörte eine lebhafte Unterhaltung. Als Marie und Röse draußen auf der Treppe standen, blickten sie sich verdutzt an.

„Du großer Gott!" murmelte Röse noch einmal. Marie zeigte sich vollkommen gefaßt. „Er mag nur kommen", sagte sie so ruhig, etwa wie ein Jäger, der sich bereit gemacht hat, einen Bären gehörig zu empfangen. Jetzt ging die Haustür.

„Das ist er!" flüsterte Röse.

Ungemein leichte, elastische Schritte hörten sie auf der Treppe. Der Ankommende mochte wohl zwei Stufen auf einmal nehmen.

„Das ist er nicht", sagten sie.

„Das muß Schopenhauers Kater sein", meinte Röse leise. „Paß auf! Daß er heute auch kommt, wundert mich."

Der Ankommende war Arthur Schopenhauer, der Sohn Johannas und Bruders Adeles.

Ein närrischer Gast, der mit aller Welt so übel wie möglich stand. Wenn er sich in den Gesellschaften seiner Mutter sehen ließ, gab er die sonderbarste Figur ab und brachte die gute, formgewandte Frau während seines Aufenthalts in ihrem Salon aus aller geistreichen Würde und Fassung durch Paradoxen, unartige Angewohnheiten, beißende Urteile und Kritiken und berührte ihre an Almanachszartheit gewöhnte

Seele durch aufrührerische Aussprüche auf das unangenehmste. Dieser Störenfried der schöngeistigen Teeabende seiner Mutter stürmte die Treppe hinauf, prallte um ein Haar mit den Ratsmädchen zusammen, sah auf, starrte sie wie aus einem Traum erwacht an und sagte: „Bei Brahma! was ist denn los?"

„Wir sollen Goethe erwarten", antwortete Marie schüchtern.

„Das ist echte Weiberart! Können sie denn nicht aufhören drinnen, den Alten zu beschwindeln?" polterte Frau Johannas Sohn. „Wozu die Allotria? Es ist ihnen nicht Einhalt zu tun, den Weibern! Sind sie mit Gottes Hilfe so weit gekommen, daß sie unschädlich geworden sind, da suchen sie Krücken und Stützen, exerzieren sich ein Vikariat ein, um zu beschwindeln. So lernt's auch nur beizeiten, ihr Schippchen!" damit war er an den beiden Mädchen vorübergestürzt.

„Grobian", sagte Marie.

„Grobian," wiederholte Röse, „hör mal, grob ist er, mir aber lieber als alle zusammen drinnen mit ihrem Getue, und garstig ist er auch, aber flink und behende, und seine Augen sind nicht übel."

„Mein Geschmack ist er nicht," erwiderte Marie kurz, „und ich kann nicht sagen, daß es mir recht wäre, wenn du dich in den gerade verguckteſt."

„Schaf, wer redet davon", war Röſens kräftige Antwort. Da ging die Haustür unten wieder.

„Herrjes, das könnte er aber sein!" flüsterte Röse.

Es bewegte sich ruhig, mächtig, majestätisch die Treppe hinauf, das waren andere Fußtritte, eine andere Gangart als die heftige, stürzende des unliebenswürdigen Gastes von vorhin.

Röse hatte recht gehabt, er war es, Goethe war es.

Mit klopfendem Herzen standen die beiden schönen Geschöpfe auf der obersten Treppenstufe und blickten auf ihn, wie

er langsam und bedächtig die Treppe hinaufgeschritten kam, den Schlapphut auf dem Kopf, um die mächtigen Schultern einen dunklen, faltenreichen Mantel.

Als er auf dem letzten Treppenabsatz angekommen war, blieb er stehen, blickte auf und gewahrte die beiden schönen Botinnen, die ihn erwarteten. Der Anblick erstaunte ihn. Er verharrte einige Momente im Anschauen der Mädchen.

„Artig! Anmutig, sehr anmutig!" rief er aus.

Die Genien gingen ihm ein paar Stufen entgegen und, als wäre der Teufel in sie gefahren, so waren sie mit einem Male verändert. Ihre Schüchternheit, ihre Angst war gewichen, jede Bewegung wurde begeisterte Hingebung und Grazie — und sie empfanden, als flögen sie Goethe selig entgegen.

Als sie die Arme ausstreckten, um seine Hände scheu zu fassen, schaute Goethe wie ergriffen auf die jugendlichen Gestalten und sagte mit eigentümlich mächtiger Betonung:

„Dunkle Augen seh' ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze!"

Darauf ergriff er die Hände der Mädchen, nickte ihnen freundlich zu und ließ sich hinaufgeleiten.

Als er mit den beiden schönen Gestalten in das Zimmer seiner Freundin zu den Gästen eintrat, war bemerkbar, daß dieses Eintreten auf die Anwesenden eine wunderbare Wirkung hatte.

„Wie schön Sie Ihre Gäste empfangen, Frau Johanna!" Mit diesen Worten begrüßte Goethe die Frau des Hauses. „Haben Sie Dank dafür!"

Das Zimmer, in das sie eintraten, war langgestreckt, fast ein Saal zu nennen, vierfenstrig. Die Wände mit der sonderbarsten Tapete bekleidet, welche die Geschichte des Joseph in Ägypten grau in grau darstellte. Die Grube, in die die bösen Brüder ihren jüngsten gesteckt hatten, die Käufer des

guten, verwöhnten Knaben, die Träume des Pharao, das Wiedersehen mit dem alten Vater, all dies war an den Wänden des Salons der Frau Johanna zu sehen. Der Saal ist unverändert geblieben noch bis vor einigen Jahren. Jetzt dient er einer Restauration, und die bösen Brüder, der alte Vater, der gute Joseph, die alle in dem Salon der Madame Schopenhauer auf die berühmten Leute, die sich dort bewegt haben, herabgeblickt hatten, sind mit rosa Ölfarbe übertüncht.

Diesen Abend wurden die Ratsmädchen außerordentlich gefeiert. Sie bewegten sich unter den berühmten und geistreichen Leuten wohlgemut und hörten von allen Seiten Artigkeiten. Goethe setzte sich eine Weile während einer kleinen Aufführung, die Adele, die Pogwischs und August von Goethe veranstalteten, zwischen die beiden Schwestern. Er erzählte ihnen, daß er sie gar wohl kenne und schon oft Freude an ihnen gehabt habe.

„Welche Fülle", sagte er und strich Marie über die goldschimmernde Haarflut, die reizend an ihrer schlanken Gestalt hinabfloß.

Röse und Marie bemerkten, daß Arthur Schopenhauer und Goethe an diesem Abend auf das eifrigste sich miteinander unterhielten.

„Du, dein Kater sprüht Funken", sagte Marie zu Röse und zeigte auf Arthur Schopenhauer, aus dessen Zügen das Leben, während er sprach, wahrhaft leuchtete.

„Ich hab's immer gesagt: das ist auch ein großes Tier," meinte Röse; „da wird ja wohl auch die Schopenhauerin einmal mit ihm zufrieden sein, wenn er sich mit Goethen so niedlich macht. Die Adele hat's von mir zu hören bekommen, daß ich es unausstehlich finde, wenn sie an ihrem Bruder ewig herumnörgelt."

Die beiden Damen Schopenhauer waren, wie stadtbekannt,

in einer unausgesetzten Unzufriedenheit mit dem Sohne und Bruder Arthur, mißtrauten ihm in allen Dingen; seine Neigung zur Philosophie, sein Aufgehen darin erschien ihnen höchst sonderbar und wenig versprechend. Sie hielten nicht viel von seinen Bestrebungen, drängten sich ihm als Vorbilder auf und behandelten ihn nur als enfant terrible. „Alles an ihm ist beängstigend, selbst seine Wahrheitsliebe, mit der er einem wie mit einer Bürste unter die Nase fährt", sagte seine Mutter von ihm, und derlei Aussprüche der Mutter mochten wohl mit schuld daran sein, daß man ihm in ihren Gesellschaften wenig liebenswürdig entgegenkam. Er saß gewöhnlich allein und unbeachtet, auf das sonderbarste in einen Stuhl hineingerakelt, und schien sich um niemanden zu kümmern.

An dem Abend aber, als er die Ratsmädchen auf der Treppe beinahe umgerannt hatte, näherte er sich ihnen: „Nun, ihr Haareulen," sagte er, „wie geht's? — Wie steht's? Ihr seid ja gut ausstaffiert, sorgt nur dafür, daß es nachher, wenn ihr eingefangen habt, was ihr einfangen werdet, und die goldnen Fahnen davongeflattert sind," er schnippte leicht in Rösens Haar mit dem Finger, „daß es dann nicht gar zu übel um euch und die, die mit euch leben müssen, steht. In der Jugend geht alles an, die hat ihre Zwecke, da mag es sein; aber pfui Teufel, alte Weiber, da hat es seine Gefahr, da kann alles unerträglich sein. Denkt daran, daß ihr alte Weiber werdet, und sorgt schon jetzt vor, daß es dann leidlich mit euch auszuhalten ist. Schwatzt nicht, und wenn es jetzt noch so niedlich klingt, später ist es das nicht mehr, — ist unausstehlich, horrend! Seid anspruchslos, des Alters wegen. Anspruchsvolle alte Weiber, — grauenhaft! Soviel wie ein altes Weib geben kann, auf soviel hat sie Anspruch im Entgegennehmen, versteht ihr? Verflucht wenig!" Die Ratsmädchen hörten ihm verwundert und lächelnd zu. „Versucht", brummte er, „ob ihr es fertig bringt, euer lebelang

freundlich zu bleiben und mitleidig! Diese zwei Dinge können versöhnen. Nebenbei sparsam und fleißig. Was ich euch hier sage, ist vernünftig und klug, wenn es euch auch dumm vorkommt. Hört auf einen, der klüger ist als der übrige Haufe, und ihr bekommt's nicht alle Tage zu hören! Mit der Jugend nimmt's rasch ein Ende. Heut' seid ihr vierzehn und fünfzehn und nächstes Jahr sechzehn, dann kommt langsam siebzehn, achtzehn, neunzehn. Seid ihr erst zwanzig, dann geht es mit Riesenschritten: fünfundzwanzig, dreißig, fünfunddreißig — fünfzig, hu!" Und der kleine Mensch mit dem großen Kopf schnitt eine greuliche Fratze.

„Unrecht hat er nicht", sagte Röse, als er wieder von ihnen gegangen war. „Aber wenn man sich denkt, daß es ein junger Mann ist, der so spricht, dann kommt einem die Sache doch närrisch vor."

„Abgeschmackt", urteilte Marie.

„I gar, das nicht", bemerkte Röse tiefsinnig.

Und sie hatte sich die Worte des wunderlichen Menschen fürs Leben wohl gemerkt. Als die Jugend von ihr gewichen war, die goldenen Fahnen eingezogen, da blieb die reine Freundlichkeit, Anspruchslosigkeit zurück, eine unerschöpfliche Güte, mit der sie bis in das hohe Alter Haus und Familie, Kind und Kindeskinder, beglückte und rührte. Es blieb ein Wesen zurück, aus lauter Liebe gestaltet. Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, ein altes Weib wurde unsere Röse nie; sie wurde so wenig alt, als Güte und Anspruchslosigkeit je alt werden können. Wir nennen sie noch heute unser „Gomelchen". Der Name ist gekommen, ich weiß nicht wie. Er entstand, um etwas zu benennen, für das sich kein Name eingestellt hatte, für etwas, das lauter Heiterkeit, Liebe, Liebenswürdigkeit, Innigkeit, Frische und die Güte selbst ist. Sie wurde ein „Gomelchen", wie schon gesagt, nie alt, kein Mütterchen, „ein Gomelchen", nichts anderes. Der Philosoph hatte den herrlichen Mädchen wohl, weil er Mitleid mit ihnen

fühlte, einen Zauberspruch fürs Leben mitgegeben, der sie vor dem Alter schützen sollte; diesen Spruch: „Immer an das alte Weib denken", hat Röse zu jeder Zeit wohl im Herzen behalten.

Doch habe ich jetzt fünf, sechs, sieben Jahrzehnte vorgegriffen, in Zeiten hinein, die den Ratsmädchen an jenem schönen Abend bei Johanna Schopenhauer unendlich ferne lagen, in Zeiten hinein, in denen Enkel und Urenkel der beiden schönen Kinder ihr Wesen treiben. Die Unterhaltung aber des widerhaarigen Sohnes der geistreichen Mutter, die im Leben der Ratsmädel die besten Früchte getragen, diese Unterhaltung hat ihnen am selbigen Abend noch einen rechten Ärger gebracht. Sie waren während der Standrede, die ihnen der Philosoph gehalten, belauscht, und zwar von Ottilie von Pogwisch und August von Goethe, und wurden von beiden, die in vertraulichem Einverständnis zu sein schienen, gehörig damit gehänselt.

„Der hat euch gut zugerichtet, das ist recht", sagte Ottilie. „Wenn's nach mir ginge, er müßte euch alle Tage predigen: ‚Ihr habt es vonnöten'."

„So", sagte Röse und wurde dunkelrot vor Ärger. „Und ihr alle? Wer soll es denn euch tun?"

Sie hatte auf Ottilie von Pogwisch und ihre Freundinnen von jeher einen Ärger, sie brauchten nur in ein Gespräch miteinander zu kommen, so schwoll Rösen der Kamm.

„Ich habe übrigens mit euch ein Hühnchen zu pflücken und die Adele auch, kommt einmal mit, ihr Galgenvögel", sagte Ottilie gutlaunig.

Sie ging voraus, und die Ratsmädchen folgten ihr. August von Goethe flüsterte ihnen zu: „Laßt euch nicht ins Bockshorn jagen, ich habe etwas verraten, was ihr angerichtet habt, daß ihr's nur wißt."

Es stellte sich eine sonderbare Tatsache heraus, daß nämlich die leichtsinnigen Ratsmädchen eine geringe Achtung vor der

Unantastbarkeit eines wohlverwahrten Briefes hatten, ja, daß gerade die Verschlossenheit eines solchen Briefchens eine unwiderstehliche Aufforderung an sie enthielt, es zu öffnen.

Die geistreichen und unausgesetzt in schriftlichem Verkehr miteinander stehenden jungen Damen, die Pogwischs, die Schopenhauer und deren Freundinnen hatten Röse und Marie hin und wieder ein solches wohlverwahrtes Briefchen mitgegeben, das sie da oder dort abliefern sollten.

Diese Briefchen aber wurden von den beiden regelmäßig in dem wenig belebten Durchgang des Wittumspalais gelesen.

Was für ein sonderbares Gemäuer war dieser alte Durchgang und ist es noch, denn er wird wohl kaum seit jener Zeit eine Veränderung erlebt haben.

Von der Esplanade, der jetzigen Schillerstraße, die damals von alten, schönen Linden beschattet war, führte eine breite Treppe mit eisernem Geländer zu einer Gruppe tiefliegender Häuser hinab. Neben dieser Treppe in einem schattigen Gärtchen wächst ein schöner Muskateller-Birnbaum, der wie kein anderer voll blüht und voll trägt. Er stand schon damals und steht noch heute. Auf der Treppe fanden und finden die Schulkinder an frischen Julimorgen manch goldgelbes, zersprungenes Birnlein liegen, das der Wind über Nacht von dem Baum geweht hat.

Diese Treppe führte zu dem dunklen Gang, der durch ein Nebengebäude des Wittumspalais geht und der wie geschaffen ist zum Lauern und Schlüpfen für Liebespärchen und Gassenbuben.

Dort hockten die beiden Rangen auf den Stufen und lasen mit außerordentlichem Hochgenuß die Herzensgeheimnisse, welche die Damen für gut erachteten, einander mitzuteilen. Und die Ratsmädchen fanden nichts auf der Welt so spaßhaft, so belustigend, als die pedantische Rechenschaft, die eine jede der Freundinnen der andern von ihrem augenblicklichen

Herzenszustande gab, so genau und ausführlich, daß es schien, als seien diese Frauenzimmer entschlossen, das Wesen der Liebe ein für allemal und endgültig zu ergründen.

Röse und Marie wußten aufs genaueste, wie es um Ottilie und August von Goethe stand. Sie hatten auch einen Brief von Adele an einen Verehrer befördert und natürlich gelesen, worin Adele zum größten Gaudium der Ratsmädchen diesem auf einen Heiratsantrag folgendermaßen erwiderte:

„Mein Herz ist nicht mehr frei; wollen Sie mit meinem Verstande vorliebnehmen, so bin ich die Ihre."

Als die Ratsmädel diese Antwort gelesen hatten, gerieten sie auf ihrer Treppe außer sich vor Vergnügen, und Röse rief: „Du, die ist praktisch; das sollte man sich merken; aber miserabel ist es doch, und wenn er darauf hereinfällt, ist er ein Esel, und es geschieht ihm alles recht."

Zu Rösens außerordentlicher Befriedigung ging er aber nicht auf Adelens Vorschlag ein. Zu einer solchen behaglichen Stunde auf der Wittumspalais-Treppe, während welcher Röse und Marie sich mit Indiskretionen auf das harmloseste vergnügten, wurden sie in ihrem Treiben von August von Goethe belauscht und an die Pogwischs verraten.

Und jetzt, nachdem diese dem Sermon des jungen Schopenhauer, den er den beiden Mädchen hielt, gefolgt waren, erachteten sie es auch an der Zeit, ihrem Herzen Luft zu machen, und beschuldigten Rösen und Marien einer niederen und strafbaren Gesinnungsart, so daß diese im Laufe einer Viertelstunde des Fatalen genug erfuhren und ganz erstaunt und betreten waren, wie schnell ein Übel dem andern sich anschließen kann.

Die Pogwischs hatten die Freude, die beiden Ratsmädchen, deren glücklicher Gleichmut den Anschein hatte, als wäre er nicht zu trüben, betreten und bedrückt vor sich stehen zu sehen. Sie blieben auch den ganzen übrigen Abend nachdenklich, hatten, wie es sich von ihnen erwarten ließ, keine Reue, aber

einen außerordentlichen Ärger über die Pogwischs und einen noch größeren über August von Goethe, den Schwätzer.

„Ich möchte den Menschen wahrhaftig sehen, der in solche Zettel, wie wir sie herumtragen, nicht hineinsieht. Ich weiß noch nicht einmal, ob ich ihn bewundern würde, ich mache mir nichts aus solchen widernatürlichen Dingen; aber der Goethe soll schon merken, daß er geklatscht hat!" sagte Röse resolut.

August von Goethe brachte diesen Abend die beiden Mädchen nach Hause. Sie benahmen sich äußerst kühl und gehalten gegen ihn. Er erbat sich ihre Verzeihung, die sie ihm aber auf das entschiedenste verweigerten.

„Da kämen wir schön durchs Leben," sagte Marie, „wenn es mit einer Verzeihung abgetan wäre. Was bringt zu Ehren? — Sich wehren! Sie kennen das doch, Herr von Goethe?" sagte Röse und wollte recht schnippisch sein. „Wenn das bei Ihren Freundinnen, oben bei Schopenhauers Mode ist, mir nichts, dir nichts zu verzeihen, bei uns ist es das nicht."

„Nun, ich möchte doch wissen," sagte August von Goethe, „ob ihr auch so streng mit euren vielen guten Freunden seid, mit denen man euch allerwegen sieht."

„Viele gute Freunde?" fragte Röse pikiert. „Wir haben drei. Da ist erstens Budang, zweitens Ernst von Schiller und drittens Franz Horny, das sind sie."

„Drei, das ist eine schlimme Zahl, da muß einer traurig abziehen", sagte August von Goethe.

„So, wie meinen Sie das?" fragte Röse. „Wir haben sie alle drei gleich gern, einen wie den andern."

„Zum Beispiel verloben könntet ihr euch doch nicht mit allen dreien", sagte ihr Begleiter.

„Wenn Sie das so meinen," erwiderte Röse, „das geht freilich nicht; aber es sieht Ihnen recht ähnlich, daß Sie dergleichen, worauf kein Mensch kommen würde, denken. Ich möchte Budang sehen, wenn wir ihm das erzählen; der wird

schön bös auf Sie sein; der ist sehr gegen dergleichen. Wir, Marie und ich, hassen auch Liebe und finden Leute abgeschmackt, die ewig nichts weiter im Kopfe haben als das! Es gefällt uns gar nicht, daß Sie solche Vermutungen aussprechen, gerade von Ihnen gefällt uns das nicht, weil Sie selbst so viele gute Freundinnen hier haben."

„Warten Sie nur, Herr von Goethe," sagte Marie, „wir haben Ihnen unsere besten Freunde am Schnürchen hergenannt, damit sie nicht denken, es wären ihrer zwanzig. Wir werden Ihnen auch Ihre guten Freundinnen vorzählen, Sie sollen schon sehen, das werden wir Ihnen zur rechten Zeit tun."

„Marie," sagte Röse, „was meinst du denn?"

Da zwinkerte Marie ihr zu, auf eine Weise, die Röse den Mut gab, im vollen Vertrauen auf ihre Schwester, sich Herrn von Goethe lachend zuzuwenden und mit ihr im Chore zu sagen: „Ja, ja, wir werden Ihnen ein Weihnachtsgeschenk machen. Nun, gute Nacht, adieu, Herr August von Goethe!"

Als die Mädchen in ihrer Stube, oben unter dem Dache, angelangt waren, konnten sie sich vor Lachen und Vergnügen kaum halten; denn Marie hatte Röse ihren Plan, der ihr auf dem Wege so durch den Kopf gefahren war, mitgeteilt und hatte von Rösen vollkommene und freudige Zustimmung erhalten. Es wurde beschlossen, Herrn von Goethe zu Weihnachten mit einem sonderbaren Geschenk zu überraschen.

Seit langer Zeit waren sie mit keiner glänzenden Idee beschäftigt gewesen, und die, welche jetzt in Mariens Kopf aufgestiegen war, schien sie beide vollkommen zu beglücken; sie konnten lange nicht zur Ruhe kommen und auch deshalb nicht, weil das aufgelöste Haar die größte Mühe verursachte. Es war über die Maßen verwirrt und zerzaust, und sie mußten sich beistehen, um es auseinander zu bekommen. Frau Rat durfte beileibe nicht erfahren, daß man es ihnen wieder auf-

geflochten hatte; sie war der Meinung, daß dieses Lösen und Herumflattern dem Glanz der schönen Flechten schade; auch liebte sie es nicht, wenn ihre beiden Mädchen sich als zwei Haarungetüme in der Gesellschaft zeigten.

Es war vor Weihnachten, eine prächtige Winterzeit! Der Schnee lag so hoch und so beständig, wie er seit Jahren nicht gelegen.

Die Winterfreuden hatten sich zu einer solchen Mannigfaltigkeit herausgebildet, wie seit Menschengedenken nicht.

Von den wunderlichsten, altmodischen Schlitten wimmelte es im Städtchen; denn jeder alte Schlingel von einem Schlitten, den man in gewöhnlichen Wintern nicht auf die Beine gebracht hätte, weil es sich um ein paar Tage Schneebahn nicht gelohnt hätte, war leidlich ausstaffiert worden, und so närrisch bunt und wackelig, wie er war, sauste und flog er neben hübschen anderen, nagelneuen durch die Straßen. Die Gassenjungen hatten diesen Winter eine erstaunliche Geschicklichkeit erreicht, auf die Kufen zu springen und sich von den Schlitten mitnehmen zu lassen.

Unten an der Bibliothek, auf dem großen Rutschberge, geschahen Wunder und Zeichen; denn die Käsehütschen, auf denen die Sakramenter, die Gassenbuben, die Eisbahn hinabrutschten, schienen diesen Winter zu ganz anderen Geschöpfen sich umgewandelt zu haben. Sie waren heimtückisch, in ihrer Schnelligkeit unerreichbar geworden, flogen hin, wie Schwäne, wie Schneegänse, von der Bibliothek an fuhren sie über die ganze Reitwiese weg, wie im Flug an dem alten Reithaus vorbei, bis auf die festgefrorene Eisdecke der Ilm. Ob sie es heut' noch zustande bringen? Kaum mochte es einen Weimaraner geben, der nicht davon zu berichten gehabt hätte, daß ihm eine Käsehütsche mit einem unverschämten Bengel darauf, die, wie vom Himmel gefallen, auf ihn zu wetterte, an die Beine gefahren sei, mit einer Wucht, wie eine wilde

Bestie. Die Straßen wimmelten von Raben und Goldammern wie noch keinen Winter. Alles hatte den Anschein von etwas Außerordentlichem. Man spürte den erregenden Einfluß eines gewaltigen, unhemmbaren Elements.

Mit geheimem Behagen sah man die Schneewälle, die an den beiden Seiten der schmalen Wegbahnen sich auftürmten, höher und höher werden. Es gab in Weimar Wohnungen und Häuschen, die buchstäblich eingeschneit waren.

So lustig und unternehmend das Leben auf den Straßen war, so behaglich und angenehm befand man sich in den vier Wänden. Es wurde geheizt „auf Teufelsholen", wie man sich in Weimar ausdrückt, und es ging mächtig an die Holzvorräte.

Die alten Damen hielten Spielchen und Kaffees ohne Ende; die Abende in den Familien waren wunderhübsch, und die Weihnachtserwartungen schöner als je. Es schien mit den Schneemassen ein Geist der Gemütlichkeit mit herabgekommen zu sein.

An solch einem Winternachmittag bereitete die Kummerfelden sich zum Empfang von Gästen vor. Unten in der Stube, in der die Schülerinnen am Vormittag gehaust hatten, wurde ein Tisch gedeckt; die Kummerfelden in ihrem hellen, geblümten Kleid, die Prachthaube auf dem Kopf, eine Bernsteinkette um das Handgelenk, sprang die siebenstufige Treppe, die in ihr Schlafgemach führte, hurtig auf und ab, schleppte aus einem Schubfach Tassen hervor, aus einem Beutel silberne Löffel, stach mit der Gabel den Kommodenkasten auf, in welchem sie Zucker verwahrt hielt, trabte unentwegt auf und nieder und brachte allerlei aus allen Ecken herbeigeschleppt, schüttete endlich auch frischen Tabak in die Schnupftabaksdose und stellte diese mit auf den Tisch. Aus dem gestickten Beutel über ihrem Bette wurden Äpfel gelangt, und im warmen Ofen stand bald der Kaffee fix und fertig.

„Nun könnten sie kommen, es wäre alles so weit", sagte

die Kummerfelden und ließ sich auf eine Treppenstufe nieder, schlang die Hände um die Knie und saß da wie der liebe Herrgott am siebenten Schöpfungstage, mußte aber so länger sitzen, als ihr lieb war; denn die Gäste kamen nicht ganz pünktlich, jedenfalls wegen des vielen Schnees.

Und während die Kummerfelden saß und lauerte, tappte bedächtig zwischen den hohen Schneewällen durch die Schützengasse, die damals noch „das Pförtchen" hieß, eine respektable Frauengestalt, bog bei der Schlense ein und trottete mit Filzschuhen, die den Eindruck von Kähnen machten, in denen die große Frau sich behaglich, ohne daß sie sich selbst dabei anzustrengen hatte, fortschaffen ließ. Die Filzschuhe führten sie durch den wieder neugefallenen Schnee weich und geräuschlos, wie es sich von solch einer Frau ganz unwahrscheinlich und gespenstisch ausnahm. Ein frischer, voller Schneewind fuhr gegen die steifen Falten ihres Mantels, ohne sie in Schwung bringen zu können. Der Mantel hätte seinem Schnitte, seiner Ausdehnung und seinem eisenfesten Stoffe nach gut den Überkragen für einen Winteranzug des Riesen Christophorus abgeben können. Gott weiß, aus welcher Zeit er stammen mochte! Er machte den Eindruck der Unvergänglichkeit. Die große Frau, die, schwer und leise, in Wollmassen gehüllt, durch den Schnee geht, heißt Fabian, aber ihr Name, unter dem man sie in den weimarischen Gassen und Straßen kennt, ist nicht dieser ehrenwerte Name, den sie als Gattin des Zinngießers Fabian trägt, sondern für jung und alt heißt sie die Rabenmutter; nicht wegen eines hartherzigen Charakterzuges gegen ihre Kinder, sondern lediglich deshalb, weil sie Winter für Winter hinaus auf den Ettersberg wandert, um den Raben Futter auszustreuen.

Sie war, wie große, unbehilfliche Leute es oft sind, gut wie ein Kind. Das wußte jedermann von ihr. Ihre Freundlichkeit aber, mochte sie in Worten oder Werken bestehen, hatte etwas Gewaltsames.

Sie liebte es, sich für andere zu plagen, verstand es, mit allem und jedem auszuhelfen, mit Kinderzeug, wo es not tat, mit Koch- und Backrezepten, mit Heilmitteln und mit gutem Rat; wußte zu einem Prozesse oder sonstigen Rechtshändeln zuzureden oder abzureden, auch mit Gelegenheitsgedichten griff sie ein, wenn es verlangt wurde, und strengte ihr poetisches Empfinden bald zugunsten eines Briefträgers an, der einen Neujahrswunsch seinen Kunden überbringen wollte, bald zur Verherrlichung einer Hochzeit oder Kindtaufe; verfaßte Bettelbriefe für Bedürftige, grauenhaft zum Herzen sprechend, und verwendete so mit Freuden und in bester Laune ihre Kräfte für die Menschheit.

Während wir über sie berichten, kommt sie, umtanzt von großen Flocken, ihrem Ziele näher. Sie geht jetzt über den schmalen Steg, der über den Wassergraben führt, direkt auf den Entenfang zu, in dem die Kummerfelden sitzt und lauert.

Jetzt steht Frau Fabian vor dem Häuschen und lugt in das Fenster hinein.

Richtig, da sitzt die Kummerfelden noch immer auf der Treppenstufe, und da das Warten ein saures Geschäft ist, so sieht sie so griesgrämig aus.

„Na," brummt Frau Fabian, als sie die Gastgeberin so sitzen sieht, „was fehlt dir denn?" Die große Frau fährt unter dem Mantel vor mit der Hand, die in einem Buckskinhandschuh steckt, an dem der Zeigefinger sich durchgearbeitet hat, so gründlich, daß der Handschuh seine Spitze vollkommen verloren und der Finger aus einem sorgsam umsäumten Stumpf hervorsieht. Mit diesem Finger pocht die große Frau mit aller Wucht gegen die Fensterscheiben, so daß die Kummerfelden auffährt und mit beiden Händen vor Schreck nach ihrer Haube greift.

„Das ist die Fabianen", ruft sie und läuft, noch ganz

desperat von dem Schreck, nach der Tür, um zu öffnen. Ehe sie aber bis dahin gelangt, schellt es draußen, daß es der Ärmsten durch Mark und Bein dringt.

„Nun schellt sie auch noch, als ob sie nicht schon Lärm genug gemacht hätte!" murmelt die Kummerfelden. Und als sie die Tür geöffnet, da steht ihr Gast großmächtig vor ihr und schüttelt den Schnee von der Kappe, von den Schultern, aus den Falten.

„Weeß Gott, en paar Schaufeln voll!" sagt sie mit ihrer dicken, rollenden Stimme.

„Komm nur herein," mahnt die Kummerfelden, „du läßt mir ja die ganze Kälte ins Haus; du warst wohl gar auf dem Ettersberge?"

„Na ob", bekam sie zur Erwiderung aus einem Sprühregen von Eisstückchen, Wassertropfen und Schnee heraus; die Fabianen schüttelte ihr Lori aus, wie sie ein schlangenartiges, langes Tuch zu benennen liebte, das sie so ein vier-, fünfmal um den Hals geschlungen trug, so daß ihr Hals dadurch ein runderes und kopfartigeres Ansehen bekam als der Kopf selbst.

„Läufst du denn immer noch hinauf und fütterst die Raben?" fragte die Kummerfelden und kehrte in die Stube zurück, um dadurch ihren Gast zu veranlassen, ihr zu folgen.

„Jawohl," sagte diese und trat in die Wärme ein, „jawohl. Über das arme Viehzeug! Dies Jahr sieht's wahrhaftig elend genug aus."

Jetzt nahm sie den Mantel ab und hing ihn über einen Stuhl am Ofen und stand nun dunkellilla, feierlich mitten in der Stube. „Gucke! — Gucke!" sagte sie und hauchte in die roten Hände und betrachtete den Kaffeetisch. „Du hast ja gut aufgefahren! Wenn ich so von draußen komme, wo das Gevögel wegen eines verschimmelten Häppchens um sich hacken muß wie der Teufel, damit es andere nicht stibitzen,

da hat es doch unsereins, weeß Gott, recht zufriedenstellend. Das arme Vieh! Das arme Vieh!" wiederholte sie und wiegte sich dabei von einem Fuße auf den andern, daß das Haus schütterte. Sie wollte sich den Frost aus den Füßen trampeln, wie es schien. Ihre großen Filzschuhe aber hatte sie manierlich draußen vor die Tür gestellt.

„Wenn die hohe Justiz," sagte sie immerfort trampelnd, „wenn die hohe Justiz auch einmal zur rechten Zeit ein Einsehen hätte! Ich bin doch überzeugt, daß sie irgend so einen armen Sünder sitzen haben, so einen Totschläger, Brudermörder oder sonst wen, oder wohl gar zwei, daß sie die nun jetzt richten täten, wo sie noch Nutzen stiften können! Nä, da warten sie damit, und wenn sie die auch jetzt richten täten — hängen lassen würden sie se doch nicht. Wir kennen die Justiz, nicht den Tropfen Menschlichkeit hat se in sich, nicht den Tropfen; und keen Verständnis von nichts!"

Die Kummerfelden sagte: „Ach was, Fabianen, du bist doch manchmal ein rechter Husar in deinen Ansichten."

Frau Fabian beunruhigte sich darüber nicht, sondern sprang weiter von einem Fuße auf den andern, daß es der Kummerfelden schließlich schwindlig wurde. Währenddem huschte draußen im Schnee und im Gestöber eine kleine Person dem Steg und dem Entenfang zu.

Sie huschte wie ein Rättchen so schen, und hinter ihr her durch die Flocken und den Schneenebel da fuhr es huit, huit! Das waren Schneebälle. Die kamen angeflogen, bald von da, bald von dort, immer hinter ihr her, und kamen von den infamen Gassenbengeln, die nun einmal ein huschendes, altes Persönchen nie in Ruhe lassen können. Es ist schlecht von ihnen, aber sie lassen es nun einmal nicht. Das wußte die kleine Jungfer auch und sputete sich gewaltig. Ganz außer Atem zog sie endlich an der Schelle im Entenfang, aber wie zaghaft, wie bescheiden!

„Das ist die Jungfer Muskulus," sagte die Kummerfelden, „die zieht anders als du, Fabian."

„Hat seine Richtigkeit", erwiderte diese.

Sie saß schon über dem Kaffee und brockte; denn sie hatte nach ihrer Tour Appetit bekommen.

„Hat seine Richtigkeit", wiederholte sie noch einmal wohlgefällig, um gerade eine Pause im Schlucken auszufüllen. „Ene Frau," sagte sie, während die Kummerfelden die Jungfer hereinließ, „ene Frau," sie sprach so laut, daß die Kummerfelden es draußen auch hören konnte, „ene Frau, die acht Kinder hat und en unmündigen Mann, hörst du, Kummerfelden, die acht Kinder und en unmündigen Mann ... Ach Herrjes, was sag' ich da?" lacht sie voll und laut, „die zieht anders an der Schelle wie ene Jungfer. Übrigens," rief Frau Fabian unter Lachen und Schlucken, „es ist nicht so ohne! Man könnte so manches Mal sagen: acht Kinder und en unmündigen Mann. Es könnte es jede Frau sagen, wenn auch nicht immer acht Kinder!"

Die Kummerfelden fuhr mit mißbilligender Kopfbewegung zwischen diese Betrachtung. „Schrei doch nicht so, du kannst es mir ja nachher sagen." Sie war damit beschäftigt, die Jungfer aus ihrer bescheidenen Umhüllung zu wickeln.

Jetzt traten sie miteinander ein. Die Jungfer Muskulus trug eine schwarze Lockenperücke, die sie bis tief in die Stirne hineinzuziehen für gut fand, und jahraus, jahrein einen Hut, geschmückt mit dem enormsten Veilchenkranz, so groß, daß er kaum hätte größer sein können.

Jetzt hingen Schneestücke an den seidenen Veilchen; die Gassenjungen hatten sie ihr zugerichtet.

„In einer Weile werden die Ratsmädchen da sein", sagte die Kummerfelden.

„Na," fragte die Fabian, „was wollen denn die?"

„Ja", lachte die Kummerfelden, „wegen denen seid ihr eingeladen. Ihr sollt mir euren Kaffee gründlich verdienen. Die Mädchen wollen euch allerschönstens bitten, daß ihr ihnen bei einer Angelegenheit helfen sollt."

„Was ist denn los?" fragte die Frau Fabian, „das wird eine schöne Pastete sein."

„Es ist Ehre dabei einzulegen; es soll etwas zu Goethens kommen", bekam sie zur Antwort.

„Na nu?" rief die Fabian.

Nun schnitt die Kummerfelden ein geheimnisvolles Gesicht und tat, als sei sie selbst nicht recht mit der Geschichte einverstanden.

Aber bald verriet sie sich, und es zeigte sich, daß sie Feuer und Flamme für den Plan war, — ganz wie die dummen Ratsmädel, und sie teilte mit, daß es sich darum handle, einen kleinen Garten zu fabrizieren aus Moos und mit einem Staket darum und einer Laube darin, gerade so einen Garten, wie die Jungfer Muskulus jeden Weihnachten welche geliefert habe, aber statt der Watteschäfchen, die sie hineinzustellen gewohnt sei, sollten Frauenzimmer in das Moos gesteckt werden.

„Diese Frauenzimmer ... wartet", sagte die Kummerfelden, fuhr aber in ihrem Bericht nicht fort, sondern tappte die Treppe nach ihrem Heiligtum hinauf, kam mit einem Kästchen wieder zum Vorschein und stellte es vor die beiden Weiber hin.

Frau Fabian nahm den Deckel ab. „Potztausend!" rief sie, „was sollen denn die? Das sind ja Puppen! — Püppchen!"

„Na, na, na!" rief die Jungfer Muskulus, „darauf lasse ich mich nicht ein, das scheint mir denn doch bedenklich!" Dabei rückte sie sich ihre dicke schwarze Perücke zurecht und machte eine auffallend mißtrauische Miene: „Das ist ja

frevelhaft, Kummerfelden, Sie wollen doch nicht Ihren Spott mit der alten Exzellenz treiben?"

„Sie sein â Schaf, Muskulussen", antwortete die Kummerfelden, die, von Frau Fabian hingerissen, auch in das beglückende weimarische Idiom zu verfallen drohte.

„Wie werd' ich einen Spott treiben? Vergessen Sie, was ich bin? Ich bin Künstlerin."

„Man vergißt das bei dir vollkommen, das sei zu deiner Ehre gesagt", brummte Frau Fabian.

„Die Muskulussen ist und bleibt ein Grünschnabel", fuhr die Kummerfelden fort, „und hat auch in nichts ein Einsehen, wie du vorhin von der Justiz bemerktest, Fabian."

„Das is' mit den ledigen Frauenzimmern und wenn se auch ne Perücke tragen, so dick, wie en Fußsack, es is' doch ewig was Halbes", bemerkte Frau Fabian gedankenvoll. „Nâ, der Kummerfelden so was zuzumuten, daß sie de alte Exzellenz nicht respektieren täte."

Jungfer Muskulus war unter ihrer Perücke feuerrot geworden.

„Na, na, 's is gut", sagte Frau Fabian. „Was kann ens dafür, wenn es unverehelicht ist? Es kann auch ens nichts dafür, wenn es en Buckel hat. Gewöhnlich", fuhr Frau Fabian fort, „haben die Kindsmädchen so ens fallen lassen; man kann nich genug dahinter her sein. Na, was hast du denn nun aber mit den Döckchen vor?"

„Das handelt sich nun eigentlich", sagte die Kummerfelden, „nicht um die alte Exzellenz, sondern schon mehr um den jungen, um August von Goethe."

„Na sag' ich's nich," rief Frau Fabian, „die Kummerfelden macht sich in keiner Weise enes Verstoßes schuldig. Wenn's auf Augusten geht, dem tut's nichts und schadet's nichts, im Gegenteil. Er treibt's zu arg, sag' ich, und mit den Docken, da scheint ihr mir aufs Rechte anzuspielen, auf die Frauenzimmer, meine ich."

„Das ist's," bemerkte die Kummerfelden, „ich möchte der Exzellenz so ganz verblümt zu verstehen geben, daß es an der Zeit wäre, seinem August eine Frau auszusuchen, die dem gehörig auf dem Dache sitzt; denn das tut not, wie wir wissen. Aber eine Geistreiche darf's nicht sein; von der Eigenschaft haben sie genug hier."

Frau Fabian fügte hinzu: „Nur nichts Scharfes mehr in die Lauge, meinte jene Köchin, die die Sauce versalzen hatte."

„Fabian, mit deinen Redensarten fährst du einem immer dazwischen", rief die Kummerfelden ungeduldig. „Ich will Exzellenz Goethe zu verstehen geben, daß er eine Frau wählen soll, die auf gute Wäsche hält, die sparsam ist, die nicht mit dreinredet und, wie gesagt, August gehörig — —" Hier zwinkerte die Kummerfelden mit den Augen. „Das sind die Ratsmädchen, die mich darauf gebracht haben, die hatten die Idee, August von Goethe ein Gärtchen mit allen seinen guten Freundinnen auszustaffieren. Ich weiß nicht, aber sie müssen etwas mit ihm gehabt haben — das schien mir so."

„Die Krawatschen!" rief Frau Fabian wohlgefällig, „und die Püppchens haben die Mädchen wohl selbst genäht?"

„Freilich", sagte die Kummerfelden lebhaft, „und die Hemden haben alle Zwickel, alles regelrecht."

Jetzt packte Frau Fabian die Puppen aus. „Na nu, seht eins an, wer ist denn die?"

Sie hielt ein Püppchen in die Höhe, das ein rosa Kleid, dabei aber ganz zerrissene Strümpfe an hatte.

„Das ist ja die ... na, ihr wißt schon, das Mädchen hat ewig zerrissene Strümpfe an. Die Löcher gucken ihr über den Rand von ihren Schuhen, wie hier genau zu sehen ist. So eine Frau bringt Unglück ins Haus, und wenn sie so schön wie ein Engel wäre und klug wie eine Schlange."

„Und die Lange mit der kleinen Feder in der Hand?" fragte Jungfer Muskulus bescheiden.

„Das ist die Schopenhauern, die Adele," fuhr Frau Fabian sie an, „das sieht doch jeder klar. Mit der hat's keine Gefahr nicht. Häßlichkeit entstellet immer selbst das schönste Frauenzimmer. Mein Schatz wär' se nich', die Schopenhauern. Na, nu die beiden Madams?" Sie hielt zwei Püppchen in der Hand. „Das sind zwei verehelichte; wie das die Rackersmädchen herausgekriegt haben! Das ist die Madame so und so und das die Madame die und die. Wir kennen euch! Wir wissen, gottlob, wer ihr sein sollt." Währenddem sie sprach, hielt sie beide Figürchen sich selbst nahe hin und redete so auf sie ein und drohte ihnen mit dem Zeigefinger. „Und die is' wohl die rechte Braut, wie sie im Märchen sagen."

Sie hob ein Püppchen in die Höhe, das, in einer weißen Schürze und mit einem Kochlöffel in der Hand, ein hausmütterliches Aussehen hatte.

„So ist's", sagte die Kummerfelden. „Und nun, Fabian, wenn du es wissen willst, nachher mußt du die Verse dazu machen; du mußt sagen, wen jedes Püppchen vorstellen soll, und wie es sich mit jeder verhält."

„Gott soll mich bewahren!" fuhr die große Frau auf, „das is aber ene Zumutung. Versche, die sich gewissermaßen den Goethischen müssen an die Seite stellen lassen, so beim Kaffee 'rauszuschütteln, wo die ganze Stube, mit Respekt zu sagen, voll weimarischer Gärmichel sitzt, — ich danke — und das sag' ich, wenn ich darauf einginge, was Schlechtes dürfte Exzellenz schon gar nicht kriegen, was sollte er denn von der Fabian denken?"

„Du darfst 'nauf in meine Stube gehen," sagte die Kummerfelden, „da setz' dich auf den Lehnstuhl vors Bette und bleib ruhig sitzen. Aber du wirtschaftest mir dort nirgends herum, nicht wahr? Das kann ich nicht leiden. Weißt du was, gehe

nur gleich 'nauf. Bleistift und Papier liegen schon auf der Bettdecke. Du wirst schon was 'rauskriegen, ich weiß ja, wie dir's steckt. Die Ratsmädchen werden auch gleich da sein, die freuen sich, wenn du schon dabei sitzest. Proviant bekommst du mit hinauf. Und wenn die Not groß ist, kriegst du, na, du weißt schon", die Kummerfelden zeigte auf ein Schränkchen, in dem sie ihr Schönheitswasser in Flaschen aufbewahrte. Aber nicht lauter Schönheitswasser allein.

Frau Fabian zog mit ihrer Tasse und einer großen Schnitte Kuchen die Treppe hinauf, und der furor poëticus stand schon deutlich auf der gefurchten Dichterstirn zu lesen.

Unterdessen näherten sich dem Entenfang, so frisch und leicht wie die Schneeflocken, unsere zwei in allerbester Laune. Es gibt für junge Menschen nichts Schöneres, als im dichten Schneefall zu gehen, zu springen, zu wandeln, zu tollen. Geheimnisvoll, bedeutsam sinkt es leise, leise nieder, legt sich zart auf Falten und Gewänder, und es ist, als ob vom Himmel Segen niederströme, Erfreuliches, Heiteres, Hoffnungsgefühle.

Die beiden Lustigen, die dem Entenfange zusteuerten, liefen durch den Schnee, schürften in der flockenweichen Decke mit den Füßen, daß es aufsprühte von Eiskristallen um sie her. Sie überstürzten sich, fielen mutwillig in die frische, kalte Herrlichkeit der Länge nach hinein. Es fehlte nur noch, daß sie wie die vergnügten Hunde mit den Nasen in dem Schnee geschaufelt hätten.

Jetzt schellten sie auch am Entenfange, erst Röse, dann Marie, dann wieder Röse, wieder Marie, dabei lachend, bis die Kummerfelden sie einließ und ihnen sagte, indem sie die Mädchen auf die frischen Wangen klopfte: „Ohne Spielerei und Narrenpossen könnt ihr doch auf der Gotteswelt nichts tun."

Die Mädchen traten jetzt ein. Sie hatten einen Korb mit sich voll Moos und allerlei Gesparre.

„Ihr habt mich in eine schöne Lage gebracht, ihr Racker!" rief Frau Fabian den beiden aus ihrem Lehnstuhl heraus entgegen. „Ich sitz' nun nnd schwitze, nnd das nennt die Kummerfelden einen zum Kaffee einladen."

Röse und Marie wurden reichlich regaliert, dann ging's an die Arbeit. Das Gärtchen wurde in Angriff genommen.

„Eure Verse sind in guten Händen," sagte Madame Kummerfelden, „so borstig die Fabianen auch ist, sie hat ein exquisites Herz, eine Außerordentlichkeit von einem Herzen. Solche Leute sind für die Poesie. Beileibe soll man keine Boshaftigen daran lassen, die stiften nichts als Unheil."

„Und besser wird's bei ihnen drum noch lange nicht", schrie Frau Fabian von oben herab. „Mit dem erschten wäre ich so weit."

„Na los!" rief die Kummerfelden ganz erfreut.

Die große Frau trat vor auf die erste der sieben Stufen.

„Zeigt das Döckchen her mit den zerrissenen Strümpfen, auf die is es", rief sie.

Röse hielt das Figürchen in die Höhe, und die Fabianen begann mit gewaltiger Stimme:

„Meine Liebe ist stets auf den Strümpfen,
Reißt wohl zwanzigmal des Tags ein Loch.
Meine Liebe läßt sich nicht abstümpfen,
Auch verschmäht, lieb' ich dich ewig doch!"

„Bravo!" rief die Kummerfelden, „das macht dir alle Ehre."

„Wollt' ich meinen", erwiderte Frau Fabian, lachte kurz auf und versank wieder in den Lehnstuhl.

Inzwischen wurde unten auf das lustigste gegessen und getrunken, geklebt und gepappt, und es entstand ein allerliebstes Moosgärtchen.

Die Kummerfelden sagte den Ratsmädchen, daß sie nnd Frau Fabian die Sache auf ihre Kappe nehmen würden. „Uns geschieht damit nichts. Ihr sollt es nur hineintragen

und sagen: ‚Eine schöne Empfehlung von der Kummerfelden.‘“

Nach einer Weile war die Fabian wieder mit einem Vers zustande gekommen und donnerte folgendes herab, für die kleine Figur mit dem Löffel:

„Führt der Weg zu Mannes Herz
Durch die Küche ohne Scherz?
Bist du garstig oder schön,
Mädchen! Du mußt diesen gehn.
Herz, Verstand für Haus und Küch' —
Und — die Liebe findet sich.“

„Fabian, du bist ein herrliches Weib!“ rief die Kummerfelden ganz begeistert der Freundin hinauf. „Es steckt ein Philosoph in ihr, ich hab' es immer gesagt. Und ein Charakter ist sie, so manchen Groschen hätte unsere Fabian für Gelegenheitsverse einheimsen können, aber ihr Lebtag hat sie die Kunst, ohne Lohn zu beanspruchen, geübt, das kann keiner von all den Großen hier sagen, ja, ja, ne, ne!“

„Dank' auch bestens“, rief die Fabian herab, mit einem etwas zerstreuten Ausdruck, ungefähr, als hätte sie geniest, und die Kummerfelden hätte ihr Gesundheit gewünscht.

Das sonderbare Weihnachtsgeschenk für Vater und Sohn Goethe kam allmählich in einer wunderbaren Vollendung zustande.

Die Mädchen bauten am Gärtchen, die Fabian an den Versen weiter: unter anderen entstand ein Vers auf zwei andere Flammen August von Goethes, auf die Frau eines Kammerrates und die des Polizeidirektors.

Diesen Vers in seiner Kraft, Würze und Knappheit, seiner umfassenden Keckheit, mit der er zwei Damen auf einmal erledigte, und auf den Frau Fabian besonders stolz war, diesen Vers wollen wir hier nicht übergehen. Er lautete folgendermaßen:

„Ob Kammer oder Polizei,
Das steht noch zu erfragen,
Wir wollen es nun einmal
Mit allen beiden wagen.“

Man war vollkommen befriedigt; Frau Fabian trank drei bis vier Liköre zur Stärkung nach ihrer schweren geistigen Anstrengung und bekam eine außerordentlich gute Laune, eine Laune, wie nur die Fabian sie haben konnte, so ausdrucksvoll und kräftig, daß es eine Freude war, und daß der Tisch, an dem man saß, nicht aus dem Schüttern herauskam, teils, weil alle um ihn her unausgesetzt lachten, und weil die Fabian vor lauter Lebenskraft zur Bestätigung ihrer Meinung oftmals mit der Faust zwischen die Tassen schlug.

„J, der Tausend,“ sagte Mamsell Muskulus bewundernd, als die Frau einmal ihre Schultern statt des Tisches getroffen hatte, „wo sie hintrifft, da wächst kein Gras.“

Die kleine, scheue Muskulus war von jeder Kraftäußerung immer ganz von Bewunderung hingenommen, auch wenn diese Kraftäußerung sich gegen sie selbst richtete. Die Ratsmädchen schafften das Gärtchen, die Puppen, die Verse noch an diesem selben Abend in die Wünschengasse, schleppten alles hinauf in ihre kleine Stube, verbargen es sorgfältig und vergnügten sich abends, als alles schlief, bei verschlossener Tür damit zu spielen, um allerhand Unsinn zu treiben, bis sie das Gärtchen endlich mit großem Stolz und vieler Vorsicht, daß sie von niemandem ertappt würden, am Heiligen Abend in das Goethesche Haus trugen. Sie hatten ausgemacht, es unten in der Leutestube mit einer schönen Empfehlung der Kummerfelden abzugeben; als sie aber die Haustür öffneten, da kam ihnen der Geheimrat selbst entgegen. Sie blieben betroffen und verlegen mit ihrem verdeckten Werke stehen und hofften, er würde sie nicht bemerken und an ihnen vorübergehen.

Er erkannte sie aber augenblicklich und sagte: „Was bringen denn die Ratsmädchen da?"

„Exzellenz," sagte Röse, „die Kummerfelden läßt schön grüßen und hier wäre etwas."

„Für mich?" fragte Goethe.

„Ja, für Eure Exzellenz."

„So tragt es hinauf, ihr schönen Kinder, ich komme mit euch."

Goethe ließ sie vor sich her die breite und sanftansteigende Treppe hinangehen. Als sie oben angelangt waren, öffnete er ihnen selbst die Tür und ließ sie in das lange gelbe Gesellschaftszimmer eintreten. Es war schon dämmerig, und Röse und Marie war es doch recht beklommen zumute.

„Da haben wir's," dachte Röse, „es ist doch, als kämen wir zum lieben Herrgott mit der Dummheit da an. Viel schlimmer würde es auch nicht sein, glaube ich."

Goethe machte einen Tisch, auf dem einige Bücher lagen, frei. „So," sagte er, „da steht nun eure geheimnisvolle Gabe, wollt ihr das Tuch abheben?"

Marie enthüllte das Werk, und als Goethe das Gärtchen sah und die Überschrift über dem Tore gelesen hatte, lächelte er; es war noch eine Aufschrift hinzugekommen, die besagte, daß hier schöne Damen versammelt seien, daß Schönheit und Geist zwar angenehm, daß man aber die nützlichen Eigenschaften beileibe nicht gering achten möge.

„Das ist ja eine artige Idee", rief Goethe.

Und als er eines der Püppchen in die Höhe genommen und den Zettel gelesen hatte, welcher demselben an dem kleinen Maul befestigt war, lachte er, daß Röse und Marie ihn ganz verblüfft ansahen, denn nie hatten sie sich vorgestellt, daß der Goethe lachen könnte. Er war ihnen immer als ein majestätischer, etwas steifer alter Herr erschienen.

„Nun Kinder, sagt mir," fragte er, „wer die Verse gemacht hat."

„Die Fabianen", antwortete Röse. „Hier nennen die Leute sie die Rabenmutter!"

„Ah die! Da könnt ihr berichten, daß ich mich allerbestens bedanke für ihre artigen Verse.“

Er hielt eben das Figürchen mit den zerrissenen Strümpfen und das Hausmütterchen in der Hand und betrachtete beide.

„Ich werde das allerliebste Ding meinem Sohne heut mitbescheren.“

Röses und Maries Achtung vor ihrem Kunstwerke war wieder sehr gestiegen, und sie fanden, daß es in Wahrheit ein wundervolles Gärtchen sei, und daß Goethens August seinen hübschen Ärger darüber haben würde.

Mit Frankfurter Brenden beschenkt, wurden sie von Goethe aufs freundlichste entlassen und liefen seelenvergnügt nach Hause.

Nun wollen wir hier nur noch erwähnen, daß die Fabian sehr entrüstet gewesen ist, als sie mit der Zeit erfuhr, daß der August von Goethe ihren guten Rat in den Wind geschlagen, indem er eine Frau nach seinem Geschmacke und gegen die Ansichten der Kummerfelden und der Rabenmutter gewählt hat.

Wie Frau Rat über das Leben, über Erziehung und über die ersten Liebesbriefe ihrer Töchter dachte

Wie zwei Vögel in einem herrlichen Garten harmlos leben, in dem die wunderbarsten Seltenheiten grünen, blühen und Früchte tragen, so lebten die beiden jungen Mädchen, Röse und Marie, in Weimar. Welche Wunder, welche Außerordentlichkeiten sich auch um sie her begaben, sie erachteten das überreich entfaltete Leben als nichts Erstaunenswertes, so wenig sie über ihre eigene Existenz erstaunten. Es war ganz in der Ordnung, daß gerade zu dieser Zeit die Welt einmal gehörig in Gang kam. Sie hatten ihre Freude daran, daß es in Weimar so viel zu sehen und zu erfahren gab, daß im Theater alle Augenblicke etwas Neues, was man unter allen Umständen sehen mußte, zur Aufführung kam, daß Budang ihnen hin und wieder erklärte, sie lebten in einer Zeit, wie sie noch nicht auf Erden dagewesen sei, von der man in Jahrtausenden noch reden würde.

Das war den Ratsmädchen angenehm zu hören und trug das Seinige zu ihrem Selbstbewußtsein mit bei. Sie empfanden eine bewegte, schöne Atmosphäre um sich her und gediehen in ihr. Die verschiedensten Kreise der weimarischen Gesellschaft waren ihnen vertraut. Sie verkehrten, wie wir es wissen, im Salon der Madame Schopenhauer; ebenso gern aber steckten sie bei Kesselrings im Turm, bei Budangs Angehörigen, den Müllersleuten, und dann wiederum erschienen ihnen Apothekers als die Krone der Gesellschaft.

Die beiden taten einen weiten Blick in das Leben schon

in frühester Jugend und genossen das Gute, Lebensvolle, das sich ihnen in den verschiedensten Verhältnissen darbot, in vollen Zügen.

Durch diese kluge, freie Erziehung spürten sie im freundschaftlichen Zusammenleben mit Leuten in weit voneinander getrennten Lebensstellungen überall das Menschliche als die Hauptsache heraus; die Verhältnisse verdeckten es ihnen nicht, wie es bei denen, die in einem engen Gesichtskreis erzogen wurden, wohl meist der Fall ist.

Es war selten, daß unsere beiden, wenn sie nach Hause zurückkehrten von einem Spaziergange, einer Besorgung in der Stadt, einer Gesellschaft oder vom Markte, nicht erfüllt von der Freundlichkeit der Menschen waren, und mochte ihnen etwas Gutes durch das Marktweib, oder den Handwerkermeistern, oder durch Karl August, oder gar Geheimrat Goethe selbst angetan worden sein, sie schienen nur eine Art von Dankbarkeit und Wohlwollen in sich zu haben, eine einzige Art, die für alle herhalten mußte.

Frau Rat hatte darüber ihre Freude. Sie war es, die so zu fühlen ihren beiden kleinen Gerechten gewünscht, die sie darauf hingeleitet hatte, und war dankbar, als sie ihre Wünsche sich erfüllen sah.

Die wenigsten Menschen kennen das, was man Lebensgenuß nennt, und alle guten Christen eifern mit Zorn, Predigten und Strafen dagegen, preisen Pflichterfüllung, Aufopferung, Enthaltsamkeit, Überwindung als etwas Nützlicheres, Beglückenderes und Schöneres an; statt aber gegen den verpönten Lebensgenuß zu eifern und überzeugungstreu zu predigen, sollte man der Menschheit zurufen: Genießt den Tag, genießt jedes Wort der Liebe, jede Freundlichkeit, jede Wärme, verzeiht über jedes Maß, um friedlich zu leben, nicht, weil es lobenswert ist, seid gut, nicht, weil ihr deshalb als vortrefflich angesehen werdet — nein, nur um friedlich und erfreulich zu leben; helft auch deshalb nur einander, denn

es ist schön, es ist göttlich, zu leben, nicht zu grübeln, was danach kommt. Dunkle Frage an ein unverbrüchliches Schweigen gerichtet! Lernt zu leben! Das Sterben wird uns gelernt ohn' unser Dazutun. Die Sünd' mit glänzenden Farben malen und das Dasein in seiner Trockenheit, Pflichterfüllung darstellen, nach hohen Zielen strebend, das ist ein vielbeliebter Kunstgriff, um Rekruten für die Tugend zu werben. Und man wirbt auch damit. Ob es oft glückt? Ich weiß es nicht. Die aber, welche kräftig wollen, bleiben von dergleichen gut gemeinten Lehren im innersten Herzen unberührt. Wir wachsen wie das Getreide auf dem Felde, ist uns der Boden günstig, wachsen wir gut, ist der Boden uns ungünstig, wachsen wir schlecht. Wohl denen daher, die in gutem Boden stecken.

Die größte Wohltat, die die Natur unseren beiden schönen Kindern zugeteilt hatte, war die gesunde Freisinnigkeit ihrer Mutter. „Überwindet Widerwärtiges," sagte sie ihnen, „nicht weil es überwunden sein muß, sondern weil ihr wißt, daß alles hier auf Erden wechselt und nichts Bestand hat, und es ist unklug und macht blind und einseitig, wenn wir uns von etwas unterdrücken lassen. Die Ereignisse haben nicht das Recht dazu, dies zu tun, sie können es eigentlich gar nicht." Und weiter: „Strebt danach, alles schön zu tun, das ist besser als gut; denn wenn ihr nur die Dinge gut verrichten wollt, das ist nichts; eine gute Tat kann mürrisch und liebenswürdig getan werden. Tut, was ihr tut, liebenswürdig und schön, dann werdet ihr geliebt. Wenn ich euch doch die Liebe zur Schönheit in die Herzen pflanzen könnte für alle Zeit, dann ließ' ich euch laufen, wohin ihr wolltet. Die Liebe zur Schönheit ist die Liebe, die den Menschen am reinsten erscheinen läßt, die allerunschuldigste, denn sie läßt vieles, wie Überhebung, dummen Stolz, Härte, Wut nicht an ihn heran; die anderen guten Eigenschaften, die er sich aneignen kann, bringen ihm leicht eine schlimmere mit ein; da ist die Fröm-

migkeit, die bringt im Nu Überhebung. Man hat es oft, daß so viel Frömmigkeit, so viel Hartherzigkeit da ist und Verachtung der Nichtfrommen."

So empfahl Frau Rat ihren beiden Mädchen die Liebe zur Schönheit an als moralischen Lebenshalt.

Wenn viele Mütter Frau Rat verstehen würden und die anspruchslose Weisheit in sich aufnehmen könnten, ein heiteres, gutartiges, freundliches und kraftvolles Geschlecht sollte entstehen. Schönheit ist nur in Verbindung mit Kraft zu denken.

Frau Rat selbst war bewußt und unbewußt ganz durchdrungen von dieser leisen Liebe zur Schönheit.

Sie hatte etwas von einer schönen Blume, ein Geschöpf, das man sich nur gepflegt, behütet, angebetet vorstellen kann; auf weichen Teppichen gehend, mit schönen Dingen umgeben, verwöhnt, verhätschelt, geliebkost.

Von alledem aber hatte sie nichts erfahren. Ein hartes Leben, einen älteren, überernsten Gatten, Kargheit, Arbeit von früh bis spät, das war ihr Schicksal.

Aber sie hat trotz alledem in ihrem Hause und unter ihren Kindern wie ein Licht geleuchtet und wie eine Blume geblüht. Ihre beiden Mädchen hingen an ihr mit einer Bewunderung und Liebe, als verständen sie die unbesiegbare Schönheit ihrer Mutter, die in jeder Bewegung, in jedem Wort noch lag, als Müdigkeit und Arbeit und Sorge Silberfäden in das Haar und Fältchen um Auge und Mund gezogen hatten. Das war keine Schönheit, die abgenutzt werden konnte, die war echt, echt wie Gold.

Röse und Marie wurden von dem Wesen ihrer Mutter oft ergriffen und oft gebändigt.

Wegen einer häßlichen Antwort, einer Unfreundlichkeit erlitten sie Strafe, während man ihnen manchen dummen Streich liebevoll hingehen ließ. Freiheit war ihnen in reichem

Maße zugemessen; aber im gegebenen Augenblick hatten sie sich zu fügen, und zwar in aller Liebenswürdigkeit.

Da war die wunderschöne Zeit herangekommen, die den Ratsmädchen die „ersten Liebesbriefchen" einbrachte. Sie hatten diesen Augenblick schon geraume Weile voraus kommen sehen und waren nicht umsonst „Botengängerinnen" gewesen, die die Herzensgeheimnisse der Geistreichen zwischen diesen aus und ein trugen.

Marie hatte einen glühenden und sehr schmeichelhaften Brief von einem jungen Rheinländer erhalten, der sich seit wenigen Monaten in Weimar aufhielt und von dem schönen Mädchen sich ganz bezaubert fühlte. Rösen hingegen war ein Gedicht zugesendet worden, das die Reize ihres Hutes behandelte, den ein holder Jüngling, der Verfasser der Verse, ihr bei einer Landpartie getragen und mit zu sich genommen hatte, aus Vergeßlichkeit, oder um Gelegenheit zu haben, seinem Herzen durch ein paar tiefgefühlte Reime Luft zu machen.

Beide, Röse wie Marie, waren außerordentlich erfreut und vertrauten ihr Geheimnis Budang an, ließen ihn die Briefe lesen, fanden aber zu ihrem Erstaunen, daß Budang die Angelegenheit sehr kühl und von oben herab behandelte.

„Hört einmal, macht keine Dummheiten; es ist ein rechtes Elend, daß ihr damit anfangt, was fällt euch denn ein?"

„So," sagten Marie und Röse, „ich dächte, es wäre nun Zeit. Es gibt Mädchen, die in unserem Alter schon verlobt sind."

„Jesus," rief Budang ganz erregt, „das fehlte noch! Jetzt denken sie an so etwas! Ihr solltet euch schämen!"

Röse und Marie aber lächelten, und Röse sagte ruhig: „Nein, das ist jetzt in der Ordnung, wir wollen auf alle Fälle heiraten, das haben wir miteinander besprochen. Früher waren wir dagegen. Neulich haben wir uns aber, als wir

abends in der Wünschengasse auf und nieder gingen, darüber miteinander beraten. Marie will schon in allernächster Zeit sich verloben, sagte sie mir. Sie hält das für gut und hübsch. Man bekommt dann mehr Ansehen, meint sie, und ich glaube, sie hat recht."

„So albern wie heute", unterbrach Budang sie, „seid ihr mir noch nicht vorgekommen, gerade jetzt, dachte ich, wie vernünftig und ordentlich ihr nach aller Mühe geworden seid, aber proste Mahlzeit. Die beiden Esel hätten wahrhaftig etwas Besseres tun können, als euch die Zettel zu schreiben. Das Beste ist, tut das Briefzeugs fort, daß es euch nicht noch mehr die Köpfe verdreht, oder gebt es mir, ich hebe es euch auf."

„I, Gott bewahre," sagte Röse, „die Briefe bleiben bei uns in unserem Schränkchen."

„Meinetwegen", brummte Budang.

Die Ratsmädchen besaßen jedes ein Schränkchen, braun gestrichen, aus Tannenholz und mit Rosen bemalt, in der Art, wie die altweimarischen Tischler den Blumenschmuck auf den Bauerntruhen und Betten zustande brachten. Jedes war eine Elle hoch, nicht allzu tief, so daß sie außerordentlich handlich waren und bald dahin, bald dorthin von den Besitzerinnen geschleppt wurden, je nachdem sie eine Näscherei, ein Geheimnis verborgen hielten, und es den beiden wünschenswert erschien, die Schränkchen in sicherer Nähe zu haben. In diese Schränkchen also wurden die Liebesbriefe gesteckt, jede tat den ihrigen in eine Bonbonschachtel.

Sie holten sie tagsüber wohl zehnmal heraus, beguckten sie gegenseitig und waren sehr zufriedengestellt. Aber wie es so geht: Marie erboste schließlich Rösen; sie hatte ihr gesagt, daß das Gedicht auf den Hut mit ihrem Brief nicht in Vergleich zu ziehen sei, hatte ihr die Vorzüge ihres Briefes und die Mangelhaftigkeiten des Gedichtes zu Gemüte geführt,

so daß Röse mißlaunig wurde, und beide in eine Zänkerei verfielen, die sich eine gute Weile hinzog.

Frau Rat hatte ihnen vom Nebenzimmer aus zugehört. Als sie eintrat, sagte sie ruhig: „Was fällt euch ein, ihr Mädchen?" Sie sahen ganz verwildert aus, und Röse rief: „Die Marie hat einen Liebesbrief im Schränkchen!"

„Herrgott!" rief Marie ganz aufgebracht und schluchzend, „die Klatsche! Die hat auch einen!"

„So," sagte Frau Rat, „zeigt sie mir."

Da brachten sie beide ihr Schränkchen gutwillig angeschleppt. „So, nun schließt sie auf."

Sie schlossen sie auf, und jede nahm aus ihrer Bonbonschachtel den Liebesbrief und überreichte ihn der Mutter.

Diese gebot Rösen, ein brennendes Licht zu holen, und tat keinen Blick in die Zettel, die sie in der Hand hielt.

Sie war ganz ruhig und freundlich, strich Marien über die Wangen, die ihr von der Zänkerei glühend rot geworden waren.

Als Röse wieder mit dem brennenden Licht zaghaft eintrat und es auf den Tisch stellte, hielt die Mutter, ruhig lächelnd, die Briefchen über die Flamme.

Die beiden Mädchen schauten nun still zu, wie so merkwürdige Dinger verbrannten. — Und als die Mutter das verkohlte Papier auf den Tisch fallen ließ, und die Funken noch daran knisterten, betrachteten Röse und Marie die kleinen, verkohlten Haufen sehr interessiert, und als das letzte Fünkchen verlosch, sagte Röse: „Jetzt ist das Schulmeisterlein hinausgegangen."

Es war bei ihnen ein beliebtes Spiel, Funken in einem verkohlten Papierknäuel verlöschen zu sehen.

Die munteren Fünkchen, welche sprühten und knisterten und vergingen, das waren die Schulkinder, die nach Hause liefen, und der letzte Funken war eben — „das Schulmeisterlein".

Frau Rat lachte hell auf bei Röses Bemerkung, schloß das Kind in die Arme und küßte es, und alle drei waren seelenvergnügt.

Um diese Zeit begab es sich, daß der Großherzog Karl August aus Wien von dem großen Kongreß, der den verworrenen Streit der Völker schlichten sollte, zurückkehrte.

Empfangsfeierlichkeiten wurden vorbereitet. Die Weimaraner schmückten ihre Häuser, Ehrenpforten wurden gebaut. Die Schützengilde, die Feuerwehr, die Innungen, die Schulen, alles beriet sich. Es war ein so wichtiges und emsiges Treiben im Städtchen, als sollten die Schützengilde, die Feuerwehr, die Innungen, die Schulen das Wohl des ganzen Reiches schaffen und erwägen.

Der Bürgermeister, unserer Ratsmädel Vater, hatte alle Hände voll zu tun. Frau Rat nähte für die beiden Kinder neue weiße Kleider. Ihre Mädchen waren dazu ausersehen, in Gesellschaft noch anderer hübscher Geschöpfe dem heimkehrenden Fürsten Blumen und Lorbeerkränze von einer niederen Estrade aus auf den Weg zu streuen, während er vorüberritt.

Die Stadtverordneten, die Schützengilden, die Feuerwehr, die Innungen, die Schulen hatten die Bestimmung getroffen, daß die weißgekleideten Mädchen mit offenem Haar und in Kränzen den Fürsten begrüßen sollten. Die Ratsmädchen, weil sie so gut zueinander paßten und so hübsch nebeneinander aussahen, sollten ganz vornan stehen. Und Röse war das Amt überkommen, einen wunderschönen Lorbeerkranz Karl August gerade auf den Degengriff zu werfen, oder doch wenigstens auf sein Pferd, wenn es ihr mit dem Degen zu schwer würde.

Es war eine außerordentliche Ehre für sie, das sah sie selbst ein und tat sich etwas zugute darauf. Das Wetter am Einzugstage war schön und klar, die Luft kräftig und frisch, die Fahnen wehten in der Sonne, vom Winde bewegt. Es duf-

tete nach Tannen und Grün von allen Häusern herab, vor jeder Tür. Musikbanden zogen durch die Gassen nach den verschiedenen Versammlungsorten des Einholungszuges. Es pfiff, trommelte, schrie, schimpfte, lachte, sang auf allen Straßen, daß es eine wahre Freude war. Die weißgekleideten Mädchen versammelten sich wie Züge weißer Tauben in der Esplanade. Die frische, sonnige Luft schien, wie sie die Fahnen regte, auch die Gemüter munter zu bewegen. Man war so lustig, so ganz feiertäglich und erwartungsvoll gestimmt.

Die Mädchen kletterten auf ihre Estrade, der Wind wehte in blondem, braunem Haar, in weißen, duftigen Falten, wehte über der hübschen Schar hin, wie über ein blühendes Feld, etwa wie über ein Mohnfeld, das in weißen, rosigen Farbentönen blüht.

Alle Glocken begannen zu läuten. Die weimarischen Glocken haben einen ganz besonderen Wohlklang. Die eine haben sie im Dreißigjährigen Krieg gestohlen und im Schloßturm aufgehängt. Freudenschüsse klangen dumpf, zwischen Glockentönen. Da näherte sich der Zug. Den Mädchen auf der Estrade klopfte das Herz, denn der Augenblick war sehr feierlich.

Die Musik erklang, so eine recht herzhafte Musik.

Und als Karl August auf seinem Pferde von ferne zu sehen war, da reckten sich alle Hälse. „Du, Marie," rief Röse, „da reitet ja der Ottokar Thon neben ihm, — gucke, gucke! Marie, sieh doch!" rief Röse ganz bewegt von allem Festjubel, „das ist er! Du kannst dich darauf verlassen. Er ist jetzt Adjutant, das muß er sein. Den haben wir aber in Jahren nicht gesehen! Er soll ja ganz etwas Besonderes geworden sein, ist Lützowscher Jäger, — du weißt doch?"

„Ja, ja", sagte die Schwester etwas gedankenlos.

„Höre, Marie," rief Röse wieder, als die beiden Reiter herangekommen waren, „ich werfe dem Adjutanten meinen Kranz zu, das sollst du sehen."

„Du bist verrückt," sagte Marie, „da könntest du in eine schöne Bredouille kommen — der Lorbeer ist für den Herzog."

„I gar", sagte Röse.

Da ritt der Herzog eben der Estrade zu, und die Mädchen jubelten hoch auf, und der ganze Zug jubelte, und aus allen Fenstern ringsumher schrien und riefen sie. Der Wind wehte Rösen und Marien das lange Haar, das sie so einhüllte, daß man nur ein Streifchen ihrer weißen Kleider sah, wie goldene Fahnen über die Schultern, dem Herzog entgegen, ganz, als hätte es sich der Wind so ausgedacht.

Das mochte ein sonderbar hübscher Anblick sein; denn Karl August schaute lächelnd und nickte zu den Mädchen hinauf, hielt sein Pferd an und sprach ein paar Worte zu seinem Adjutanten.

In dem Augenblick flog Rösens Lorbeerkranz auf Karl August zu und richtig, verfehlte ihn, weil ihr die Haarsträhnen über das Gesicht geflogen waren, daß sie nicht recht sehen konnte, und der Kranz blieb an dem Degenknauf des jungen Adjutanten hängen.

Da lächelte Karl August noch einmal, und als der junge Offizier den Kranz loslösen wollte, um ihn dem zu überreichen, dem er bestimmt war, da machte der Herzog eine Bewegung, die zu bedeuten schien: „Da wo er ankam, laßt ihn nur."

Der Adjutant war augenscheinlich verwirrt und wußte nicht, was er mit dem Kranze anfangen sollte; seine Blicke trafen die Spenderin der schönen Ehre. Er lächelte ihr zu und schaute sie an — und erkannte sie, die er, als sie ein kleines Mädchen war, in der Wünschengasse oft gesehen hatte.

Seine Eltern hatten Rats eine Zeitlang gegenüber gewohnt, und er erinnerte sich Rösens und Mariens wieder.

„Herrjeh", sagte Röse ganz glücklich. „Nun seht nur, jetzt reitet er mit meinem Kranz davon. Das war ja wirklich Ottokar Thon!"

„Na freilich", bestätigte Marie.

„Und wie er aussah! — nein, wie er aussah! — Früher haben wir ihn gar nicht groß angesehen, ich glaube, nicht ein-

mal gegrüßt. Hast du bemerkt, wie er rot wurde, als der Kranz auf ihn fiel; das hat er sich nicht träumen lassen, daß er so einen großen Lorbeer bekommen würde. Und hast du auch gesehen, Karl August hat ihm den Kranz geschenkt!"

„Ja, ja!" sagte Marie ganz lustig. „Du hast gut getroffen!"

„Höre, Marie", begann Röse wieder, während sie noch den beiden Reitern, dem Herzog und seinem Adjutanten, nachschauten. „So, wie der Ottokar Thon, als er wie im Traum auf den Kranz sah und dann auf uns, so gut hat mir noch nie ein Mensch gefallen, noch nie", wiederholte sie ernst. „Er gehört zu den Lützowschen Jägern," sagte sie noch einmal — „weißt du? Aber wie streng er aussah."

Sonnenklar wußte Röse, wer ihr gefiel und wer nicht, und war gewohnt, den ersten Eindruck, den sie von jemandem empfing, Marien sofort mitzuteilen.

Diesmal war aber der Eindruck glückverheißend, bedeutungsvoller, als sie sich vorstellte, denn jener junge Adjutant, der neben seinem Herrn bei dem Einzug dahinritt, der die Zeit des Kongresses mit ihm in Wien gelebt hatte, wurde Jahre darauf Rösens Gatte.

Sie war ein Glückskind; die erste Bewegung ihres jungen Herzens war die Ankündigung einer schönen Zukunft. Und der erste Blick, mit dem sie der Geliebte angesehen, erschien ihr bis ins hohe Alter wie ein Wunder; „denn damals", sagte sie, „wußte ich klar, daß er mir besser als jeder Mensch bisher gefiel, auch das, daß wir einmal zueinander gehören würden."

Der ruhige Ernst, der auf den Zügen des jungen Mannes lag, als er unter Glockengeläut mit seinem Fürsten einritt, hatte seinen Ursprung in einer tiefen und klaren Liebe, die dieser junge, einfache Soldat zu seinem Vaterlande fühlte. Er hatte in Wien mit Trauer gesehen, wie weit der Weg noch sein mußte, ehe Deutschland würdig und groß dastehen konnte.

Er hatte in dem reichen Leben, den Reden und Versammlungen, den Festen und Feiern, den Plänen, wie ein Geheimnis, das man nicht verrät, um es nicht zu entweihen, seine Gedanken über die Möglichkeit, wie Deutschland erhoben werden könne, niedergeschrieben.

Lange Jahre nach seinem frühen Tode ist jene Niederschrift bekannt geworden, und staunend mußte man die Klarheit und Sicherheit dieses jungen, kräftigen Geistes erkennen, der damals in Dunkelheit klar und sicher Deutschland den Weg zur Größe vorschrieb, den es jetzt gegangen ist.

Ein Geschichtsschreiber, Heinrich von Treitschke, hat dem früh Gestorbenen ein Denkmal in seinem Werke gesetzt.

Er hat des jungen Adjutanten Tapferkeit, seine Klarheit und Sicherheit, seine geniale Voraussicht im Gegensatz zu der großen, allgemeinen Verworrenheit gepriesen und schließt die Worte, die er der Erinnerung an jenen kühnen, jungen Denker weiht, mit dem Ausspruche: „Wie unheimlich erscheint doch die schwerflüssige Langsamkeit der nationalen Entwicklung neben dem raschen Gedanken der kurzlebigen Einzelmenschen."

Welche Fülle von Hoffenden, Denkenden und Strebenden geht über die Erde hin, scheinbar ohne eine Spur zu hinterlassen. Wir sehen es oft mit Trauer und Staunen. Und dennoch wirkt ein jeder.

Denke man sich einen schönen, mächtigen Wald, unübersehbar; göttliche Frische lebt in ihm. Er ist eine Welt für sich, eine herrliche Erscheinung, und er hat sich dadurch gebildet, daß unzählige große und kräftige und geringe Bäume, ungezählte Daseinskräfte, mächtige und zarte, sich zu einem Ganzen hier zusammentaten, zu einem einzigen Begriff, der alles einzelne in sich begräbt.

So ist es auch im menschlichen Leben: um einen Begriff, eine Erfahrung zu schaffen, dazu gehören Millionen, die diese Erfahrung an sich erprobten, die diesen Begriff durch ihr Aufgehen in demselben bildeten.

Wie ein Baum uns nie die Erscheinung eines Waldes geben kann, so würde der erste Tugendhafte uns nie den Begriff der Tugend geben können, der erste Leidende nicht den des Leidens, der erste Glückliche nicht den des Glückes, der erste junge Mensch nicht den der Jugend.

Ungezählte mußten gelitten haben, ehe die Welt von Leiden reden konnte; Millionen mußten glücklich gewesen sein, ehe das Bild des Glückes, Millionen mußten sündigen, ehe das Bild der Sünde entstand.

Ein Begriff ist der große Wald, in dem das einzelne aufgeht, um ein Ganzes bilden zu helfen. Und ich sage hier noch: Ungezählte mußten in Jugend erblühen und wieder dahinwelken, ehe wir von Jugend als von einer Glückseligkeit reden konnten.

Das Wort, der Begriff „Jugend" ist das Grab, in das Jugend aus Jahrtausenden sank und ihr seliges Erbteil dem Worte überließ, so daß es Kraft hat, den, der es recht ausspricht, mit Wonne, Wehmut und allem Wundervollen, das je gefühlt ist, zu überschütten.

Und diese Zeilen, diese munteren, harmlosen Geschichtchen haben weiter kein Ziel als das: dem reichgeschmückten Worte, an dessen Pracht und Zauber die Geschlechter der Erde von Anbeginn an wirkten, noch ein schimmerndes Flitterchen mehr anzufügen.

Das Gomelchen

Es sind viele, viele Jahre vergangen; unsere Ratsmädel sind alte Mütterchen. Ihre lustigen Spießgesellen sind bald alle dahin!

Beide Schwestern sind miteinander alt geworden, beide sind glücklich verheiratet gewesen, beide hatten Kinder und Enkel; Marie aber ist nun auch schon heimgegangen, nur Röse erlebt es, daß ihr die Urenkel in die sonnige Stube kommen und sich bei ihr erlustigen.

Ich habe schon, da Röse und Marie noch als lebensfrohe Dinger in Weimar ihr Wesen trieben, in diese Zeiten vorausgeschaut an dem Abend, als der junge Arthur Schopenhauer mitten in ihre Jugendpracht hineinsagte: „Hört einmal, ihr Haareulen, denkt an das alte Weib; glaubt nicht, daß es so fortgeht; werdet gütig und mitleidig; schwätzt nicht; seid fleißig und sparsam, damit es später nicht allzu übel um euch stehe."

Ich habe auch erzählt, daß Röse vollkommen damit einverstanden war und das Benehmen des jungen, düsteren, närrischen Philosophen nicht gerade abgeschmackt fand. „Abgeschmackt" war ein Lieblingsausdruck der Ratsmädel, mit dem sie sonst recht freigebig waren. Ist nun Schopenhauer, der viel Geschmähte, viel Verehrte und Mißverstandene, daran schuld, daß zwei so freundliche, kluge Altchen auf Erden lebten, so soll er gelobt sein — hat dies die Natur ohne sein Zureden auch zustande gebracht, so soll sie ebenso gelobt sein; denn sie tat etwas, wofür man ihr Dank schuldig ist. Sie hat gezeigt, daß dem Alter der Stachel genommen werden kann. Sie hat gezeigt, daß es so übel mit dem Altwerden nicht ist; daß das Alter anmutig sein kann; daß es Freunde, Heiterkeit und Lebensfreude einbringt, wie man es sonst nur der lieben, grünen

Jugend zutraut. Der Name „Gomelchen" ist der alten Frau, die früher das Ratsmädel war, wie eine weiche Federflocke angeflogen und an ihr haften geblieben. Aus Großmama wurde Gomama, aus Gomama Gomo — Gomelchen. Von den Lippen ihres ältesten Enkelkindes hat sie ihn zuerst gehört, und es war beinahe das erste Wörtchen, das dies Enkelkind sprechen konnte, war Name und Schmeichelname zugleich. Und so ist er geblieben, dieser Name — ein Leben lang immer in Liebe, immer in Zärtlichkeit ausgesprochen.

Ich bleibe bei dem Namen und meine, es sei genug, zu sagen und immer wieder zu sagen, daß sie Gomelchen heißt — und vergesse ganz, daß dieser Name für andere gar keinen Klang hat und das nicht sagt, was er mir sagt.

Mir selbst ist es, wenn ich ihn mir vorspreche, als glitte eine weiche Welle über mein Herz hin, als würde es behaglicher, wärmer im Zimmer; einen zarten Duft von Tee und schöner Sahne und Reseda und Hyazinthen meine ich zu spüren, einen Duft, der die Seele mit Wehmut und Erinnerung erfüllt. Es legt sich mir eine leichte, wohltuende Hand auf die Stirn, ihre Hand. Die Fremde ist mir nicht mehr so fremd; Tränen treten mir in die Augen, und mein ganzes Herz will sich in Sehnsucht auflösen.

Wie lange ist es nun schon her, daß ich sie nicht sah, daß ich nicht mit ihr plauderte, wie lange! Und Gott mag es wissen, wann das Leben mich wieder zu ihr führt. Aber ich will von ihr erzählen, nicht von ihr träumen.

Ich will von ihr erzählen, darum, weil ich von den lustigen Jugendstreichen, den sonnigen Kindertagen berichtete, und weil es nichts Schöneres, Erfreulicheres, Hoffnungssichereres gibt, als zu sehen, wie das Schicksal es freundlich zuläßt, daß einer glückseligen Jugend ein kräftiges, gutes Dasein und ein lebensfreudiges Alter folgen kann.

Es wäre doch wirklich schade, wenn einer oder der andere annehmen könnte, daß aus meinen beiden prächtigen Rats-

mädeln ein paar verkümmerte oder geschwätzige oder sonst unliebenswürdige, alte Weiber geworden wären — oder wenn es schöner klingt: „alte Damen". Denn wie selten stehen Jugend und Alter im Einklang. Wie oft könnte man sich entsetzen, würde man das Zukunftsbild eines hübschen Mädchens voraussehen!

Um gut und schön zu altern, müssen wir einen großen Teil Liebe und Güte besitzen, einen so großen Teil, daß vernünftige Leute meinen könnten, es wäre ein sträflicher Aufwand vom lieben Herrgott, einen unbekannten, unberühmten Menschen, der auf der Gotteswelt nichts Besonderes getan hat, so üppig auszurüsten, und gar ein Weib — das wäre genug, um einen Fürsten auszustaffieren, der etwas Ordentliches, Nützliches damit hätte stiften können, Hospitäler, Besserungshäuser, Waisenhäuser, Vereine aller Art, Witwenkassen, Zuchthäuser, Nachtherbergen, Kaffee- und Teestuben und Armenküchen.

Um ein Menschenherz ganz mit Liebe zu beleben, daß es sein Lebtag alle Schicksalsschläge, alles, was das Dasein mit sich bringt, ohne Bitterkeit, Ungeduld und Härte über sich ergehen läßt, braucht es so viel an Liebe und Güte, daß Tausende sonst vortrefflicher Leute, die sich mit einem gebräuchlichen Anteil von Liebe begnügen, daran genug hätten.

Ein ganz guter, ganz liebevoller Mensch ist so selten wie ein großer Dichter oder Künstler, so selten wie ein großer Philosoph. Die Natur hat sich, wenn man die Legionen der Geschöpfe überschaut, die erwähnte Verschwendung nicht allzuoft zu schulden kommen lassen, sonst würde die Welt ein anderes Ansehen haben. Ihr meint dennoch, daß es nicht in der Ordnung sei, wenn mit einer so großen Begabung an Liebe und Wohlwollen, die das so ausgezeichnete Geschöpf in die Reihe der Genies stellt, nichts weiter erreicht wird, als würdig, gut und freundlich zu altern. Das ist scheinbar sehr wenig

und ist doch viel; traurig ist, daß die große Masse der Menschheit mit verkrüppelten, verhärteten Herzen Abschied von der Erde nimmt. Die Freundlichen, die Heiteren, die Gutes und Böses weichherzig ohne Sträuben aufnehmen, das sind die wahren Helden, nicht die, die dem Leben eckig und sparrig gegenüberstehen.

Nun kurz und gut. — Als unser Ratsmädel, die Röse, eine alte Frau geworden war, da wohnte sie und wohnt noch im Hause ihrer Tochter und hat da den oberen Stock inne. Ein Stübchen besonders, das ist so hell und freundlich, wie es wenige gibt. Durch ein großes Fenster scheint die Morgensonne herein und durch zwei Fenster die Mittagssonne. Blumen gedeihen da oben und Blatt- und Schlingpflanzen wie in einem Gewächshaus, und jahraus jahrein funkelt es hell auf glänzenden Blüten und Knospen. In diesem warmen, sonnigen Nest sitzt unser Ratsmädel, das Gomelchen, seit das Alter über sie gekommen ist, und wenn man sie sitzen sieht, ist nichts als Heiterkeit und Behagen zu spüren. Und was heißt eigentlich alt sein, sehr alt sein? Es heißt in tausend und millionen Fällen wohl nur: müde und mürbe gerüttelt sein vom Leben, abgestumpft von den tausendfachen Schmerzen, gewöhnt an die Eingriffe des Todes, gewöhnt an alles und jedes. Die Schauspiele, die hier auf Erden dargestellt werden, sind für die Alten gar zu oft gegeben worden; die jammervollsten rühren nicht mehr, die heiteren erfreuen nicht mehr, die komischen machen nicht mehr lachen. Und die Alten denken wohl alle wie jener, der kurz vor seinem Tode sagte: „Es wäre nun Zeit, daß die Welt unterginge!"

Sehr alt sein heißt, ganz vereinsamt sein, ganz in der Fremde leben. Alle guten Freunde, die von uns wußten, wie schön, wie jung, wie lebensvoll wir waren, die von uns wußten, wie wir litten und was uns Gutes geschah, sind abgefallen, ins Grab gesunken. Es ist niemand mehr da, der uns wirklich kennt; was haben die jungen, leichtsinnigen Geschlechter mit

uns zu tun? — Sie meinen, die vor ihnen waren, die gälten nichts, die bedeuteten soviel wie Schatten und Träume. Ach, sie sehen ja nichts, was war, was gewesen! — Das sieht der Alte ganz allein — ganz allein, wie einer einen Geist erblickt, den die übrigen nicht gewahr werden.

Der Alte ist vereinsamt und bleibt vereinsamt; in seinem Herzen sitzt Sehnsucht und Wehmut. Was lohnt es sich, zu reden, denkt er; es versteht dich doch keiner, es ist jeder mit sich und seiner Zeit vollauf beschäftigt. Nur im Traume sieht der Alte seine Zeitgenossen, — lauter Verstorbene. Es ist ein schwerer Stand, das hohe Alter.

Körperliches Leiden und körperlicher Verfall, Stumpfsinn und Bitterkeit bedrücken die Lebenskräfte; Verschlossenheit und Übellaunigkeit bringt es ein, und die Kluft, die den Alten von den neuen Geschlechtern trennt, wird immer weiter und weiter.

Von alledem aber, was hier steht und was ganz natürlich und unvermeidlich zu sein scheint, wie das Alter selbst und der Tod, ist bei dem Gomelchen nichts zu finden.

Sie hat es nicht einmal zu dem gebracht, was man „Würde" nennen möchte, die zusammengesetzt ist aus etwas vornehmer Steifheit, Unnahbarkeit, aus dem Unvermögen, sich lebendig zu rühren, aus dem Bewußtsein der eigenen Vortrefflichkeit, der reich gesammelten Erfahrung; nicht einmal zu der Würde hat sie es gebracht, die wie eine weichgepolsterte, schwerfällige Kutsche für die alten Leute bereitsteht, in der sie sich bequem niederlassen und umherfahren können, und auf der zuvörderst ein kleiner Postillon sitzt und in sein Hörnchen bläst: „Vor dem grauen Haupte sollst du aufstehen und das Alter ehren." Nicht einmal dazu hat sie es gebracht. Wenn im Hause etwas fehlt, ist sie die erste, die bereit ist, es zu schaffen.

„Laßt das nur, laßt das nur, das besorge ich; ich springe hinüber und bringe es in Ordnung!" Dabei schaut sie nicht

nach Wind und Wetter aus, langt nach ihrem Schlüsselbund, der unzertrennlich von ihr ist und mit dem sie wie mit einem Glockenspiel zu klingen versteht, — ehe man ihr Kommen merkt, hört man ihr Glöckchen schon — hat sie den Schlüsselbund, so schlägt sie ein Tuch um die Schulter, nicht etwa einen schönen Pelzsammetmantel, wie es eigentlich einer Frau Geheimrätin ziemte, den läßt sie hängen, wo er hängt — und macht so im Mützchen und Umschlagetuch ihre Verhandlung bei irgendeinem Herrn Nachbar.

Sie ist eben immer noch das Ratsmädel; so wenig es der jungen, lustigen Röse in den Kopf gekommen wäre, eine Sammetmantille umzuhängen, um zu Madame Ortelli, die Bürgermeisters schräg gegenüber wohnte, zu laufen, so wenig fällt dies auch dem Gomelchen ein. Bis in die Fingerspitzen pulsiert Leben in ihr; wie sie ein Kommodenfach zuschiebt, wie sie näht und häkelt, wie sie die Hand gibt und einem über Wangen und Stirn streicht und wie sie die Treppen hinabläuft, das ist alles so lebendig, so leicht, so beweglich. Niemand auf Erden, glaube ich, versteht es, so zu bewillkommnen, wie sie.

Wenn wir Kinder verreist waren und zurückkamen, und der Wagen unten vor der Tür hielt, da schaute von oben aus dem zweiten Stock ihr Kopf heraus, mit einem Spitzenhäubchen umgeben und bräunlich blonden, aufgesteckten Locken an den Seiten. Im Nu war der Kopf verschwunden, und ehe wir aus dem Wagen gestiegen und zur Haustür eingetreten waren, da stand das Gomelchen schon auf dem untersten Treppenabsatz mit ausgebreiteten Armen, als wenn sie zwei Flügel hätte und damit flatterte — so blieb sie stehen, und solche liebevoll glückselige Küsse und zärtliches Streicheln haben wenige Menschen im Leben gespürt, wie die, die dann auf dem Treppenabsatz bewillkommnet wurden.

Wenn ich daran denke, daß ich wieder so von ihr empfangen werden könnte, so wird es mir, als freute ich mich auf einen

ganz bestimmten, wunderschönen Frühlingstag. Soviel ich weiß, habe ich sie nie mißlaunig, nie unbereit zu helfen gesehen und immer fleißig und beschäftigt. Ich weiß auch nicht, daß sie je müde und angegriffen sich gezeigt hätte. Krank war sie manches Mal, schwer krank; aber kaum, daß die Krankheit sich gehoben, so kam sie auch wieder zu voller Lebensfreudigkeit und Anspruchslosigkeit.

Das Gomelchen ist die Jüngste im Haus, so heißt es immer. Sie ist es, die alle Augenblicke etwas vor hat. Bald geht sie ins Theater und tut es beinahe so begeistert und eifrig wie zu ihrer Ratsmädelzeit. Einschleichen freilich, das geht nicht mehr; dafür ist sie jetzt abonniert, vergißt aber regelmäßig, ihr Billett mitzunehmen, jedenfalls in Erinnerung an jene Zeiten, wo sie die Herrlichkeiten auch ohne Billett zu genießen verstand. — Ist es das Theater nicht, so geht sie zu guten Freunden, oder sieht gute Freunde bei sich, oder fährt ein wenig über Land, um ihren Kaffee auswärts zu trinken. Gar oft spaziert sie so ganz allein und bringt dann immer etwas mit heim, einen Büschel schönes Gras, einen Strauß Feldblumen oder einen herbstlich bunten Zweig. Wie manchmal hat sie einer Enkelin solch einen selbstgepflückten Blumenschmuck in das Zimmer gestellt.

Wenn man hört, ein altes Mütterchen macht einen Gang in die Felder hinaus, spürt dort allerlei schönen Dingen nach und kommt mit Mohn und Kornblumen ganz beladen nach Hause, so scheint das absonderlich und erstaunlich zu sein. Bei dem Gomelchen aber ist dies ganz natürlich, es fällt niemandem auf, es wundert sich niemand darüber. Wenn sie einen mit ihren frischen, freundlichen Augen anschaut, vergißt man, daß sie eine alte Frau ist, daß sie alles Leiden, das auf der Menschheit liegt, wie andere alte Leute auch, durchkostet hat, daß sie alle teuren Zeitgenossen verloren und jetzt vereinsamt mit ihren Erinnerungen dasteht.

Und das Geheimnis, weshalb sie nicht gealtert ist wie die

meisten Sterblichen, mag wohl sein, daß sie von jeher weit über ihr eigenes Interesse hinaus Herz für Menschen und Dinge hatte.

Der Freund, der am treuesten mit ihr im Leben ausgehalten, der sie erst vor kurzer Zeit verlassen hat, war ihr guter, alter Budang, ihr allererster Freund. Er, dem die Jungfer Concordia die beiden wilden Kreatnren anempfohlen, hat seine Ratsmädel nie ans den Augen verloren.

Uns Kindern war es immer ein wahres Fest, wenn der alte Herr Medizinalrat, den sie früher auf Weimars Gassen „Budang", „den Pndding" nannten, zu der Gomel heraufkam. „Das weiß der liebe Gott", sagte das Gomelchen, als ich, wie so oft, bei ihr saß, nnd die Tür sich sachte anftat, nnd ein weißlockiger Kopf hereinschaute, ein prächtiger Kopf mit lebendigen Augen, die Locken wie aus Silber und wie Wölkchen anfgeplustert; „das weiß der liebe Gott, gerade so, wie er mit seinem blonden Ruschelkopf in der Wünschengasse bei uns hereinschaute, ob die Luft auch rein und der Vater fort sei, so schaut der Alte auch jetzt durch den Türspalt. Da red' mir einer davon, daß die Menschen sich ändern!"

Der Alte aber blieb mit dem Kopf zwischen der Türe stecken und deklamierte eine Stelle aus Shakespeare, die mit der augenblicklichen Situation in keinerlei Verbindung stand, den Monolog des Hamlet. Er sprach ihn englisch nnd das mit solcher Weihe und Hingebung, daß es einem wunderlich zumnte wnrde. Während er noch mitten darin war, trat er ein nnd ging dabei im Zimmer anf nnd nieder, der feste, kleine, zierliche Mann, der so sauber und frisch aussah, wie aus dem Ei geschält. Er sah und hörte nicht, bis er seinen Monolog zu Ende gebracht hatte.

Daranf blieb er vor dem Gomelchen stehen nnd sagte: „Das ist groß! Das ist göttlich! — Siehst du, Röse, weshalb bist du so träg' gewesen nnd hast nichts gelernt. Nun hast du nichts davon verstanden. Meine Schuld ist es nicht; aber was

für ein Leben hättest du führen können, wär' etwas mehr in deinen Kopf hineingegangen. Hier" — damit wies er auf mich, „die Kinder lernen doch hoffentlich, was du nicht hast zustande bringen können?"

Das Gomelchen strich der Enkelin zärtlich über den Kopf, sah ihren strengen Freund befangen lächelnd an und sagte: „Soviel ich weiß, sollen sie es auch nicht besonders weit gebracht haben. Die hier hat ihre Schularbeiten meistens bei mir gemacht und hat erschrecklich dabei gestöhnt."

„Bei dir?" fragte der Medizinalrat frappiert, setzte sich nieder, stemmte beide kleinen Hände auf die Knie: „Da mögt ihr etwas Schönes miteinander zustande gebracht haben!... Röse, die Kinder hier im Hause hast du trotz der Erzieherin auf dem Gewissen", sagte er. „Ich habe es mir immer gedacht, daß es bei den Enkeln wieder durchbrechen müßte. Ich würde dich geheiratet haben, aber ich hatte Respekt vor euch!"

„Geh, schwätz' nicht!" sagte das Gomelchen lächelnd, „wir hätten dich gar nicht genommen."

„Übrigens," fuhr der Medizinalrat fort, „ich komme eigentlich heute, um dir etwas zu sagen: Gestern bist du vor mir hergegangen und hast dich erschrecklich krumm gehalten, hast einen ordentlichen Buckel gemacht. Tu das nicht. Ich denke noch, wer ist denn die Alte da? Wo bist du denn gewesen? Was hast du denn gedacht? So nachlässige Haltung macht frühzeitig alt; ich habe es von jeher nicht leiden können, wenn du dich schlecht hieltest. Kummer braucht unsereins nicht mehr niederzudrücken, gottlob", sagte er heiter. „Wir wissen aus Erfahrung, daß auf die ganze Geschichte hier kein Verlaß ist; es kommt und geht und kommt und geht ohne Ende, und damit basta! Wer das oft mit angesehen, wie wir, den läßt es ruhig."

„Bleib mir vom Hals, du alter Philosoph, das ist ja dein Ernst nicht — du machst doch sonst keine Redensarten. So

lang' man ein Herz im Leibe hat, so lang' bleibt alles neu, als geschähe es zum ersten Male, das ist meine Meinung", sagte das Gomelchen freundlich und behaglich. „Mir war es damals zu unserer jungen Zeit wohl, und ich finde mich auch in der neuen zurecht. Eins ist schade jetzt für die Jungen; die Leute, dächte ich, machten mehr Wesens aus allen Dingen als früher, das junge Volk tut mir leid; oder kommt mir's nur so vor, daß sie es so nicht mehr haben, wie wir es hatten? Siehst du, Budang, ich habe ein warmes Herz für alle Welt; aber es gibt keine irdische Strafe, die ich einem Lehrer nicht gönnte. Und sie sind schlimmer geworden seit unserer Zeit. Wohin es noch kommen wird, ich weiß es nicht! Die Kinder werden heute vor lauter Weisheit und Furcht dumm und blöde."

„Da hast du recht, Röse", sagte der Medizinalrat. „Seitdem die Welt steht, hat sich eine tüchtige Portion von Bosheit und Dummheit abgelagert. Es gibt schreckliche Dinge in der Geschichte, Christenverfolgungen, Judenverfolgungen, Hexenprozesse, Autodafés; aber schlimmer war das nicht, als was die Leute heutzutage mit Erziehung und Bildung bei Mann und Weib anrichten."

„Du bist ein lieber, guter Mensch!" rief das Gomelchen ganz bewegt und klopfte dem alten Freund auf die Schulter. „Siehst du, das ist mir aus der Seele gesprochen. Herr Gott, kommt denn nicht einmal ein vernünftiger Mensch, der dem Unwesen ein Ende macht!"

„Nun," sagte der Medizinalrat, „vielleicht einmal aus deiner Verwandtschaft und Nachkommenschaft, wer kann's wissen."

„Na, mir sollte das recht sein, wenn ordentlich aufgeräumt würde. Das ist's ja, die Leute jetzt wissen es gar nicht, wie schlecht es um sie steht; denn wer kann vergleichen? Hier sitzen so ein paar Alte, die es noch können. Und sag' einmal selbst, was sind denn das für vertrocknete Ehrenmännchen

und junge alte Jüngferchen jetzt? Jeder unschuldige Backfisch hat die ernstesten Ideen über seine Versorgung und arbeitet auf seinen Lebensabend hin — weißt du, Bubang, das gefällt mir nicht, das dauert mich." Gomelchens Stimme wurde ganz bewegt.

„Laß das, Röse", sagte der Medizinalrat. „Du sollst nicht immer gleich oben hinaus und nirgends an sein. Was meinst du denn? Wenn die Kinder alle freigelassen und, wie du es dir früher auszumalen liebtest, alle Lehrer gehangen oder verbrannt würden, so versichere ich dich, solche Schwesterpärchen wie ihr wart, würden doch nicht zu Dutzenden umherlaufen. Ja, ja", sagte er und schaute die Enkelin mit seinen lebendigen Augen an. „Euer Gomelchen ist eine große Rarität — Gott behüt' sie."

Oft und lange unterhielten sich die beiden von verflossenen Zeiten, lachten über Personen, die einst ihr Wesen in Weimar getrieben, nun aber längst zu Staub zerfallen waren. Was für sonderbare, liebenswerte, närrische und vortreffliche Leute tauchten da aus der Vergessenheit auf und kamen auf ein paar Augenblicke wieder zu einem Schimmer von Leben und Wirkung.

Die Zuhörerin, welche die guten Freunde oft bei ihren Unterhaltungen und Erzählungen hatten, war immer ganz Teilnahme. Es schien ihr dann, als sehne sich das Gomelchen nach der Vergangenheit. Das rührte und ergriff sie so tief, daß sie nicht wußte, was sie der Guten Liebes antun sollte.

Einmal, nach einem Abend, als sie den Erinnerungen der beiden treuen Kameraden gefolgt war, hatte sie einen wunderlichen, aber hübschen Traum. Sie sah das Gomelchen in einem ihr wohlbekannten Zimmer. Die Türe, die in den Garten führte, stand mit beiden Flügeln weit offen. Sommerluft, Sonne und ein weicher Reseda- und Levkoyenduft drangen ein. Da mit einem Male kam ein wunderschönes,

blondes Mädchen vom Garten in das Zimmer gesprungen, ein Mädchen, ganz von Sommerluft und Sonne durchwärmt, belebt und rosig übergossen. Das war das Ratsmädel, die Röse, das Gomelchen, als es noch jung war! Und das schöne, glückliche Mädchen lief auf die alte Frau zu, schloß sie in die Arme, drückte sie an sich, dem ungestümen Geschöpf glitt der breitrandrige Hut vom Kopfe. Das Gomelchen aber machte sich die Arme frei, hielt das Mädchen von sich ab, nickte lächelnd mit dem Kopf, ganz in Nachdenken versunken, schaute sie von oben bis unten an und rief mit einer ganz unbeschreiblich zaubervollen Stimme, in der alle Wehmut eines lebensfreudigen, sehnsüchtigen Herzens zitterte: „Ach, was waren das doch für herrliche Zeiten!"

An einem Frühlingstage verlor das Gomelchen ihren alten, treuen Freund. Sie empfing die Nachricht mit aller Ruhe. Seit Wochen schon hatte sie seinen Töchtern bei der Pflege mit beigestanden und hatte gewußt, daß es mit ihm zu Ende gehen mußte. Die Töchter erzählten, daß die alte Frau oft stundenlang bis in die Nacht hinein am Bette des sterbenden Freundes gesessen, daß sie lange, lange die Hand des Kranken in der ihrigen gehalten, und daß auf beiden Gesichtern dann eine wunderschöne Ruhe gelegen habe.

Noch bis zum letzten Tage, wenn es irgend anging, haben sie sich wohlgelaunt unterhalten, verständnisvoll und wehmütig, wie es nur zwei so gute, alte Freunde miteinander tun können.

Als er gestorben war, hat sie bis zu seinem Begräbnis sein Haus nicht verlassen, hat seine Töchter getröstet und aufrecht erhalten, hat überall nach dem Rechten gesehen und ist des Tags wieder und wieder in das stille Zimmer getreten, in dem ihr treuer Freund lag, hat sich ihn immer wieder angeschaut, und ihr Herz mag wohl einen ergreifenden Abschied genommen haben.

Nach dem Begräbnis holte eine Enkelin sie aus dem Hause ihres guten Freundes Bndang ab.

Frau Gomel nahm von den Töchtern Abschied. Die wollten sie gar nicht gehen lassen und waren ganz aufgelöst in Schmerz um ihren alten Vater, der der Mittelpunkt ihres Lebens gewesen. Sie hätten die, die es so gut mit ihnen meinte, gar zu gern bei sich behalten. „Ihr müßt nicht so außer euch sein", sagte das Gomelchen. „Gönnt ihm seine Ruhe, wie ihr ihm sein Leben gönntet — das eine wie das andere muß sein. Schaut euch die Welt mit seinen Augen an, dann habt ihr ihn in euch. — Vergeßt auch nicht, heute abend hinunter in den Park zu gehen. Jetzt schlagen die Amseln, da hat er es nie versäumt, hinzugehen, solange er gesund war. Geht nur — das wird euch wohl tun. Zu unserer Zeit sind wir gar oft zum Amselschlag miteinander gegangen. Tut's nur heut' abend und nehmt euch hübsch zusammen. Ihr habt es ja immer gut mit ihm gemacht und könnt euch zurückrufen, wie dankbar er war bis zum letzten Augenblick. Das ist ein Trost, den haben wenig Menschen. Den meisten mögen die bitteren Stunden, die sie einem Heimgegangenen zugefügt, mitten in den ersten Schmerz hinein in die Erinnerung kommen. Bei euch braucht das nicht zu sein, gottlob. Lebt wohl, ihr guten Mädchen", sagte das Gomelchen und schloß ein jedes in die Arme. „Lebt wohl und seid recht gelassen, so wie er es gern sehen würde. Die Blätter fallen nun einmal im Herbste."

Und immer wieder nahm das Gomelchen Abschied von den Töchtern ihres alten Freundes. Es war, als wenn sie versuchte, ob nicht das rechte Trostwort sich vielleicht doch einstellen würde. Auf dem Heimwege war sie ganz schweigsam. Als sie aber ihre Treppe langsam und matt hinaufstieg, sagte sie: „Siehst du, nun ist alles abgetan. Nun lebt von meinen Guten keiner mehr; mit dem letzten, der sie kannte und liebte, sind sie mir alle noch einmal gestorben." Enkelin und Groß-

mutter gingen miteinander in das sonnige Stübchen. Da legte sie sich nieder und schaute mit einem so geduldigen, freundlichen Ausdruck vor sich hin, der tief ergriff. „Die alte, alte Sonne, die scheint unentwegt", sagte sie und schaute auf das Lichtgefunkel, das auf den Blättern und Blüten und auf dem Teppich in Flecken und Ringen spielte. Kein Laut war im Zimmer zu hören. So blieben sie beide schweigsam.

„Hör' einmal," sagte Frau Gomelchen freundlich, „zieh doch das oberste Kommodenfach auf und gib mir einmal das Paket, das rechts liegt, heraus."

Die Enkelin tat so.

Gomelchen nahm es, öffnete es, da lagen zarte, gelbliche Spitzen in der Papierhülle. „Die hab' ich dir dieser Tage gekauft, du hast ja so etwas gern", sagte sie liebevoll und faßte die Hand der Enkelin und sah sie an, so wehmütig, beinahe wie hilfesuchend.

Da schlang diese die Arme um sie, und das Gomelchen fragte freundlich: „Wenn du irgend etwas für mich zu tun hast, gib's nur her und sag' mir nur alles, was du vorhast und was du denkst. Das ist mir die allergrößte Freude."

„Ach, mein Gomelchen!" flüsterte ihre gute Kameradin unter Tränen und hatte ganz die rührende, freundliche Seele verstanden.

„Und ihr seid, der Budang und du, immer gute Freunde gewesen, von damals an, als er euch bei der Eselsgeschichte erwischte, immer gute Freunde und nie getrennt?" fragte die Enkelin zaghaft nach einer Weile.

„Immer gute Freunde und nie getrennt, heut' zum ersten Male getrennt", wiederholte das Gomelchen. „Als Student war er ein paar Jahr auswärts; einen Katzensprung weit, in Jena; aber da kam er alle Nasen lang. Es hat ihn nie in die Fremde gezogen. ‚Ich reise erst nach meinem Tode', sagte er immer, ‚wenn das Gepäck leichter ist' — und ich glaube," fügte Frau Gomelchen lächelnd hinzu, „er reist jetzt

— denn er hat stets durchgesetzt, was er wollte. Er war ein närrischer Kerl, ein ganz närrischer Kerl." Versunken in Erinnerung schaute sie vor sich hin. „Ein guter Jugendfreund, der einem durchs ganze Leben treu war, ist das beste, was es gibt. Da bleibt das Dasein uns immer heimisch; der weiß alles, kannte alles, hat alles mit erlebt; du kannst dir gar nicht denken, was für ein Trost es alten Leuten ist, wenn sie einen guten Freund fragen können: Weißt du denn auch noch, wie damals der und der und die und die aussah? Und was sie sagten und was sie taten, und weißt du denn auch noch, als die Häuser an der Ackerwand noch nicht standen, und unten der ganze Park Feld und Gestrüpp war, und wie sie in der Esplanade unter den alten Bäumen die Wäsche trockneten, und wo jetzt, auch in der Esplanade, der Goldschmied wohnt, als da noch der uralte Turm stand, in dem der Hufschmied steckte? Und erinnerst du dich noch an Mamsel Muskulusen, ihren Veilchenhut und an das großgeblümte Kleid der Kummerfelden und an Adele Schopenhauers Gesicht, wenn der Geist über sie kam, und an den Brunnenkopf, den alten Löwen, der ihr so ähnelte? Gott gebe dir," sagte das Gomelchen, „daß du einen guten Freund, ein gutes Herz dein lebelang dir nahe hast, dann ist das Altwerden so schlimm nicht."

„Habt ihr euch denn nie miteinander erzürnt und habt ihr nie Streit miteinander gehabt?" fragte die Enkelin.

„Das wüßte ich nicht", erwiderte das Gomelchen treuherzig. „Von dem Tage bei der Jungfer Concordia an, wo wir ihn zuerst länger sprachen, haben wir ihn, Marie und ich, immer ästimiert und voller Respekt behandelt. Zu Streit und Ärger hätte es nie mit ihm kommen können. Das ging alles so ruhig hin, man wußte nicht wie."

„Und hat er denn nicht einmal zu einer von den Ratsmädchen eine wirkliche Liebe gefaßt?" fragte die Enkelin.

„I, gar!" antwortete das Gomelchen, genau in dem Tone,

als sagte dies die junge Röse. „Er ist immer unser guter Freund geblieben; als wir uns verlobten, war er zwar nicht sehr erbaut davon, aber nur aus dem Grunde nicht, weil er uns noch für erschrecklich dumm hielt, und weil er meinte, wir hätten noch mit dem „Unsinn“ warten können. Mein Mann und er sind dann ganz gute Freunde geworden, so daß der Budang oft sagte: ‚Siehst du, Röse, nun bin ich doch für die viele Mühe, die ich mir mit euch gab, belohnt worden.‘ Er wäre für meinen Mann ins Feuer gegangen!“

Da leuchteten Gomelchens Augen von Liebe und Stolz auf.

„Und hat denn der Budang nie eine Dummheit gemacht, ist denn sonst nie etwas zwischen euch gekommen?“

„Das mag schon sein — ich werde mich schon manchmal über ihn geärgert haben; aber das vergißt sich, und ich habe immer über die Freundschaft meine eigenen Gedanken gehabt und die will ich dir sagen, die kannst du dir merken. Siehst du, man muß gegen einen Freund zu allererst wohlwollend sein, wohlwollend in jeder Hinsicht — Ärger darf gar nicht Platz greifen. — Wenn du dir vorstellst, jemand, den du lieb hast, hat irgendeine Angewohnheit, die dir nicht recht ist, und stellst dir vor, daß er auf lange Zeit todkrank wird, du fürchtest ihn zu verlieren, — da aber mit einem Male ist die Gefahr vorüber — er wird gesund, und du hörst ihn zum ersten Male wieder so recht nach Herzenslust schnaufen, oder was er gerade für eine Art, die Leute zu ärgern, an sich hat — du aber fühlst nur: Gott sei Dank, er schnauft wieder! und da hast du auch keine Spur von Ärger darüber. So muß es sein. Du mußt, wenn du jemanden liebst, immer im vollen Bewußtsein deiner Liebe und der Sorge, ihn zu verlieren, leben, dann lässest du nichts in dir aufkommen, was Ärger und Unwille und Ungerechtigkeit ist.“

„Ach, du liebes Gomelchen, wer ist noch so gut wie du!“ rief die Enkelin und küßte ihr die Hände. „Das ist wahr, in

deine Liebe zu den Menschen ist auch nicht ein Fünkchen Ärger mit hineingemischt; da ist wohl kein Schlingel schlimm genug, der nicht bei dir Trost fände, wenn er zu dir käme. Ich habe oft gedacht: Bei dir gibt es Gute und Böse gar nicht, sondern nur Leute, mit denen man freundlich und hilfreich sein muß. Bist du denn immer so gewesen, auch früher so gut?"

„Hör' einmal, du," sagte das Gomelchen, „du bist eine rechte Schmeichelkatze, was hast du denn mit deiner Alten? Von der ist überhaupt nicht zu reden. Was machst du denn für ein Aufhebens! Wenn ein altes Weib nicht so lieben dürfte, wie es die Leute lieben will, wer möchte da ein altes Weib sein? Ich gewiß nicht!" sagte das Gomelchen. „Wir Alten, gottlob, können lieben, wie wir wollen. Wir suchen auf Erden nichts mehr, glaub' mir, keine Wichtigkeit mehr, auch keine Gerechtigkeit, nichts — gar nichts. Glaubst du, der liebe Herrgott oben weiß etwas von Gerechtigkeit, von Härte, von Liebe, von Lieblosigkeit, von Würde oder von Vortrefflichkeit? Bei ihm da oben hört das dumme Zeug auf, der ganze Wirrwar, alles Gezerre, aller Streit. Da ist ewige Ruhe und Stille. Und die Seele kommt zu ihm ganz unschuldig, wie der Wind und der Blitz. Nicht wahr, der Blitz ist doch unschuldig, wenn er in einen Baum gefahren ist, und der Wind ist unschuldig, wenn er im Meere gewirtschaftet hat? Oder ist er ein böser Blitz oder ein ungerechter Blitz — oder irgend etwas dergleichen? Wenn alles, was menschlich ist, von der Seele zurückgelassen, ist auch alles, was man so oder so nennt, von ihr fortgenommen, alles, was böse oder gut ist. Siehst du, und wir alten Leute haben schon das meiste zurückgelassen. Die Seele ist schon freier in uns — das ist's — und hin und wieder fühlt man's auch ganz klar, in glückseligen oder schmerzlichen Augenblicken. Ach, mein Herzenskind," sagte das Gomelchen, „die ganze Welt steckt so voller Ungerechtigkeit, voller Zank und Streit,

voller Wichtigtun und Widerstand, voller Verwirrung und Irrtum und Mißverständnis, daß ein armer Mensch bei seinem Freunde, zu dem er in Liebe und Vertrauen kommt, nichts finden soll als eine weiche Ruhe und Stille, wie die Seele sie bei ihrem Gott findet, bei dem das nicht ist, was wir gut und böse nennen — Frieden — Frieden. Nicht dasselbe Spiel, das überall getrieben wird, soll dem Armen auch bei dem Freund bereitet sein — auch nicht ein klein wenig davon. Mein Liebling, merke dir das, denke nie, nimm dir nie vor, daß du deinen guten Freund durch deine Weisheit und Vortrefflichkeit bessern oder beeinflussen willst. Laß das den Lehrmeistern, den Gouvernanten, und wie all die ernsten Leute heißen; sei du klüger. Das Leben macht seine Sache ganz ohne dein Zutun. Freunde sind nur da, um das, was das Leben anrichtet, vergessen zu lassen. Gott gebe dir, daß du verstehst, beglückend zu lieben."

Da faßte das Gomelchen den Kopf der Enkelin mit beiden Händen und zog sie zu sich nieder, und in den Augen glänzten ihre hellen Tränen: „Lieben, geliebt werden, mein Herz, ist das einzige Glück auf Erden. Meine selige Mutter wußte wohl, was sie meinte, als sie sagte: ‚Liebt das Schöne mehr, als das Gute.' Sie konnte die würdigen Leute nicht leiden. ‚Alle vortrefflichen Leute wissen, daß sie vortrefflich sind, und sind deshalb hart und hochfahrend und bösartig, weil sie glauben, die ganze Welt strafen zu müssen,' sagte sie; sei du klüger. Meine Mutter hatte recht, anmutig die Torheiten tun, die man nun einmal im Leben tun muß, ist besser, als daß man sie würdig und vortrefflich tut. Anmut läßt keine Herzensbosheit, keine Wut, kein Wichtigtun aufkommen. Gott behüte dich, mein Kind ... Weißt du," sagte Gomelchen, „du könntest heute den Tee bei mir trinken, mir ist so vereinsamt zumute. Herr, mein Gott, ich weiß gar nicht, ob ich es dir wünschen soll, alt zu werden. Das Abschiednehmen von den teuern Lieben, einer geht — und wieder einer geht — und

wieder einer — und wieder einer — und der letzte geht — 's ist gar zu jämmerlich. Mir ist's grad', als wäre ich die Hausherrin, die Wirtin; alle meine lieben Gäste, die so heiter waren, empfehlen sich, und ich bleib' allein im Haus, und die Lichter gehen aus — und es wird öde und Nacht — und still."

„Mein Gomelchen", rief die Enkelin bewegt. „Wir sind bei dir! — Ich bin bei dir, mit mir rede von alten Zeiten."

„Ja, freilich, mein Herz," sagte Gomelchen und lächelte unter Tränen, „ich bin ein recht undankbares altes Weib; aber es ist doch so; es wird zu viel im Leben dem Herzen wieder abgefordert, gar zu viel. Gottlob, daß es Freuden und Freunde gibt, die sich unmerklich vergessen. Das Leben ist eigentlich für unbegabtere, gefühllosere Geschöpfe, als wir sind, berechnet, oder für göttliche Geschöpfe, die über allem stehen, über dem Dasein selbst, über Tod und Abschied, über jeder Not und Qual; für solche mag es ein gutes Leben sein; aber die arme Mittelsorte! für solche Leutchen wie du und ich, für die ist's schlimm, die haben mehr als die einen, und weniger als die anderen, und wissen sich nicht zu helfen, wenn's auch so ausschaut, als wüßten sie's. Nun geh nur und laß es unten sagen, daß du deinen Tee bei mir trinken wirst, und komme auch gleich wieder."

Und wie gerne kam die Enkelin! Eine Teestunde bei Gomelchen hat die Eigenschaft, Sorgen und Trauer weich mit Behagen zu überdecken. Zu dieser Stunde wagt sich kein Leid der Welt in das blumenduftende, hübsche Zimmer herein, in dem der Teekessel summt, und in dem das freundlichste Herz seine Gäste bewillkommnet, ein Herz, das jeden Schmerz, bis in das hohe Alter hinein, wie ein Kind ohne Bitterkeit überwinden kann, nicht düster, nicht verschlossen, ein Herz, das bis in das hohe Alter die Augen im selben Augenblick weinen und lächeln läßt.

Als die Enkelin wieder hereintrat, fand sie die liebe Frau gelassen, doch mit zitternder Hand damit beschäftigt, den Tee-

tisch für sich und ihren Gast zu ordnen. Aus einer Büchse nahm sie Eingemachtes und füllte es in eine kleine Kristallschale, die sie der Enkelin vor ihren Platz stellte mit einer Miene, der man es ansah, wie gerne sie jemandem etwas zugute tat.

Die Enkelin schaute ihr zu, fiel ihr um den Hals und flüsterte: „Wollte Gott, es gäbe viele Ratsmädel und viele Gomelchen auf der Welt, dann würden die Leute, wenn sie jung wären, mehr lustige Streiche machen, und wenn sie alt geworden, da wäre es erst recht hübsch; da hätten sie solche wundervolle Blumenstübchen wie du, und alle Welt liebte sie, und sie hätten so gemütliche Teetische, und jede Freude sähe bei ihnen doppelt wie Freude aus, und jeder Schmerz machte sie so unbeschreiblich rührend und liebenswert, wie er dich macht, mein liebes, liebes Gomelchen" — und die Enkelin hielt sie noch immer umfaßt. In beider Augen schimmerten Tränen, und sie setzten sich miteinander ganz einverständlich und voller Liebe zueinander hinter die summende Teemaschine, das Gomelchen in ihren weichen, gemütlichen Lehnstuhl. Die Lampe leuchtete unter dem großen rosa Schirm, und die Enkelin sagte: „Ich verstehe dich, mein Gomelchen, das einzige, was auf Erden das Herz ruhig und glücklich macht, ist: Gut miteinander zu sein."

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten

Die Ratsmädel gehen einem Spuk zu Leibe

Ich weiß noch so manches aus der Zeit, in der das kleine, nun längst wieder bescheidene Weimar ganz unvermutet anfing, mitten unter den tausend und abertausend europäischen Städten und Städtchen sich außerordentlich wichtig zu tun. Es mochte auch alles Recht dazu haben; denn es hatten sich in dem stillen Neste seltene Vögel eingenistet, Vögel, deren gleichen vordem in Deutschland nicht gesehen worden waren, und die auch keine Jungen ihrer Art bekommen haben, so daß sie wirklich außerordentlich seltene Vögel geblieben sind, bis heutzutage.

Von dieser Zeit habe ich schon mancherlei geschrieben, und es hat den Leuten vielleicht gefallen, weil es so ruhig hinerzählt war, allem Feierlichen, Schweren aus dem Wege ging, alles Leichtlebige beim Zipfel nahm.

Ich will euch nun wieder aus den Gassen erzählen, aus den Bürgerstuben, aus den Gärten vor der Stadt, von jenen alten, gesegneten Gärten, und ich werde mich wieder mit den Vergessenen und Verwehten abgeben.

Die will ich aus ihren Gräbern noch einmal in ihre alte weimarische Sonne locken, von der sie so gerne sich wieder bescheinen lassen würden.

Es ist eine alte Frühlingsgeschichte, die ihr hören sollt, eine weiche, hingeschwundene Frühlingsgeschichte, in der es sproßt und keimt, in der ein lustiger, feuchter Wind weht, Nebel ziehen, in der Herzen schlagen, und in der allerlei behauptet wird, worüber man heutzutage vornehm die Achseln zucken müßte, wollte man auf der Höhe der Zeit stehen; damals aber glaubte und sprach man, was einem Vergnügen machte. So glaubte man in jenen Tagen und tuschelte es sich gegenseitig wie eine interessante Hofgeschichte zu, daß

die verstorbene Hofdame der Herzogin Amalie, von der Karl August gesagt hatte: „Genie die Fülle, kann aber nichts machen!" ganz unvornehmerweise spuken gehe, und zwar in Tiefurt, im Park und im Schlößchen.

Man erzählte sich geheimnisvoll die unglaublichsten Dinge. Die bürgerliche Gesellschaft faßte die Sache ernsthaft, aber doch humoristisch auf. Sie hatte ihren Spaß daran, daß die kleine, bucklige, häßliche Dame solche Geschichten machte.

Der Adel aber zog ein sehr bedenkliches Gesicht, denn es war absolut nicht comme il faut von der Göchhausen. — Außerdem sprach die Hofgesellschaft mit einem tiefen Bedauern darüber, daß ihr so etwas „arrivieren" mußte — solch eine „Kalamität"! — Man fand, daß sich die Göchhausen noch nachträglich schwer „ridikulisiere" und unmöglich mache.

Verschiedene Personen waren ihr nachts begegnet, wie sie schimpfend und klagend die Parkwege auf und nieder gehuscht war.

Sie hatten sie ganz genau erkannt, — daran bestand kein Zweifel!

Einem weimarischen Fleischermeister, der ein Kalb von Krommsdorf erst spät heimgetrieben, war sie im Park auch nachgehuscht, und er erzählte, daß sie ihm scheußlich weinerlich und wichtig gesagt habe: „Ich la—ngweil' mich so!" — Weiter nichts. Aber w i e sie es gesagt hätte! Wie aus einer Flasche heraus! Der Fleischer konnte es den Mägden, die die Neuigkeit, samt dem Fleisch von dem armen Krommsdorfer Kalb, das die merkwürdige Geistererscheinung mit erlebt hatte, pfundweise nach Hause trugen, gar nicht haarsträubend genug vormachen.

Sie war, wie gesagt, allen möglichen Leuten erschienen, immer klagend, immer schimpfend und immer unzufrieden; — manchmal auch nur murmelnd und brummend; — aber w i e murmelnd! — eben ganz wie eine arme Seele murmeln muß: wie aus einer Flasche. Es war überhaupt das Merk-

würdige und Überzeugende an der Sache, daß sich die Göchhausen genau nach Vorschrift betrug, — nach Vorschrift der alten Kobold- und Geistergeschichten.

Die Weimaraner mußten immer etwas zu schwatzen haben und hatten auch gottlob immer etwas; sie waren an die merkwürdigsten Dinge gewöhnt, eine solche Fülle von gesegnetem Klatsch hatte sich seit 1775 auf das graue Rattennest niedergelassen. Seit geraumer Zeit aber schon floß diese Quelle spärlicher, und die verwöhnten Gaumen mußten mit allerhand fürlieb nehmen und taten dies wohl oder übel.

Zu allererst tauchen aber in unsrer Geschichte ein paar lachende, blütenjunge Gesichter auf, ein paar feste, kindlich behende Körper, blonde, dicke Zöpfe, junge, weiche, noch etwas tolpatschige Hände, helle Kleider, die sich lebendig um diese jungen Körper schmiegen, die sich so jugendsicher auf leichten Füßen bewegen, so kernig, so wohlgebaut und unschuldig.

Ein feuchter Frühlingssturm fährt heut durch die Wünschengasse. Zerrissene dunkle Wolken jagen über den Himmel, und in die Dämmerung dröhnt die große Glocke im Schloßturm. Der Sturmwind fährt in das mächtige Geläute; er reißt die großen, vollen Töne wie Wolken auseinander und nimmt diese Riesentöne mit sich fort, zerstreut sie, läßt sie hie und da aufdröhnen und plötzlich verhallen.

Die uralte Glocke läutet die Osternacht ein.

Es ist ein wunderbares Getöse, erschütternd, wie überirdisch; so voll, so rein, so tief wie die tiefste Menschenwonne und das tiefste Menschenleid.

Die Glocke, die sie im Dreißigjährigen Kriege, weiß Gott wo, erbeutet haben, ist das lebendige Herz des Städtchens Weimar geworden. Ein jeder versteht dies Herz, das da oben

im grünen Turm schlägt. Es dröhnt mächtig aus, was die andern Eintagsherzen fühlen. Es erschüttert sie, es erweckt sie, es reißt sie im Gefühle mit sich fort, wie von jeher ein großes, mächtiges Herz die kleinen mit sich gerissen hat. —

Die Ratsmädel, Röse und Marie, schauen zum Fenster hinaus.

„Hörst du?" sagt Marie.

Sie sind bisher immer, wenn die große Glocke geläutet wurde, zum Schloß hinunter gelaufen und haben hinauf nach der grünen Turmspitze gesehen, die von der Wucht der Glockenschläge langsam, aber deutlich hin und her schwankte; oder sie haben das Ohr an die alte Turmmauer gehalten, und das Dröhnen ist ihnen schauervoll durch den Körper gezittert; oder die Kameraden nahmen sie bis hinauf in den Glockenstuhl, und sie haben da, schwankend und schwindelnd und ganz betäubt von den ungeheuren Schlägen, die den Turm zu zersprengen drohten, sich aneinander geklammert und an den riesigen Balken festgehalten.

Heute schauen sie aber, wie gesagt, nur gedankenvoll zum Fenster hinaus.

Es ist, als läge irgend etwas auf ihnen.

Röse hat auf das „Hörst du?" von Marie nicht einmal geantwortet.

Sie stecken beide feierlich in weißen Kleidern und tragen grüne Schärpen.

Grüne Schärpen sind für sie noch immer der Inbegriff von aller Schönheit und Eleganz.

„Röse! Marie! Schließt das Fenster! Gleich! — Was fällt euch ein! — Der Wind!" So ruft Frau Rat, die Mutter der Ratsmädchen, die eben ins Zimmer tritt.

Eine rührende Zartheit liegt über der schlanken Gestalt. Der Haushalt mit den wilden Mädchen und Buben, die Kriegsjahre, der überernste Gatte, die Geldsorgen, — das alles ist der feinen Frau zuviel geworden.

Um sie her wachsen die Kinder urkräftig in die Höhe; sie aber hat etwas Müdes, In-sich-gekehrtes, als wenn sie nur bei sich selbst fände, was sie sucht.

Die beiden Mädchen schließen das Fenster, und das Glockengeläut dringt nur noch dumpf ins Zimmer.

Der Wind heult im Schornstein. Frau Rat zündet die Lichter an.

Das große Familienzimmer macht heute ein feierliches Gesicht.

Der runde Eßtisch ist blendend weiß gedeckt; statt des einen Talglichtes brennen zwei Wachskerzen auf einem Leuchter unter einem grünseidenen, ovalen Schirm.

„Oho," sagt Marie, „den nimmst du?"

„Was denn sonst, Schatz? — Habt ihr euch die Hände gewaschen?"

„Jawohl, mit Schmierseife!" antwortet Röse.

„Röse, mein Kind!" Frau Rat ist heute bewegt und streicht ihr übers Haar. — „Gutes Kind!"

Röse ist von dieser Freundlichkeit so sonderbar berührt, daß sie ihrer Mutter um den Hals fällt und in Tränen ausbricht.

„Ruhig, ruhig!"

Der Vater tritt ein, mustert alles und sagt: „Ist Senf auf dem Tisch?"

Senf war eben das Neueste.

Und es ist Senf auf dem Tisch, es ist überhaupt alles in schönster Ordnung; er findet nichts zu tadeln und geht feierlich im Zimmer auf und ab.

„Charmante Leute!" bemerkt er und wiederholt es noch einmal: „Charmante Leute!"

Niemand stört den Vater. Er liebt das „Anreden" nicht. Man hat zu warten, bis er fragt.

„Du könntest der Thon, dächt' ich, noch eine kleine Aufmerksamkeit erweisen", wendet er sich zu seiner Frau.

„Ja was denn?" fragt diese. „Wie meinst du denn?"

„Ich dachte so etwa.. etwa..."

Er schien sich über das, was er eine „kleine Aufmerksamkeit" nannte, nicht recht klar zu sein.

„Weißt du, Kirsten, ich dächte, wir erwiesen ihr schon eine recht große!" Das sagt sie leise und schaut mit einem Seitenblick auf die Mädchen.

Röse lehnt am Nähtisch, müßig den Fingerhut der Mutter auf der Platte tanzen lassend. Marie sieht ihr gespannt zu.

„Ist das eine Art, den Bräutigam zu erwarten?"

Herr Rat meint das ernst und rügend aus seiner hohen Halsbinde heraus, im Hintergrunde des großen Zimmers, zu seiner Frau.

„Bst!" macht Frau Rat. — „Mein Gott, so jung sollte sie nicht sein."

„I was!" sagt Herr Rat. — „Papperlapapp! Warst du etwa älter?"

Frau Rat lächelt schmerzlich. Alle Papperlapapps ihres Lebens zogen an ihrer Seele vorüber. — Sie lächelt, — alle heißen Tränen, alles Sehnen, alles Verstummen hatte sich bei ihr zu einem müden Lächeln herabgemildert, — oder in ein Lächeln zusammengefaßt, — wie man will.

Apothekers kamen.

Frau Apotheker in der schönsten Haube. Des Gatten rundes Bäuchlein war mit gestickter Seide überspannt und glänzte wie ein heiteres Gestirn. Er kniff Röse in die Wange und war vortrefflich gelaunt.

Marie tuschelte Röse etwas zu, indem sie vorsichtig nach den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses sah; da zeigte sich eben eine Dame in vollem Putz, in weißer Haube mit blauen Bändern und im weißen Kleide. Sie öffnete das Fenster und hakte die Fensterflügel ein, damit der Wind, der durch die Gasse fegte, es nicht wieder zuwerfen könnte.

„Jetzt kommen sie!“ flüsterte Marie. Und es währte nicht lange, da empfing man bei Kirstens wieder Gäste: Frau Geheimderat Thon nnd deren Sohn Ottokar Thon, Adjutant des Großherzogs Karl August.

Frau Geheimderat Thon begrüßte sich lebhaft mit den Eltern Kirsten, küßte dann zuerst Röse auf die Stirn, dann Marie.

Sie war die Dame, die aus dem Fenster geschaut hatte. Das weiße Kleid umschloß in langen Falten eine volle, stolze Gestalt. Das schöne Busentuch war aus kostbaren gelblichen Spitzen, und eine breite, hohe Haube mit himmelblauen Bändern beschattete ein energisches, wohlkonserviertes Gesicht.

Ottokar Thon reichte Röse die Hand und führte ihre rundliche Kinderhand dann an die Lippen.

Röse war befangen nnd schweigsam. Auf ihrem frischen Gesichte aber lag eine große, stille Wonne. Sie ließ indessen ihrer Schwester Hand nicht los, bis man sich zu Tische setzte.

Noch war das große Wort nicht gesprochen; aber sie ahnte, sie wußte alles! Ottokar Thon war erregt; er sprach mit ihr, als spräche er zu einem lebendigen Heiligtume, — so etwas scheu — und doch ... — Rösen überschauerte es.

Wie er schön und stolz in seiner schwarzen, verschnürten Uniform aussah!

Von dem Augenblick an, als sie ihn zuerst gesehen, war ihre Seele ganz erfüllt von seinen guten Eigenschaften, seiner Gescheitheit nnd seiner Tapferkeit; er war Lützowscher Jäger gewesen, nnd sie hatte auch gehört, wie er sich in Wien ausgezeichnet.

Die Schopenhanerin erzählte, daß Karl August ihn unbändig gelobt habe, nnd daß Karl August eine Schrift über die Zukunft Deutschlands von ihm kenne, von wahrer staatsmännischer Bedeutung.

„Solch ein Mensch will mich!“

Das waren Röses Jubelgedanken. —

Röse saß bei Tisch neben dem lieben, herrlichen Menschen und hörte zu, wie alle sprachen.

Es war ihr so feierlich und still zumute. Und sie mußte träumerisch an einen Vogel denken, der in seinem Nest auf schwankem, grünem Zweige sitzt, das von einem weichen Winde hin und her geweht wird. Die Sonne glitzert durch die dichten Blätter und schafft so ein wohliges, grünes Licht um ihn her. Kein Auge sieht ihn; er ist sich selbst genug. Sie fühlt eine Seligkeit, die ihr noch fremd und neu ist; deshalb macht sie sich unbewußt ein Bild von dieser großen, stillen Wonne, ein kindisches, süßes Bild.

Und es waren nicht nur die Gefühle festlich und heiter; nein, alles und jedes! Zu allererst die Suppe. Eine echte Festsuppe: Grünkern mit Kerbelrübchen. Das war Frau Rats Meisterwerk. Die Kerbelrübchen, wie Mandeln so fein und klein, zergingen auf der Zunge, und die Suppe duftete wie ein blühendes Ährenfeld. Ganz sommerlich duftete es aus der Terrine und verbreitete sich im Familienzimmer. Warmer Sonnenschein, Lerchengesang vom blauen Himmel, der echte köstliche Kornduft, ein sanfter Wind, der über die Ährenhäupter streicht, — Erdgeruch! Das alles kam, als der Deckel von der Suppenschüssel gehoben wurde, den Gästen bewußt oder unbewußt in Erinnerung.

Das war die Eigentümlichkeit dieser Suppe!

Frau Rat hatte den Mädchen gesagt: „Die Suppe muß sein wie eine Musik oder wie ein Gedicht, die Leute sollen fröhlich davon werden."

Ja, es war eine feierliche Suppe!

Draußen wirtschaftete der Sturm gewaltig. Die Fensterscheiben klirrten, und im Schornstein heulte und jammerte er.

Nach der Suppe gab es einen Karpfen, — einen Spiegelkarpfen mit großen, goldenen Schildern und Flecken, den besten Karpfen, den der Hoffischer gehabt hatte, einen Riesen!

Röse und Marie hatten natürlich mitgeholfen, ihn aus dem Behälter herauszufischen, in dessen klarem Ilmwasser die festen Karpfenburschen sich im dichten, goldig flimmernden Gewimmel durcheinander drängten, und den allerherrlichsten hatten sie also erwischt.

Er war so schön, so prachtvoll in seiner Strammheit, seiner Schlüpfrigkeit und in seinem Goldglanze gewesen.

Der Hoffischer hatte ihn selbst geschlachtet, hatte ihm den Kopf auf den festen Tisch geschlagen, dessen Füße im Rasen neben den Fischbehältern eingerammt waren, und der über und über von Fischschuppen flimmerte. Dann hatte er den Fisch in zwei Hälften geteilt und den Ratsmädchen in den Korb gepackt und ihnen die Fischblase extra verehrt. Marie war darauf getreten, um sie zerplatzen zu lassen; es hatte auch wie ein Schuß geknallt. Das war ein althergebrachter Spaß.

Als der Karpfen auf den Tisch im Familienzimmer kam, blau gesotten mit geriebenem Meerrettich, und ganz in Petersilie ruhend, da rief der Apotheker: „Donnerwetter, ist das ein Prachtkerl! Ist das ein einziger gewesen?"

Diese beiden Dinge, die Suppe und der Karpfen, waren aber nur die Vorläufer vom Propheten.

Die Gäste waren nicht zum Karpfenessen geladen, sondern zu einem wirklichen und wahrhaftigen Fasanenschmaus.

Die Fasanen hatte der junge Adjutant Thon von einer Hofjagd mitgebracht, denn er war ein großer Jäger vor dem Herrn, und hatte sie Frau Rat Kirsten in die Küche geliefert, und nun sollten sie feierlich gemeinschaftlich verzehrt werden.

Als die Magd diese seltenen Geschöpfe hereinbrachte, waren alle erstaunt, auch der Herr Rat, daß diese merkwürdigen, nußbraun gebratenen Tiere silberne Füße und silberne Köpfe hatten.

„Ja," rief der Apotheker, „Herr Adjutant, alle Achtung vor eurer Fasanenjagd! Das nenn' ich mir Silberfasanen! Silberne Köpfe und silberne Füße!"

Röse und Marie kniffen sich gegenseitig in die Finger und waren glückselig über das Erstaunen, und daß der Vater auch nichts davon gewußt hatte.

Die Schopenhauerin hatte Frau Rat, als sie von dem Geschenk gehört hatte, diesen herrlichen Ausputz für gebratene Vögel aus ihrem Silberschrank geliehen.

Dazu brachte Herr Rat auch eine Überraschung: zwei Flaschen alten Steinwein in Bocksbeuteln. Diese beiden Flaschen hatte er in dem Franzosenjahr vor den gierigen Langfingern versteckt. Er hatte sie im kleinen, dunklen Höfchen unter dem Regenfaß vergraben und, als die Luft wieder rein war, wieder hervorgeholt, und seitdem lagerten sie in einer Mauernische, hoch oben in Rat Kirstens Keller, ganz von Staub und Spinnweben bedeckt; und in solchem Zustande setzte er sie, als die Vögel mit den silbernen Füßen kamen, zum Entsetzen seiner Frau stolz auf den Tisch.

„Aber Kirsten!" sagte diese gekränkt.

„Papperlapapp!" — Herr Rat war schon dabei, eine zu entkorken. — „Gehört sich's nicht etwa so?"

Und der Apotheker unterrichtete Frau Rat Kirsten, daß ein alter, seltener Wein in so staubigen und schimmeligen Flaschen auf den Tisch kommen müsse; das sei für den Kenner das Feinste.

Die Fasanen hatten einen stattlichen Hofstaat von Salaten, Kompotts und Beilagen aller Art.

„Na, und wie steht's denn mit dem Fuchs, den Sie verspürt haben wollen?" fragte der Apotheker den jungen Thon. „Das wäre heute so eine Nacht für die Bestie, um den Fasanen im Webicht einen Besuch zu machen!"

„Freilich, freilich, das wird er wohl auch vorhaben!" antwortete der Adjutant lebhaft.

„Seinen Bau hat der freche Bursche übrigens an der Ilm an dem Abhang zwischen Krommsdorf und Tiefurt — so

eigentlich mitten im Tiefurter Park. Verspürt ist er nun, der Lump ... aber!"

„Ja — aber!" lachte der Apotheker und stieß mit dem Adjutanten auf den Fuchs an.

Marie zupfte Röse am Kleid.

Röse saß zwischen Marie und Ottokar Thon.

„Röse," tuschelte Marie besorgt, — „sie werden doch nicht gar zu lange bleiben?" —

Röse fuhr wie aus einem Traum auf.

„Was?" fragte sie.

„Na, wenn unsre Drei nun kämen?"

„Die kommen doch nicht eher, als bis alle hier fort sind; die werden unten schon lauern, bis der letzte hinaus ist!" flüsterte Röse.

Jetzt erhob sich Herr Rat Kirsten und ließ seinen lieben, verehrten Gast, die Frau Geheimderat Thon, hoch leben und bedauerte, daß sie Weimar so bald wieder verlassen müsse.

Die Dame war nur auf kurze Zeit aus Eisenach gekommen, um ihren Sohn zu besuchen.

Darauf erhob sich die Frau Geheimderat, schlug mit dem Kompottlöffelchen an ihr Weinglas und dankte sehr wohlgesetzt und stattlich.

Es war ein wohltuender Anblick, diese kräftige, hochgewachsene Frau in ihrem weißen Kleid so frei und vornehm stehen zu sehen.

Sie sprach davon, wie beruhigt und glücklich sie ihren Sohn diesmal verlasse, wie beruhigend seine Zukunft, soweit menschliches Berechnen nicht trüge, vor ihren Augen läge, — und für diese Beruhigung, diese frohe Aussicht danke sie dem gütigen Elternpaare im Namen ihres Gatten.

Sie hob ihr Glas und stieß mit Herrn Rat und Frau Rat an, dann mit Apothekers, und mit Röse ganz besonders.

„Gott segne dich, mein liebes Kind!" sagte sie.

Ihr Sohn trat auf sie zu und küßte ihr die Hand; darauf küßte er Röses Hand wieder tief bewegt.

Frau Rat traten Tränen in die Augen. „Du wilder Schlingel!" flüsterte sie Röse zu.

Aber ausgesprochen wurde das große Wort nicht. Das war auf Vater Kirstens Befehl hin so eingerichtet.

Die jungen Leute sollten noch mit der Heirat warten, und er wollte in seinem Hause Ruhe haben, und vorderhand keinen „Verlobungstrafik", wie er sich ausdrückte. Das Geküß und Getu sollte möglichst eingeschränkt werden.

Das fehlte ihm jetzt: auf Schritt und Tritt über ein verliebtes Paar zu stolpern!

Er war Herr im Hause, damit basta!

Der Apotheker erstickte fast an einer Rede, und die Apothekerin mußte ihren Mann zweimal am Rockschoß zupfen, als sie bemerkte, daß ihm der schönste gewürzte Verlobungstrinkspruch auf der Lippe saß.

Einmal hatte er sich schon erhoben; da war aber der Wind mit solcher Gewalt gegen die Scheiben gefahren und hatte an den wackeligen, alten Fenstern gerüttelt, daß der Apotheker ordentlich zusammengefahren und wieder zur Besinnung gekommen war. Ihm war Wind greulich zuwider.

Röse vermißte das Aussprechen des großen Wortes durchaus nicht. Es war gut so. Sie wünschte sich's nicht anders. Nichts schreckte sie aus ihrem süßen Traume auf. Sie fühlte sich so unaussprechlich glücklich! Und es war nichts Beängstigendes bei diesem Glück. Zugleich erschien es ihr aber auch noch sehr fremd. Sie mußte sich erst daran gewöhnen.

Ja, wie es ihr Vater eingerichtet hatte, so war es gut!

Sie kannte auch Onkel Apothekers Verlobungs- und Hochzeitssprüchlein und gab ihrem Vater, als sie mit ihm anstieß, extra einen Kuß dafür, daß der in der schön gestickten, seidenen Weste nicht reden durfte.

Der junge Adjutant Thon sah das wundervolle, blonde, kindliche Geschöpf vor sich, wie es so süß träumte. Und sie gehörte ihm, war sein eigen, sie war ihm versprochen!

Er war wie verdurstet, wie verschmachtet. Einen Kuß auf diese junge Wange, auf den kecken, rätselhaft schweigenden Mund schien ihm Erlösung, — das seidenweiche Haar zu streicheln Erquickung!

Und daß sie an seiner Seite so bräutlich verschämt schwieg, erschütterte ihn.

Er empfand ihre junge Liebe wie den Duft einer Blume. Ein berauschender Duft! —

Marie flüsterte Rösen ins Ohr: „Du, Röse, sie wird doch heut auch wirklich spuken?"

„Wer?" fragte Röse.

„Ach geh!"

„Wenn das so werden soll, wenn du ewig nur vor dich hin gucken willst!" Marie sprach sich nicht weiter aus, schien aber entrüstet zu sein.

„Jesses," flüsterte Röse, „wenn ich nicht gleich aufpaß! Mich freut's grad so wie dich, wenn sie spukt; vielleicht noch mehr!"

Der noch nicht offizielle Bräutigam hörte die beiden zankend miteinander tuscheln.

„Ich denke, die Demoisellen sind immer ein Herz und eine Seele?"

„Sind wir auch!" sagte Röse.

Er lächelte und sprach eifrig mit seiner jungen, zukünftigen Braut; etwas würdig, wie er es mit jedem jungen Mädchen tat, aber jedes Wort bebte und zitterte und war beladen mit allem möglichen, und die Blicke beider hingen aneinander, — forschend, ergründend und scheu den Anblick genießend.

Draußen fauchte in langen Zügen unvermindert der Wind

und trug jetzt, wie es schien, einen merkwürdig hellen, rhythmischen Pfiff auf seinen Flügeln.

Röse, die eben im lebhaftesten Gespräch mit ihrem Anbeter war, spitzte die Ohren, erhob sich wie im Traume, ging dem Fenster zu, blieb aber zögernd, wie unverrichteter Sache stehen und begab sich wieder auf ihren Platz.

Der junge Thon beobachtete sie.

„Schaf!" flüsterte Marie ihr zu. „Wenn sie's merken, lassen sie uns bei dem Wetter nicht fort!"

Es war etwas übermütig Glückseliges in Röses Gesicht gekommen.

Die Ratsmädel kniffen sich gegenseitig versteckt in die Arme.

Frau Rat aber hatte auch den Pfiff gehört und dachte bei sich: „Das war ja Budangs Pfiff; was lauert denn der?"

Jetzt schellte es unten.

Das sind sie! dachten Röse und Marie gleichzeitig erschreckt und sprangen beide auf, um die Haustür zu öffnen. Was ihnen denn nur einfiele! Waren sie denn des Kuckucks!

Sie trafen aber ganz etwas andres, als sie vermuteten.

Die Schopenhauerin schickte als Dessert nach dem Fasanenschmaus für Röse ein weißsamtenes Ridikül mit Perlenstickerei und mit einem Veilchenbukett daran gebunden, etwas unsagbar Schönes, Bräutliches. Sie hatte jedenfalls nicht anders gedacht, als daß die Verlobung doch bei einem Gläschen Wein trotz alledem feierlich ausgesprochen worden sei.

Röse und Marie wußten nicht recht, was sie damit beginnen sollten; sie beratschlagten und hielten sich deshalb ziemlich lange auf der Treppe auf. Marie kam auf den schlauen Gedanken, das wundervolle Ding mitsamt den Veilchen in ihr Schnupftuch zu wickeln; so wollten sie es aufheben, bis die Gäste fort wären, denn beide fürchteten, es möchte dem Vater nicht recht sein, wenn sie das Verlobungsgeschenk der

Schopenhauerin jetzt mit hereinbrächten. Und es geschah so, wie sie sich vorgenommen.

„Was war denn?" fragte Frau Rat ernst, als die Mädchen wieder eintraten.

Röse errötete und flüsterte ihrer Mutter etwas ins Ohr.

Der junge Thon fand, daß die beiden Mädchen seit einiger Zeit von einer merkwürdigen Unruhe befallen waren. Es war ihm, als müsse er mit Röse ein feierliches, großes Wort reden.

Eine Bangigkeit überfiel ihn. Liebte sie ihn auch wirklich? War er ihrer sicher?

Die beiden Mädchen hielten sich, während sie ganz vernünftig und liebenswürdig sprachen, unter dem Tisch an den Händen fest.

„Heut wär' eine schöne Nacht für meinen Fuchs!" dachte der junge Thon mitten in seinem Herzensrausch. Er hat bereits gestern die halbe Nacht platt auf dem Bauche vergeblich vor dem Fuchsbau gelegen und sieht sich schon, wie er an der nur ihm bekannten Stelle abermals auf den Fuchs paßt. Er hört im Geiste die knospenden Bäume über sich rauschen, fühlt wohltätig den kühlenden, weichen Sturm. Und das Lauern, das scharfe Hinhorchen, — das Spannen, — die Naturlaute, die nachts hie und da geheimnisvoll auftauchen, — da wird's ihm wohl werden!

Die Gäste empfehlen sich zur Bürgerstunde. Alle machen Frau Rat Kirsten Komplimente über das splendide Gastmahl, und Frau Geheimderat Thon drückt Röse mütterlich zärtlich an sich und flüstert ihr etwas ins Ohr. Röse errötet tief und küßt ein wenig zaghaft und verlegen die Hand ihrer künftigen Frau Schwiegermutter.

Und wieder ist sie durchschauert von etwas Ungeahntem, Unbekanntem, als Ottokar Thon ihr zum Abschied die Hand drückt, so erregt und bewegt, als wäre dieser einfache Händedruck eine heilige Handlung.

Als alle fort waren, fällt sie ihrer Mutter in die Arme und küßt sie und lacht, und dabei glänzen ihr die Tränen in den Augen.

Die Mädchen müssen noch mit aufräumen, alles an Ort und Stelle bringen; sie sind zu diesem Behuf aus ihren weißen Kleidern in die grauen Ginghamalltagskleider geschlüpft und wirtschaften mit wahrem Feuer und so ordentlich und vernünftig, daß Frau Rat ihre Freude hat und bei sich denkt: „Was für ein paar flinke Mädchen sind sie doch, pflichttreu und brav!"

„Jesses, Röse," flüstert Marie, „mach zu! Wenn du so trödelst, wann denkst du denn, daß wir fortkommen?"

„Erst müssen doch alle im Bett sein," sagt Röse bang, „was hilft's denn sonst? — Poltere doch nicht so!" Marie ging daraufhin auf den Fußspitzen.

Drüben bei Thons war schon alles dunkel.

„Ach Gott!" brummte Marie, „weshalb dauert's denn bei uns so lang?"

Die Magd schlürfte noch draußen herum; der Vater sah nach diesem und jenem; die Mutter schloß das gespülte und geputzte Silberzeug in den Schrank.

Röse beguckte sich noch einmal nachdenklich die silbernen Füße und Hälse der Fasanen.

Nach und nach zog aber auch in das Kirstensche Haus Dunkelheit und Nachtruhe ein.

Die beiden Mädchen waren hinauf in die Kammer geschickt; die Magd, Vater und Mutter, jedes war schlafen gegangen, und keine Maus rührte sich.

Es schlug elf Uhr. — Da war es, als wenn auf der dunklen Treppe sich vorsichtig etwas bewege. Es knarrte eine Stufe; es huschte und schlich etwas. Zwei Stimmen wisperten vorsichtig. „Ach Gott im Himmel," sagte Röse tief erregt, dicht am Ohr Maries, „mir ist's ordentlich angst, — so 'was haben wir noch nie getan! Glaubst du, daß der Vater bös wird?"

„Röse," erwiderte Marie mit Herzklopfen und verhaltenem Atem, „jetzt ist's zu spät! — Mach nur leise, — du trampelst ja!"

„Na," murrte Röse, „wenn das trampeln is! Gar nich!" Aber da krachte die alte Stufe so entsetzlich. Den beiden kam es wie ein Kanonenschuß vor. — Sie standen ganz starr und hatten nicht den Mut, sich wieder zu regen. — „Ach Gott!" klagte Marie.

Dann aber schlichen sie langsam und vorsichtig weiter.

„Ich höre da draußen wen", brummte Herr Rat in seinen Kissen.

Frau Rat war schon am Einschlafen und entgegnete undeutlich: „Der Wind; auch wohl die Katze."

Das leuchtete Herrn Rat ein, denn der Wind rasselte draußen an den Dachrinnen, klirrte mit den Fensterscheiben, sang und jodelte in den Schornsteinen. Es war eine wilde, stürmische Osternacht. Zerrissene Wolken fuhren über den Himmel.

Unten an der Haustür fingerten jetzt ein paar ängstliche, zitternde Händchen vorsichtig, um den großen Haustürschlüssel geräuschlos ins Schlüsselloch zu stecken.

Röse und Marie hatten diesen Schlüssel, pochenden Herzens, aus der Mutter Speisekammer stibitzt.

Nun standen sie draußen, im Sturm aufatmend, und schauten mit ängstlichen Blicken nach dem Fenster oben. Sie seufzten beide tief, denn es war ihnen nicht geheuer zumute. Sie hätten's nicht tun sollen! So heimlich fortzuschleichen war das Rechte nicht, das fühlten sie. Und sie dachten beide mit einem Gefühl bangen Seelendrucks an Frau Geheimderat Thon, vor der sie den denkbar größten Respekt hatten. Was die wohl dazu meinen würde?

„Donnerstag!" rief Röse, „ist das ein Wetter!"

Sie faßten sich an den Händen und ließen sich von dem Winde treiben. „Glaubst du wirklich, daß es was gibt, wenn sie's oben merken?" fragte Röse.

Marie antwortete nicht. Der Wind hatte ihren wollenen Longschal gefaßt und sich darin verfangen.

„Weißt du," sagte sie nach einer Weile, „ich glaub' schon. Aber wenn alles gut ausgeht, und wir haben sie wirklich gesehen, und wir sagen's, dann — dann..."

Der Wind nahm ihr den Atem.

Sie wollten nicht quer über den Markt laufen, sondern lieber gedeckt, wie die Diebe an den Häusern hin; und so eilten sie Hand in Hand vorwärts. Ihre engen Kleiderröcke flatterten wild im Westwinde; die Stirnlöckchen, selbst die schweren hängenden Zöpfe wehten und peitschten um sie her. „Diese Scheusäler!" brummte Röse, als ihr Maries Zopf übers Gesicht gefahren war.

Jetzt mußten sie am „Elefanten" vorbei. Aus der Gaststube schimmerte Licht in die Dunkelheit; es trat jemand aus der hellerleuchteten Torfahrt. Röse und Marie drückten sich atemlos, erschreckt in den Schatten an die Mauer. Dann liefen sie weiter, mit halb zugekniffenen Augen, weil der Sturm Sand und Staub aufrührte.

Das Wolkengeschiebe riß auseinander, und der Vollmond schaute auf einen Augenblick ungeheuer glänzend, als wäre er von den Wolken eben erst wieder blank gewischt worden, auf die dunkle, windgepeitschte Erde hinab.

„Gucke, der Mond!" bemerkte Röse im Rennen.

Als sie am Schlosse vorbei zur Burgmühle kamen und die Ilm nächtlich an ihnen dahinrauschte, blieben sie stehen und lauschten ins Dunkel hinaus.

Ihre Herzen hämmerten, ihre Wangen glühten; der Sturm hatte sie wie ein paar Rosenbüsche zerzaust.

„Die andern werden in der Fähre stecken," flüsterte Marie, „wenn sie uns nur nicht erschrecken!"

Ja, sie fürchteten sich sehr! Das grelle, plötzlich hervorbrechende und wieder verschwindende Mondlicht, die schweren, schwarzen Wolken, der Sturm, der in den hohen Bäumen

sauste, und dazwischen die unheimliche Stille, ohne menschlichen Laut, nur von entferntem Hundegebell unterbrochen, das Kreischen der uralten, verrosteten Wetterfahne auf der Mühle, — alles bedrückte sie!

Röse versuchte einen kleinen rhythmischen Pfiff, dem ähnlich, den der Wind vorhin durch die Wünschengasse getragen hatte; aber er kam so zaghaft zustande, daß er wie ein Hauch verflog.

„Bis hierher wird sie doch nicht kommen?" fragte Marie kaum hörbar.

„Ach gar!" wehrte Röse mit geheucheltem Mute, und beide schmiegten sich fest aneinander.

„Sie sitzen gewiß in der Fähre und schaukeln sich", meinte Marie. „Wir müssen ein bißchen näher. Ob der Müller ihnen wohl die Fähre los gemacht hat?"

Sie gingen vorwärts, aber sehr, sehr langsam.

„Wie die Ilm rauscht!" sagte Marie.

Jetzt pfiffen sie beide. Budang würde erklärt haben: „Scheußlich falsch."

„Oho!" hörten sie laut rufen.

Und es kam wirklich aus der Fähre. Es dauerte nur ein paar Augenblicke, da standen ihre drei Freunde Budang, Horny und Ernst Schiller vor ihnen.

„Trödelbüchsen!" rief Budang, der Pudding.

„Gottlob, daß ihr da seid!" sagte Marie aufatmend.

Horny und Budang halfen den Mädchen auf die dunkle Fähre. Das Ilmwasser rauschte und gluckste um die groben Bretter und schien eine eisige Kälte zu verbreiten.

Budang und Ernst Schiller stießen vom Ufer, die Fähre zwischen den geteerten Tauen lenkend. Die vier Räder, woran die schweren Taue liefen, schnurrten; der Wind klappte und rasselte damit. Röse und Marie saßen aneinander gedrängt. Wie dünkte ihnen ihre alte gute Fähre heute sonderbar und bedrohlich, einem Riesenungetüm ähnelnd, dem man nicht

trauen durfte. Wie sie über das klatschende Wasser schlich, wie sie schwankte, ruckte und zuckte! Der Sturm erschwerte die Überfahrt außerordentlich.

„Wie schaurig die Ilm sein kann!" wisperte Röse wieder, — — „so schwarz!"

Budang rief: „Na, ihr fürchtet euch wohl?"

Keine Antwort.

Die jungen Burschen lachten nur kurz auf, denn sie waren gerade dabei, die Fähre am andern Ufer anzulegen, und mußten aufpassen.

Beim Aussteigen waren die Ratsmädchen noch immer schwer und bang gestimmt. Alle miteinander schritten in einer Reihe den aufwärts führenden Weg hinan. Den breit ausladenden Westwind hatten sie jetzt in der Seite. Man konnte sich ordentlich dagegen stemmen. Der Mond war einmal wieder hinter den Wolken verschwunden, die Dunkelheit pechschwarz.

Röse fragte Budang zaghaft bittend: „Einhäkeln?"

„Ja, aber so schwer mußt du dich nicht wieder machen!"

„Budang," kam es schüchtern von Röses Lippen, „in der Osternacht da stehen die Toten aus ihren Gräbern auf."

Marie, die sich an Röse hielt, fuhr zusammen.

„Nu ja," meinte Budang kaltblütig, „deshalb gerade, denke ich, gehen wir doch!"

Tiefe Stille.

Marie ergänzte Röses Wissen: „Und die Tiere sprechen miteinander und die Sonne tanzt, wenn sie aufgeht!" Es durchrieselte sie selbst bei ihren Worten.

„Ach Budang," begann Röse wieder, „es gibt so fürchterliche Dinge! Am Tage denkt man nicht daran, aber nachts, da sieht alles so wie in einer alten schrecklichen Geschichte aus. Weißt du von dem Fährmann, der die Toten über ein großes schwarzes Wasser setzte; — so wie wir vorhin, fuhren sie von allem fort, was sie kennen und was sie lieb haben. — So hat

es gewiß gerauscht, — und so kalt wird's gewesen sein, und die Taue haben so geklappt, und die Räder geschnurrt; und alles pechschwarz, Sturm, nie wieder Sonnenschein! — Und da haben sie auch so auf der Bank gesessen und sich gefürchtet — und sind auf Nimmerwiedersehen fortgefahren! — Budang, wie mir die Göchhausen leid tut! — Glaubst du denn wirklich, daß sie kommt? Und wie ist's denn nur, daß sie gerade kommt, und die andern nicht? — — Ach, Budang, wer so was wissen könnte! Ob sie wohl recht unglücklich ist?"

Marie bemerkte zu Ernst Schiller: „Und daß sie wie aus einer Flasche spricht, — so fiept, — das ist gräßlich!"

Sie gingen jetzt durch die breite Allee von Kastanien, alle Hand in Hand.

Der Wind schlug die Zweige mit den dicken, glänzenden Blätterknospen aneinander; es klappte und sauste, und über die kahlen Felder kam es unheimlich angebraust.

Röse wisperte: „Kahle Bäume sind die Gerippe, und die Blätter werden erst das Fleisch daran." Dabei hielt sie sich an Budang fest vor Grauen. Und Marie flüsterte bebend: „Pfui Röse!"

„Jetzt haben wir's," sagte Budang, „jetzt fürchten die sich!"

Aber sonderbar, sie gingen alle etwas aneinander gedrängt; ganz geheuer war es keinem von der Gesellschaft zumute.

„Ich weiß noch gar nicht, wie das werden wird, wenn sie wirklich kommen sollte! Was machen wir denn da mit Röse und Marie —?" meinte Ernst Schiller.

Röse ließ ihn nicht aussprechen: „Da sei du nur ohne Sorge, wenn es darauf ankommt, fürchte ich mich gar nicht! — Ich rede sie an!"

„Oho," rief Budang, „ihr wißt, daß ihr nicht prahlen sollt!"

„Budang," zürnte Röse, „das geht jetzt nicht mehr, so darfst du uns nicht behandeln! — Weißt du, wir sind so gut wie verlobte Mädchen!"

„Jawohl,“ antwortete Budang halb ironisch, halb ärgerlich, „laß die dummen Witze!“

Röse fuhr empört auf. „Nein, jetzt glaubt er's nicht! — Haben wir je gelogen?“

Die ganze Karawane stockte mit einem Ruck. Sie standen alle zusammengedrängt wie in einem Nest, und der Wind schnob um sie her und trieb sie noch näher zueinander.

„Beide?“ fragte eine sonderbare Stimme, von der niemand sogleich wußte, wem sie angehörte. Sie klang so fremd, so unterdrückt, als wenn der Frühlingssturm selbst mit einemmal eine leise, ängstliche Frage getan hätte.

Franz Horny sah beim grellen Mondlicht eine sonderbare Veränderung in dem Gesichte seines Freundes Ernst Schiller.

Ja, er und Ernst Schiller hatten mit den beiden Mädchen Götzendienst getrieben; für sie gab es nichts Schöneres, nichts Lieblicheres als diese Geschöpfe. Aber Horny war kühlen Herzens geblieben, sein ganzes Jugendfeuer gehörte seiner Kunst. Und nun fragte er ruhig, wenn auch seines Freundes wegen innerlich erregt: „Beide?“

„Nein“, sagte Marie, „nur Röse; aber sie darf's ja noch nicht sagen!“

„Nun, — weshalb sagst du dann: beide?“

„Ich weiß nicht“, meinte Röse beschämt. Da hatten sie sie doch auf einer Lüge ertappt, die Bengel!

Es war ihr aber so entwischt, weil noch nie eine etwas gehabt hatte, was die andre nicht auch besaß. Es mochte ihr neu sein, daß sie Einzelwesen waren. Es verdutzte sie völlig. Beide gehörten so eng zusammen. Sie waren sogar merkwürdigerweise in ein und demselben Jahre geboren, als gute Kameraden so ganz nah aufeinander gefolgt; das wissen wir ja.

Im Webicht peitschte der Wind das Gestrüpp der Büsche durcheinander. Er sauste durch die Tausende schlanker Ruten und Zweige, wie durch ein Riesensieb.

Ein Schrei von einem Käuzchen! Fern brömselte ein anderes schwatzend und klagend, frühlingshaft spitz und grell vor sich hin. Auch ein Liebespärchen, das sich lockte und schalt, koste und sich beklagte!

Wenn man genau hinhörte, fiepte und klatschte es da und dort: unbestimmbare Nachtlaute. Ganz fern ein Vogelaufkreischen!

„Guten Appetit!" sagte Horny, „da ist einer über eure Fasanen gekommen, — vielleicht ein Fuchs."

„Wie waren sie denn?" fragte Budang, der an Röses Verlobungsgeschichte nicht glauben wollte und sich doch nicht recht zu fragen getraute.

„Gut", sagte Röse. „Sie hatten auch silberne Köpfe und silberne Füße aufgesteckt bekommen. Sie sahen herrlich aus."

Die Karawane setzte sich wieder in Bewegung, jetzt ganz still.

Röses Verlobung lag über allen wie etwas Unbegreifliches.

„Röse," wagte Budang nach einer Weile sich zu erkundigen, „ist denn deine Verlobung wirklich wahr?"

„Ja, Budang."

„Mit dem Thon, der euch die Fasanen geschickt hat?"

„Ja."

„Herr Gott!" sagte Budang, „glaubt der, daß du eine vernünftige Person bist? Tust du's denn freiwillig? Verlobst du dich denn gern? Ich begreif's nicht! Wieviel jünger bist du denn als ich?"

„Anderthalb Jahr", gab Röse wie im Examen Auskunft.

„Stell' dir vor," fuhr Budang fort, „wenn ich mich in anderthalb Jahren verheiraten wollte. — Lächerlich!"

„Ja", bestätigte Röse aufrichtig.

„Und du weißt's, daß du verlobt bist, — seit heute erst, — und du bist doch mitgerannt! — — Du bist aber gedankenlos. Da muß man doch, dächt' ich, ganz erschüttert sein?"

„Ach," meinte Röse betreten, „ich bin ja auch noch nicht ganz verlobt! — Und glaubst du etwa, ich denk' nicht immer dran? — Immer! — — Nein, weißt du, mir ist's auch viel lieber, daß ich mit euch hier renne; zu Haus war mir's manchmal ganz angst und bange vor Glück."

„Weiß denn der Thon, daß du hier mitläufst?"

„Nein."

„Na, mir scheint, du denkst wirklich über gar nichts nach! Wie bist du nur!"

„Ach geh!" wehrte Röse ab.

Der Sturm hatte nachgelassen.

Sie bogen jetzt ins Dorf ein.

Die Kirchturmuhr schlug zwölf: die Geisterstunde!

„Da kommen wir ja gerade recht", meinte Horny.

Marie tat einen tiefen Seufzer. „Wenn ihr so sprecht, geh' ich wenigstens nicht mit", protestierte sie leise, aber heftig.

„So seid ihr Mädchen: ‚Wasch mich, mach mich aber nicht naß!'" rief Budang. „Ich habe es immer gesagt, Röse und Marie denken nicht; sie tun's nur!"

„Nein," sagte Röse, „da irrst du dich!"

Sie gingen jetzt auf einem schmalen Wege, der an der Ilm vorüberführt. Und die Ilm gluckste und rauschte auch hier geheimnisvoll nächtlich, und der Wind pfiff noch gespenstischer durch die riesig hohen Ulmen. „Wenn sie hier käme," flüsterte Marie zitternd, „da könnten wir doch nirgends ausweichen, — so zwischen der Mauer und der Ilm. — — — Ich stürb' auf der Stelle, wenn sie mich anfaßte!"

„Fällt ihr nicht ein," zürnte Budang; „wie soll sie darauf kommen, dich anzufassen? Schließlich war sie doch eine vornehme Dame, und die wird sich doch nicht im Grabe solche Handgreiflichkeiten angewöhnt haben!"

„Laß doch," meinte Ernst Schiller, „sie mag das nicht hören!"

Marie war jetzt im Grund ihres Herzens tief erregt; das nächtliche Ausreißen von daheim, die dumpfe Sorge, daß sie doch etwas Unrechtes täten, das schauerliche Ziel, die vermutliche Nähe des Entsetzlichen, — all das hatte sie überwältigt, und sie brach in Tränen aus.

Seele und Körper erschauerten ihr. Sie suchte eine Stütze; Röses Hals umklammernd, weinte sie bitterlich.

„Marie," schalt Budang, „sei doch vernünftig!"

Die drei Freunde standen um die Ratsmädchen her und wußten nicht, was beginnen.

„Laßt sie nur!" sagte Röse. Und beide Mädchen steckten ihre blonden Köpfe ganz dicht zusammen, und die jungen Körper schmiegten sich fest einer an den andern.

Der Mond schien hell über sie hin.

„Röse," bat Marie schluchzend, „nicht wahr du, wir verlassen uns doch nicht?"

„Nein," sagte Röse, „gewiß nicht."

„Die arme Göchhausen!" schluchzte Marie wieder, „wie muß der zumute sein! — Und wie schrecklich, daß sich die Leute so vor ihr fürchten!"

„Wir wollen sie anreden", ermutigte Röse, „und wollen sie fragen. Vielleicht können wir ihr helfen. Komm Marie!"

Die guten Herzen der beiden überwanden das Grauen.

Sie hielten sich noch eine Weile umschlungen, während Röse leicht beschwichtigend auf Maries Rücken klopfte. „Nun gehen wir weiter", sagten sie dann, und sie hingen sich wieder ein in die Arme ihrer Freunde.

„Der Mond hat sich wieder versteckt", meinte Marie bedenklich.

In der großen, tiefen Stille, die durch kein Geräusch gestört war, nur die Ilm plätscherte, und der Wind fuhr durch die Baumkronen, da hörten sie etwas! — Was war das?

Sie befanden sich noch auf dem schmalen Weg. — Von fern ein Scharren, — ein Laufen, — ein Huschen, — Schritte, — aber merkwürdige Schritte, — in Sätzen, — etwas ganz Unvermutetes, Unvernünftiges, Menschenunwürdiges!

Sie standen alle bewegungslos, lautlos.

Wenn sie das wäre, so wär's grauenhaft, so ein unwürdiges Hupfen und Huschen!

Ihre Herzen klopften zum Zerspringen. Es kam näher, — grad auf dem Wege kam es auf sie zu, — näher, — immer näher, auf dürren Blättern gehend, dann hopsend! Ja, wenn sie das wirklich wäre, dann überstiegen diese Laute alle Phantasie! Der entsetzlichste Kobold hätte nicht widersinniger rennen, hüpfen, und stehen bleiben können, als es das tat, was da ankam! — Und zu denken, daß diese arme Seele eine vornehme, geistreiche Hofdame war, wenn auch mit einem etwas boshaften Mundwerk gesegnet und mit einem Buckel! — Ein Mensch! Eine Hofdame!! — so heruntergekommen, so urweltlich sich aufführend, — so ungeheuerlich!

Die junge, starke Phantasie der fünf Nachtwandler wurde mächtig bestürmt. Sie standen wie Schatten an die Gartenmauer angedrückt, — totenstill. Wie mußte erst das Aussehen des Spukes sein, nach solchen Lauten! — Sie hatten sich alle eine unbestimmte Vorstellung von der Begegnung mit der Göchhausen gemacht, etwas Geisterhaftes — Nebelhaftes — Huschendes — Fiependes, — und daß sie wie aus einer Flasche sprechen würde; aber nicht so — um Gottes willen nicht so!

Der Mond war hinter eine zerfetzte Wolke gekrochen, deren Ränder versilbernd.

Da sahen sie sich etwas bewegen, — etwas Ungestaltes, Niederes; — es glühten zwei Augen, da war gar kein Zweifel, — und zwei unbegreifliche, wackelnde Hörner zeigten sich und hoben sich gespenstig vom dunklen Hintergrund ab! Diese wackelnden Hörner, was sollten die? Was wollten die?

Röse und Marie waren gelähmt vor Entsetzen.

Da mit einemmal ein Zappeln, ein Strampfen, ein Bocken und Stampfen, und wie aus einer Trompete, ein urweltlicher, scheußlicher Ton, und — ein Gelächter! Budang war's, der lachte.

Der Mond hatte sich jetzt durch seine Wolken gearbeitet und beleuchtete — ein kleines, graues Ungetüm, das verdutzt auf vier hohen, sparrigen Beinen stand und seinen Riesenkopf mit seinen Riesenohren vor sich hin streckte und horchte.

„Jesses, ein junger Esel!" rief Röse erlöst.

Durch die Stimmen erschreckt, machte das kleine junge Scheusal hopsend und stolpernd kehrt und jagte wieder mit vorgestrecktem Kopf in die Nacht und in den Park hinein.

„Weiß Gott," sagte Budang, „das war der kleine ‚Muffel', der ist dem Pächter entwischt!"

Sie blieben alle still und betreten, als müsse noch was kommen; zu einem wirklichen herzhaften Gelächter brachten sie es nicht. Es lag etwas in der Luft, so etwas Rauschendes, — Werdendes, — so etwas Banges, Wehes. — Auf Windesflügeln fuhr es durch die hohen Bäume und sauste schwer über die uralte Erde hin; es klopfte und pochte überall an, an die schwellenden Knospen, an die Herzen, an die Gräber, — denn es war heilige Osternacht, wo die Toten auferstehen!

Fern fiepte es wieder: Fledermäuschen, — Käuzchen, — verliebtes Nachtgetier.

Jetzt zogen sie über die großen, weiten Parkwiesen. Die Schritte waren unhörbar auf dem moosigen Rasenboden. Eine moderige Feuchtigkeit stieg auf.

Sie gingen immer noch in einer Reihe Hand in Hand.

„Ist's wahr," erkundigte sich Röse bang, „daß vor Goethes Gartenhaus alle Morgen gekehrt wurde? Daß ein wunderschönes Mädchen dort gekehrt hat? — Glaubt ihr das?"

Sie unterhielten sich alle mit halber Stimme. Die Wucht der stürmischen, feuchten Frühlingsnacht lag über ihnen.

Marie sagte leise: „Goethe hat das Mädchen selbst einmal gesehen; die Schopenhauern hat's erzählt, und die weiß auch, wer's gewesen ist. Beim ersten Morgenschimmer hat er das Mädchen getroffen, wie sie gekehrt hat, — und da hat sie aufgeschrien wie eine arme Seele und ist zusammengesunken wie ein Wisch; und eine alte Frau, die wie ein Schatten war, hat sie mit sich genommen und hat etwas gemurmelt, wie: ‚Ach, wenn ma auch immer alleinig is!' Dann sind sie nie wiedergekommen, und das Kehren war aus!"

Diese erschütternde Erzählung stieß auf einigen Unglauben. — „Ja, wißt ihr denn das nicht?" rief Marie unwillig, „Goethe hat der Schopenhauern gesagt, daß das nicht das einzige Mal gewesen ist, daß er das Mädchen gesehen hat. Wenn er in seinem Zimmer bei der Arbeit saß, hat es sich ihm manchmal so zart an die Seite gedrängt, — so wie ein Kätzchen, — oder wie ein Mädchen, das ihn lieb hatte und für ihn gestorben ist. Einmal hat er auch, als es wieder so kam, einen ganz feinen Arm gesehen, der sich über seine Brust spannte, — nur einen Arm und eine Hand. Und wenn er in der Dämmerung in seinem Garten ging, da soll etwas neben ihm aufgetaucht sein, etwas Unbestimmtes. Es haben's auch andre Leute gesehen und sind davor erschrocken. Ja, es war oft jemand unsichtbar um ihn, der ihn übermenschlich liebte! Und der Schopenhauern hat er erzählt, daß kein Gefühl je dem gleichgekommen ist und ihn so übermannt hat, wie der Schauer, wenn das Wundersame bei ihm gewesen sei. Und an dem Morgen, an dem er das schöne Mädchen kehren gesehen hat, da soll er ganz verstört gewesen sein!"

Mit dem Kehren schien es also doch seine Richtigkeit zu haben; alle unterhielten sich weiter über geheimnisvolle Dinge. Jeder hatte etwas zu erzählen.

Röse wußte von einem Kobolde, der den Leuten beim Umzug als Feder nachfliegt und im neuen Hause wieder mit einzieht; die Beutlersleute, die über Kirstens wohnten, kannten

einen Kobold in ihrer Familie, der auf Spinnenbeinen ging und eine Zipfelmütze trug. — Im alten Rattenneste Weimar spukte es zu jener Zeit noch recht kräftig. Da gab es keinen Kreuzweg und kaum eine Wegesbiegung, wo nicht irgend etwas nächtlich hockte und sein Wesen trieb, und kein altes Haus, in dem es ganz einfach geheuer war, und keine adelige Familie, die nicht gerade so wie ihr altes Familiensilber ihren alten Familienspuk besaß. Das heißt, auf den Familienspuk war bei weitem sicherer, als auf das Familiensilber zu rechnen.

Und so strichen unsre fünf im nächtlichen Grauen auf den einsamen Parkwiesen hin und her und betraten nun mit abermals klopfendem Herzen die dunkelsten, geheimnisvollsten, überwachsenen, feuchten Wege an der Ilm, um trotz allem der gespenstischen Hofdame zu begegnen, denn gerade dort, hieß es allgemein, sollte sie spuken.

Die Kameraden sprachen zwar nach der Eselbegegnung ziemlich von oben herab von diesen Dingen, waren aber wiederum um nichts weniger eifrig und weniger erregt, als unsre Ratsmädchen. Jetzt gingen sie über die Borkenbrücke und versuchten ihr Glück und ihr Grauen am jenseitigen Ufer. Da führte der Weg an einem mit Bäumen und Büschen bestandenen Abhange hin, und kaum waren sie hier eine Strecke in tiefem Schweigen geschlichen, — denn es war eine so feuchte, monddurchschienene Einsamkeit, als wäre jahrhundertelang hier niemand gegangen, — da standen sie alle mit einem Schlage wie gebannt!

Nahe, — in ihrer allernächster Nähe, hatte jemand aufgestöhnt, und sie hatten alle deutlich gehört, wie etwas, das in den Büschen steckte, so recht verbissen und verzweifelt zwischen den Zähnen „verdammt"! gezischt hatte. „Verdammt"! deutlich „verdammt"! nichts weiter, und dann wieder tiefe, tiefe Stille auf allen Seiten.

„Das is sie aber!" flüsterte Röse schaudernd.

Alle hielten den Atem an und horchten.

Das Einsame, Verlassene, Geheimnisvolle in den Büschen schien indessen auch zu horchen.

Totenstille!

Die Geistersucher warteten, ob sich's nicht wieder regen würde, — denn da war etwas, — das war sicher!

Sie fühlten die Nähe eines fremden Wesens; sie standen wie die Bildsäulen so starr, — ganz Erwartung! Dasjenige, das in den Büschen auf so sonderbare Weise „verdammt"! gesagt hatte, mußte sicherlich in Verwunderung geraten sein, was mit den vielen Schritten, die es doch kommen gehört hatte, geworden sei.

Jetzt aber, — was war das? — Ein Fiepen, ein jämmerliches, sonderbares Fiepen, als singe ein Wasserkessel, oder quietsche ein Wägelchen, oder auch als wimmere ein Hund unter ganz besonderen Umständen!

Es war ein ganz merkwürdiger Ton! Allen schien es durchaus nicht unmöglich, daß sie es wäre, denn daß sie fiepe, oder wie durch eine Flasche rede, hatten sie ja gewußt!

Das war das Entsetzliche!

Der Mond schien dämmernd hell; hell genug, um das, was im Gebüsch steckte, zu erkennen, falls es sich hervorwagte.

Dadurch merkwürdig ermutigt und wie von Jagdeifer gepackt, mahnte Röse: „So kommt doch!" Und sie war's, die sich wieder auf die Beine machte, ohne auf die andern zu achten, die ihr schleichend folgten.

So ging's den kleinen Abhang ein wenig hinan; einige Schritte, mit klopfendem Herzen und stockendem Atem. — Dann ein gewaltiges Rascheln im dichten Gebüsch, — ein furchtbarer Schrei, — ein Springen, — ein heiserer Laut, — und im Mondlichte sahen sie, wie Röse von einem großen, dunklen Mantel umfangen wurde. — Ein ungeheurer Schreck! — Etwas so Unbegreifliches! Schauervolles!

Marie schrie verzweifelt auf.

„Ruhig, — ruhig!" sagte eine erregte Stimme. „Was macht ihr denn hier? Röse, um Gottes willen, wie kommst du hierher?"

Von Röse hörte man kein Sterbenswort; aber sie schien zu flüstern und war immer noch in dem großen Mantel verschwunden. Und jetzt, — ein zarter, zarter Frühlingslaut, — so süß, so wunderlich, — ein Laut wie ein Kuß!

„Herr Gott, der Thon!" rief Marie ganz überwältigt. „Der lag hier auf der Fuchspasse!" Das nicht gerade jagdgemäße Wort hatte sich ihr im Schreck und in der Überraschung gebildet.

Da sprang auch schon Thons Hund, dem er im Ärger und in der Erregung über die geheimnisvollen nächtlichen Schritte, die ihm den Fuchs verscheuchten, die Schnauze zugehalten hatte, wedelnd an Marie in die Höhe.

„Ja, der Thon!" antwortete der Geheimnisvolle bewegt, erschüttert, doch auch unwillig aus dem großen, dunklen Mantel heraus. — „Was fällt euch denn ein?"

„Ich hab's ihm schon erzählt," sagte Röse betreten, „daß wir ausgerissen sind."

„Ja aber," meinte Budang in seiner offenen Weise, „sie sind ja mit uns; — und wenn wir dabei sind, dürfen sie alles! — Frau Rat hat es ihnen ein für allemal erlaubt."

Der junge Adjutant mußte über die Ehrenwache, die die beiden Mädchen hatten, lächeln.

In den wenigen Worten Budangs lag jedoch so eine überzeugende Vortrefflichkeit, — so eine unantastbare Treuherzigkeit, — daß jedes weitere Wort, jeder Unwille und jedes Mißtrauen abgeschnitten waren. Der Adjutant schüttelte Budang die Hand und begrüßte die beiden andern, währenddem er seine junge Braut nicht aus dem Arme ließ.

„Also die Göchhausen wolltest du sehen? — Für so etwas hattest du also doch noch Raum?"

„Und Sie,“ flüsterte Röse bedrängt und zaghaft — „lagen da doch des Fuchses wegen?“

„Ja, mein Herz, — weil ich's daheim nicht aushalten konnte. — Was denkst du denn? Da ist die Welt zu enge!“

„Ja,“ sagte Röse leise, „deshalb war ich eben auch hier.“

Und nun gingen sie alle miteinander und brachten die leichtsinnigen Dinger, die Ratsmädchen, heim in die Wünschengasse.

Unterwegs erzählte Röse ihrem Bräutigam von ihren Kameraden, — wie gut sie immer wären, wie lustig, wie treu, und was sie alles von ihnen gelernt hätte, besonders von Budang.

Sie schüttete ihrem Bräutigam ihr ganzes Herz aus, das voller Liebe und Freundschaft war, voller Anhänglichkeit, — und erzählte alle möglichen dummen und lustigen Streiche.

Er mußte in aller Eile alles wissen. Und sie bat ihn, auch ihre Kameraden lieb zu haben. „Sie sind so gut, so klug! Solche gibt's nicht wieder!“ rief sie.

Und er hörte ihr glücklich lächelnd zu.

Das war Frühlingsreinheit, — Frühlingszartheit, — Frühlingswonne!

Der Wind hatte sich gelegt, und der Mond schien hell.

Viele, viele Jahre sind vergangen. — Die Jugend vieler Millionen Menschen ist verweht. — Es ist alles anders geworden.

Röse ist nun eine alte Frau. — Was das Leben ihr gab, hat es ihr längst wieder genommen. Sie hat alle Freuden genossen und alle Freuden mit Leiden gezahlt — nach Menschenart. Sie ist unendlich geduldig geworden. Sie kennt alles und weiß alles. Sie hat alles sich wiederholen sehen, immer von neuem. — Sie ist gut, still und heiter und lebt in sich selbst. Hier, nur in sich selbst, findet sie die schöne, alte Welt, die ihr so lieb ist, so heimisch, — sonst nirgends!

Fremde Gesichter sind um sie, und man spricht von fremden Dingen, die sie nichts angehen.

Ein Sehnen wie nach einer verlorenen Heimat ergreift sie oft, — aber da ist nichts zu machen. Alles ist unerbittlich, was geschieht.

Geduldig werden, — geduldig werden, — geduldig werden! darauf läuft's hinaus.

Jetzt ist sie schwer krank. Von lieben Menschen wird sie gepflegt. Ihre Enkelin ist bei ihr am Bette.

Draußen Frühlingsdämmerung und wieder einmal weicher Sturm, der breit durch die Straßen fährt.

Die alte Frau träumt und spinnt an ihren Gedanken.

Da, — was ist das?

Der Sturm trägt wie auf Flügeln einen rhythmisch munteren Pfiff zu ihrem Fenster herauf; ganz wie damals in der Wünschengasse, als sie beim Fasanenessen saßen.

„Das ist er, wie vor sechzig Jahren!" sagt sie leise bewegt zu ihrer Enkelin, — „das ist Budang!" Und wie ein milder Glanz geht es über das Gesicht der Greisin. — „Das ist er!" nickt sie träumerisch.

„Siehst du, so pfiff er immer, der Budang, wenn er uns abholen wollte; so pfiff er, wenn er wissen wollte, ob der Vater nicht mehr daheim sei, und ob er mit den beiden andern heraufkommen dürfe!"

Da tut sich die Tür auf. Der kleine Geheimrat tritt ein, in tadellosem Anzuge, blütenweiß und rabenschwarz; so tadellos, daß es sofort als etwas Besonderes auffällt. Seine lebendigen Augen blicken voll Sorge und lebendiger Liebe. Seine silberweißen Locken liegen ihm wie eine helle Wolke über der Stirn. Die Krankenstube wird heller durch ihn. Er hat eine Art geistvoller Grazie in Blick und Bewegung und frägt lebhaft und heiter: „Wie geht's der Röse?"

Röse streckt ihm die feine Hand entgegen.

„Goullon," sagt sie bewegt mit hellen Tränen im Auge, „du kannst ja noch deinen Pfiff!"

„Gelt," antwortete der Geheimrat, „das freut dich?"

Dann saßen die beiden Alten zusammen und plauderten und machten miteinander einen weiten, — weiten Ausflug in die gute alte Zeit.

Und das war die beste Medizin.

Es war das vierte Mal heute, daß er herauf zu seiner alten Freundin in Sorgen und Bangen kam; — aber zuletzt, da hatte er's gefunden, was ihr wohl tat.

„Gott segne dich," sagte Röse, „du lieber Mensch, — du treuer Mensch!"

Ja, treu waren sie ihr Lebtag einander gewesen, — treu in großer, starker Freundschaft.

Das dritte Ratsmädel

Die Ratsmädel hatten noch eine Schwester; eine Schwester, die sie wunderbarerweise gar nicht kannten. Sie hatten schon als Kinder oft in der Dämmerung sich von ihr unterhalten, wenn der Schnee fiel und sie daheim still in der Familienstube stecken mußten. — So eine unbekannte Schwester zu haben, draußen in der weiten, unbekannten Welt, war doch etwas höchst Merkwürdiges!

Sie hatten von jeher gern von dieser Schwester gesprochen; es war ihnen dabei zumute gewesen, als erzählten sie sich Märchen.

Ja, und draußen mußte der Wind gehen und Schnee fallen! Sie mußten in der Dämmerung sitzen, und niemand durfte sie beachten; dann kam die Schwester dran, und sie unterhielten sich darüber, wie diese wohl aussehen könne.

Sie war um fünf Jahre älter als Röse und war die Tochter aus des Vaters erster Ehe, und nach ihrer Mutter Tode von ihrer Großmutter mit nach München genommen worden. Als darauf Herr Rat zum zweitenmal heiratete, hatte die Großmutter ihre Enkelin ganz bei sich behalten.

Dann vergingen viele Jahre, und als die Schwester Barbara schreiben gelernt hatte, schrieb sie pflichtschuldigst aus dem fernen München alle Weihnachten an den Herrn Vater und die Frau Mutter nach Weimar.

Diesen Brief lasen die Ratsmädchen jedesmal mit wunderlichem Schauer.

Einmal schrieb auch die Großmutter.

„Hochverehrend liebenswertester Herr Sohn!

Ihr liebs Schreiben hat mich sehr glücklich gemacht, woraus ich sah, daß es Ihm und der Frau und den guten Kindern wohl

und gut geht. Auch bei uns fehlt nix. Man wird ein altes Möbel, das heißt, um von mir zu reden. — Waberl wird groß. Sie tritt die Kindsschuh aus. — Kurios, was für ein ruhiges Mädel sie immer war. Grad als wenn meine geliebte Tochter in Gott sie für ihre alte Mutter in Voraussicht so geboren hätte.

Herr Sohn, ich hab' gar keine Not mit ihr g'habt, das müßt' ich lügen.

Hinter der großen Frauenkirche, da haben wir seit Jahresfrist jetzt unser Quartier.

So eine große Kirche habt ihr sicher nit in eurer Stadt.

Wabi sagt: ‚Wie eine große, dunkle Wolke steht sie auf dem kleinen Platz und verfinstert die Häuser.'

Sie wirft ihren Schatten auch über unser Haus. Aber es ißt doch gut wohnen. — Fünf Fenster in Front, drei Fenster die große Stub und zwei Fenster die Schlafstub, dazu Alkoven, ein kleines, schwarzes Küchl, Holzleg und Speicher. Kurz, alles, was der Mensch braucht — und das Glockengeläute obendrein.

Das weckt uns schon um fünf Uhr des Morgens. Das ißt ein Geläut, Herr Sohn, wie zum Jüngsten Gericht.

Mein Hausgeist ißt ein frommes Kind.

Herr Sohn mögen mir nit zürnen.

Die Großmutter meint, es wär' ein bisserl zu fromm geraten. Es thut's der Großmutter nit gleich an Lebenslust. Die Großmutter hält das Leben vor eine recht hübsche Sach und wäre dabei allerhand noch mitzunehmen, was sich bietet, wie ißt Kommödi und Aufzüg, wenn zu sehen sind, und ein Gang zu guten Freunden, und ein gut Obst und ein gut Bier. Gottes Gaben sind verschiedenerlei.

Waberl hingegen scheint zu meinen: ‚Nur das Himmelreich ißt gut.'

Herr Sohn mögen mir nit zürnen, ich hab' sie allweil

aufgemuntert, aber genutzt hat's nix, sie ißt wie sie ißt. Und eine alte Frau weiß, daß an einem Menschen nit viel zu schiegen und zu richten ißt. Sie laufen einher, wie der Herr Gott sie in seiner Laune gemacht hat.

Aber der Herr Sohn verspricht mir, sowie ich alte Frau daß Zeitliche gesegnet habe, das Kind zu sich zu nehmen, damit es ihm nit in das Kloster eschappiert. Sie trägt das Bildnis der heiligen Jungfrau an einem Schnürl um den Hals, was bedeutet, daß sie besonders dem Schutz der heiligen Jungfrau anvertraut ist.

Das ißt so eine Sach bei den Schwestern, von denen sie unterrichtet wurde. Sie ißt halt brav und fleißig gewesen, aber ich mein' schon, das Bildl un die Schwestern haben sie den weltlichen Dingen entrückt.

Um noch etwas Besunders zu erwähnen: Sie hat eine Gabe an sich, die mir wohl und auch nit wohl gefällt. Sie hat eine gesegnete Hand. Und das ißt so gekommen: Ein Kindel in unserm Haus hatte die Fraisen und war gottserbärmlich geplagt. Zufällig hat die Waben das Kindel in die Arme bekommen und hat's umhertragen un gestreichelt un die Fraisen sind weggewesen wie weggeblasen und wenn's wieder kommen sind, da haben die Leut in ihrer Angst nach der Waben geschickt — dann hat's sich rumgeredet und es sind welche kommen mit einem Mäderl, das den Rotlauf hatte, und Waberl hat's gestrichen und geliebkost, und auch das Mäderl ißt gesund worden.

Und wenn wir jetzt beieinand sitzen und spinnen oder Wäsche flicken, da klopft's hin und wieder an die Thür und es kommt eins herein mit Zahnschmerz oder hat die Gichter und will sich von der Waben kurieren lassen.

Nun in Gottes Namen! Es kann ja wohl nit von Übel sein?

Aber das Mädchen, mei Waben thut mir halt leid, — wenn's so still und brav dahinlebt.

Ich hab's ,mein Hausgeist' benamst: Herr Sohn, ich hab' Ihm von Ihrem Kind geschrieben, damit Sie wissen, wie's in die Höh gewachsen ißt, — und damit Sie, wenn ich das Zeitliche gesegnet hab', sich beeilen, das Madel zu sich zu rufen.

Indessen wünschen wir unter dem trostreichen Gesang des freudenreichen Alleluia! Leben Sie wohl und seyn Sie von uns alle beide herzlich gegrüßt, der Herr Sohn, die liebe Frau und die Kinder. Zugleich daß ich Zeitlebens verbleib'

dero

Großmutter."

Dieser Brief war es hauptsächlich, der auf die Ratsmädchen wie ein Märchen wirkte.

Sie waren stolz darauf, in einem düstern Haus, das von einer Riesenkirche beschattet wurde, eine Schwester zu haben, die eine Mutter Gottes am Halse trug, eine katholische Schwester! Sie sprachen von dem fürchterlich lauten Geläut, von dem die Schwester geweckt wurde, und daß sie mit ihren Händen die Kinder heilte und den Leuten die Zahnschmerzen vertrieb.

Daß gerade ihnen so etwas Merkwürdiges begegnen mußte!

Einmal stand bei Rats eine katholische Magd im Dienst, der waren sie auf Schritt und Tritt nachgeschlichen, denn sie erwarteten immer etwas Merkwürdiges von ihr. Den Rosenkranz der Magd hatten sie befühlt, in ihr Gebetbuch geschaut, — und sie hatte ihnen einmal das „Heilig" vorgesungen, — etwas ganz Außerordentliches.

Das „Heilig" machte den Ratsmädeln tiefen Eindruck. — Häulig! — Häulig! — Häulig! kam es wie aus einem tiefen Keller herauf.

Heilig! Heilig! Heilig! Hell wie aus höchster Höhe.

Dann wieder: Häulig! Häulig! Häulig! aus dem tiefsten

Keller — und so fort. So sang es die Magd ihnen vor, und sie selbst hatten es bei Spaziergängen oft zu singen versucht.

Auch von der Beichte war ihnen von der Magd erzählt worden.

Das war alles so unaussprechlich geheimnisvoll. Die Weimaraner zu jener Zeit hatten von „dem Katholischen" keine rechte Idee.

In Weimar gab es auch keine katholische Kirche, und die Magd mußte jährlich einmal nach Jena wandern zur großen Osterbeichte. Da kam sie ihnen vor, wie eine Person aus der biblischen Geschichte, so erhaben; und sie wären augenblicklich mit ihr gegangen, um auch zu beichten.

Sie beneideten sie.

Ihr eigener Gottesdienst kam ihnen, zu ihrer Schande sei's gesagt, dann ziemlich langweilig vor. Etwas Längeres als eine Predigt schien ihnen auf der Welt nicht zu existieren.

Das war das Längste. „Eine Predigt so lang wie eine Bettdecke", sagten sie.

Aber Budang, Ernst von Schiller und Horny brachten ihnen zum Trost, wenn sie zur Kirche mußten, immer winzige Blumenbukettchen zum Mitnehmen, oder Budang schnitt ihnen ihre Namen besonders kunstvoll aus, oder auch gaben sie ihnen Malzbonbons mit.

Die Kameraden selbst gingen nur dreimal des Jahres: zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten; dann war es ein großes Fest neben dem Fest, denn da gingen sie alle miteinander.

Wenige Jahre, nachdem Rat Kirsten den langen Brief der Großmutter erhalten hatte, kam wieder einer. Und Röse und Marie lasen auch diesen. Das war auch ein sehr merkwürdiger Brief. Die Großmutter schrieb:

„Hochverehrend libswertester Herr Sohn!

Mein arm Waben hat einen netten Handel mit mir.

Sie ißt halt dazu auserseheen, ein Gott wohlgefälliges Engerl zu sein, das arme Madel.

Herr Sohn, — 's ißt nun so weit mit mir, wie's sich's gehört, wenn der Herr Gott ein End machen will.

Vorhanden ißt, von allem was gewesen, nur ein zerlumpeter Leichnam noch, voller Gebresten und Jammer, der mir und dem Mädel ein bös Stückl ums andre ausführt. — Um meinet und Ihres Willen mög's nun genug sein. Sie pflegt mich wie eine heilige Nonn — Gott sei's geklagt.

Da gibt's nix. — Ungeduld kennt's scheint's nit — und wenn ich mich ungebärdig stehl vor Schmerz.

Herr Sohn, 's ißt eine schlimme Krankheit, die mir Gott geschigt hat, ein Gebresten vor ein Tier zu gräßlich, geschweige vor ein menschlich Wesen.

Mein Waben ist nun durch Gottes Gnaden einundzwanzig Jahr — und so mög' es dem Herrn gefallen, mich baldn zu erlösen, das wünsch' ich söhnlich, denn ich jammere und stehn ihr die Ohren voll Tag und Nacht.

Sowie ich die Augen geschlossen hab', was durch Gottes Barmherzigkeit recht bald geschehen möge, schick' ich Euch das Mädchen, Ihr Kind, Herr Sohn. Wollen es als solches halten im Angedenken an die Mutter, meine seelige Tochter. Das walte Gott.

Es grüßt Sie, mit vollkommster Ehrerbietung, Herr Sohn und die lieb Frau und Kinder

In Todesnot und Jammer

Die Großmutter."

Also die geheimnisvolle Schwester sollte nun kommen! Und sie würden nun zu „drei" sein!

Diese einfachen Schlüsse erschienen den Ratsmädchen über alles Maß außerordentlich.

Röse schrieb einen langen Brief darüber an ihren Bräutigam Ottokar Thon, der seit geraumer Zeit in Eisenach mit dem Großherzog war und auch noch bleiben mußte, zu Herrn Rat Kirstens ganz besonderer Freude.

Liebesgeschichten im eigenen Hause waren ihm unbequem. Sein Hauswesen sollte wie am Schnürchen gehen.

Der neuen Tochter sah das ganze Haus Kirsten mit Bangen entgegen.

Die Brüder wollten am wenigsten von ihr wissen. „Ich mein'", sagte der älteste, „wir hätten Weibsleute genug. Röse und Marie zählen doppelt."

Die Mutter verwies ihnen streng solche Reden. Aber auch sie sah dem fremden Mädchen bänglich entgegen. Würde es ihr bei ihnen gefallen? Würde sie mit ihren Kindern Freundschaft schließen? Sie wollte ihr eine gute Mutter sein, aber würde das ernste Mädchen zu ihr Vertrauen haben? Auch die katholische Religion machte sie besorgt. Es war alles gar zu fremd.

Herr Rat Kirsten war der einzige, der es für gut fand, keinerlei Äußerung zu tun. Das war seine Art so. „Also du machst ja wohl alles und richtest es ein." Das war das einzige, was er über diese Angelegenheit zu seiner Frau sagte.

Frau Rat Kirsten und die Ratsmädchen aber reinigten das ganze Haus, vom Keller bis zum Boden, und richteten miteinander das Bett der neuen Schwester in der großen Dachstube, in der die Ratsmädchen schliefen.

„Seid recht gut und freundlich mit ihr", ermahnte die Mutter. „Sie muß bei euch schlafen, denn ihr müßt wissen, daß sie Schweres durchgemacht hat, und die traurigen Gedanken kommen über Nacht."

Die Ratsmädchen versprachen alles, was die Mutter von ihnen verlangte, und waren des besten Willens voll.

So kam der Tag heran, an dem sie die Schwester erwarten konnten. Ist sie groß oder klein, braun oder blond? Das waren die Fragen, die sie nicht beantworten konnten, denn die Großmutter hatte nie von Barbaras Aussehen ein Wörtchen geschrieben.

Aber beide waren der Meinung, daß sie groß sein müsse.

Der Vater war allein auf die Post gegangen, um seine älteste Tochter zu erwarten.

Er wollte es so.

Sie hatten im Familienzimmer einen feierlichen Kaffeetisch gedeckt, und ein Riesennapfkuchen stand mitten unter den Tassen, wie ein Berg.

Die Brüder waren da, die Mutter und die Mädchen.

Röse und Marie wollten zum Fenster hinausschauen, aber die Mutter verbot es ihnen.

„Das mag er nicht, das wißt ihr ja!"

Es war Oktober, ein sonniger Oktober mit bunten Bäumen, die sich ihrer Farben, ungestört von Regen und Nebel, freuen konnten.

In Weimar gehört so ein trockener, sonniger Oktober zur Seltenheit; gewöhnlich faulen die Blätter an den Bäumen, ehe sie abfallen. Dies Jahr aber war auch ein vortrefflicher Zwetschgenherbst. Die Zweige bogen sich unter der blauen Last, und bei Rat Kirstens auf der Hausflur standen heuer acht große Tragkörbe voll der reifsten Zwetschgen aufmarschiert zum großen Zwetschgenmuskochen, à Mann ein Korb; auch die neue Schwester war schon im Besitz ihres Korbes, und die Magd und Herr und Frau Rat, und jedes der vier Ratskinder.

Übermorgen sollte großes Zwetschgenspellen sein, und tags darauf das Rühren und Kochen im Waschkessel, von früh

morgens bis spät in die Nacht. — Ein Hauptfest, an dem geschwelgt und geschleckt wurde.

In ihrem Erwartungseifer aber hatten sie die Schritte auf der Treppe überhört.

Da öffnete sich die Tür, und der Vater trat ein. „Ich bring' sie euch", sagte er mit einem merkwürdigen Ausdruck im Gesicht.

Da stand die Schwester auf der Schwelle: klein, zierlich, aber reizend, — flachsblond. Sie steckte in einem schwarzen, engen Kleid und trug einen großen, schwarzen Holländerhut.

Röse und Marie waren ganz aus dem Gleichgewicht gekommen. — „So ein Geschöpfchen! So ein Püppchen!" dachten sie.

Jetzt lag das zarte Mädchen schon in Frau Rats Armen, und jetzt gab sie den Schwestern die Hand und bot ihnen den feinen Mund zum Kuß.

Röse hielt das fremde und doch so nahverwandte Händchen nachdenklich zaghaft in der ihren. „Was für Knöchelchen!" dachte sie. „Wie ein Rebhuhn."

Sie banden ihr den Hut ab; drunter war feines Härchen, zierlich aufgesteckt.

„Mein Himmel, seid ihr Riesen dagegen!" rief die Mutter; und die beiden waren doch gar nicht übermäßig groß. Sie schaute lächelnd auf ihre Mädchen, die ziemlich verblüfft, aber voller Teilnahme jetzt neben der neuen Schwester standen. Sie sahen wie die Kraft selber aus, die Schelme, die sich auch jetzt, wie immer, zueinander neigten, weil sie gewohnt waren, sich alle Augenblicke etwas Wichtiges mitzuteilen. Diese zwei Schelme mit den rosigen Gesichtern, den sternklaren, dunkel bewimperten Augen, mit den um Stirn und Nacken ganz fein geringelten Härchen, die das Haar selbst weich in die Haut vermittelten; mit den runden Wänglein, den kecken, aber feinen Nasen und den anmutigen Gestalten;

mit den festgefügten, aber feingebauten Beinen, die unter den kindlichen Röcken so deutlich daherschritten.

Jetzt standen beide Mädchen ganz gerührt da.

Sie machten sich mit der älteren Schwester wieder zu tun, rückten ihr den Stuhl, und Marie führte sie an den Tisch. Die Schwester bat, ob sie sich erst die Hände waschen dürfe. Marie ging sogleich zur Mutter und fragte dringlich nach einem Stück Mandelseife.

Und die Mutter gab es ihr aus der Kommode.

„Der können wir doch nicht von unsrer Schmierseife geben!" sagte Marie leise.

Und mit einem Stück Mandelseife und der neuen Schwester wanderten sie beide hinauf in die Dachstube.

Dann ging's an das feierliche Kaffeetrinken.

Die Schwester aß wie ein Vögelchen, und Röse und Marie nötigten sie gewaltig. Sie saß zwischen beiden. Der Vater hielt auch mit.

„Siehst du," sagte er zu seiner ältesten Tochter, „mit diesen beiden großen Bernhardinerhunden", damit deutete er auf Marie und Röse, „mußt du nun auskommen."

Da lächelte das fremde Mädchen zum erstenmal.

Und der Vater hatte recht!

Wie sie so dasaßen, vorgebeugt mit ihren blonden Mähnen und den guten Gesichtern, die Schwester nicht aus den Augen lassend, ließ sich gar nichts Treffenderes von ihnen sagen.

„Sag mal," fragte der Vater, um nur etwas zu sagen, „von eurer Wohnung aus konnte man die Alpen doch wohl nicht sehen?"

„Nein, aber aus unsern Speicherfenstern sehr gut."

„Die Alpen?" erkundigten sich Röse und Marie zu gleicher Zeit. „Wie sehen die denn aus?"

Waberl zögerte: „So halt, wie eine ganze Kette von zackigen Bergen; auch manchmal wie Wolken und manchmal

schneeweiß, wie aus lauter Eis, und manchmal himmelblau. Aber nur bei schönem Wetter kann man sie sehen."

„So? Warst du auch einmal wirklich dort?"

„Nein, das ist zu weit."

Röse und Marie wollten noch viel wissen. Ihre Schwester hatte so eine sanfte Stimme und sagte „net" statt nicht, — das gefiel ihnen; aber sie sprach nur, wenn man sie fragte.

„Du kannst die Leute von Zahnschmerzen und so was heilen, das wissen wir", sagte Röse.

Da antwortete sie gar nicht und wurde rot bis unter die flachsblonden Härchen.

„Bst!" machte die Mutter leise.

Den Abend, als die Schwester schon im Bette lag, um sich von der langen, beschwerlichen Reise auszuschlafen, kamen Budang, Ernst von Schiller und Horny voller Neugier und Teilnahme, und die Ratsmädchen lieferten ihnen eine Beschreibung der neuen Schwester.

„Zum Anfassen ist sie mal sicher nicht", sagte Röse. „Ich sag' euch, so zart! Knöchelchen wie ein Wickelkind! Gehen hört sie kein Mensch; weißt du, ihre Großmutter hat sie ihren ‚Hausgeist' genannt, und — komisch! — einmal hat sie ‚Bärbel' geschrieben, dann ‚Waberl', dann wieder ‚Wabi', dann schließlich nur ‚Waben', ganz wie's ihr einfiel. Ihre alte Großmutter machte nämlich Schreibfehler, viele!"

„Na, na!" meinte Budang vielsagend; da schwieg Röse beschämt. Die Orthographie war auch ihre und Maries stärkste Seite nicht.

Als die beiden Mädchen abends hinauf in ihre Stube schlichen, schauten sie neugierig nach dem Bett, in dem ihre Schwester in tiefem Schlafe lag.

„Wie ein Madönnchen", flüsterte Marie.

„Aber so ein trauriges, kleines Maul hat sie", meinte Röse.

Am frühen Morgen, als die beiden Schelme noch den Schlaf der Gerechten schliefen, wusch und kämmte sich die sanfte, fremde Schwester lautlos.

Sie hatte so vorsichtige, rücksichtsvolle Bewegungen wie eine Krankenwärterin, steckte sich das blonde Haar zierlich auf, betete ihr Morgengebet, schlüpfte unhörbar aus der Tür und begab sich geradenwegs in die Küche.

Und als Frau Rat nach dem Frühstück ausschauen wollte, fand sie die Magd und ihre neue Tochter schon in voller Arbeit.

„Mein liebes Kind, du solltest doch noch schlafen nach deiner Reise!"

„Ich brauche wenig Schlaf", antwortete das Mädchen freundlich.

Sie war den ganzen Tag auf den Füßen und fand, ohne zu fragen, immer etwas zu tun.

Bei dem Zwetschgenspellen und Zwetschgenkochen nahm das stille Mädchen die erste Stelle ein. Röse und Marie aber sahen die ganze Muskocherei für einen ausbündigen Spaß an und benahmen sich danach; sie aßen während der Arbeit, so viel sie unterbringen konnten, warfen sich mit Kernen, wühlten die Früchte durcheinander und vergnügten sich auf ihre Art.

Die Schwester hingegen wußte nichts von Spiel und Zeitvertreib bei der Arbeit.

Die Großmutter hatte ganz recht, daß sie das Mädchen ihren Hausgeist „benamset" hatte. Es war auch, als wäre bei Rats wirklich so ein Seelchen eingezogen.

Eine ganz große Arbeitskraft hatten sie gewonnen, unheimlich groß, wenn man bedachte, daß die von dem zierlichen blonden Mädchen ausging.

Jeder begann sich wie verwöhnt zu fühlen. Es wurde viel weniger im ganzen Hause gerufen und verlangt.

Röse und Marie waren beschämt, alles schon meist sauber aufgeräumt zu finden, wenn sie nach dem Frühstück in ihre

Stube kamen, um ihre Betten zu machen. Und nicht nur das! Sie hatten an der zarten Schwester die allersorgsamste Kammerjungfer bekommen. Sie half ihnen, wo und wie sie nur konnte, und immer mit einer so lieblichen Dienstbeflissenheit, gewiß nicht, als wäre sie die ältere Schwester.

Ja, das ganze Hauswesen bekam einen glatteren, geräuschloseren Gang.

Das „dritte Ratsmädel" war und blieb still, antwortete freundlich, wenn es gefragt wurde, war immer gleichmäßig liebenswürdig, hatte aber ein ganz undurchdringliches Wesen.

„Schade!" sagten Röse und Marie. Sie waren nach einigen Wochen kaum bekannter mit ihr, als am ersten Tag, und wurden doch von ihr verwöhnt, daß es nur so eine Art hatte.

Sie kämmte den beiden großen Schlingeln das dicke, lange Haar, was bisher immer Frau Rat besorgt hatte, flickte ihnen die Kleider, half ihnen nähen und schneidern und saß bis an die Ohren und mit einem rührenden Eifer in Röses Ausstattungsarbeiten.

Eines Tages gingen alle drei Schwestern miteinander durch den Park.

Da fragte Röse: „Sag' einmal, du erzählst gar nichts von dir. — Wir haben dich doch lieb, — erzähl doch!"

Das zierliche Mädchen sah sie ganz verwundert an. „Wie denn? — Was denn?" fragte sie.

„Na," sagte Marie, „zum Beispiel, du bist doch viel älter als wir; warst du denn nie verliebt?"

„Nein."

„Na, und war denn nie wer in dich verliebt?"

„Nein."

„Bist du denn nie in Gesellschaft gegangen, und hast du denn nie getanzt?"

„Nein, die Großmutter war zu alt. Sie wär' schon mitgegangen; aber ich wollt' net. Ich hatte Angst, daß die Großmutter sich verderben könnt'."

„Aber sonst hättst du's gemocht?"

„O ja, warum net?"

„Gefällt es dir bei uns?" erkundigte sich Röse.

„Ja."

Da war die Unterhaltung wieder aus.

„Wie lebtest du denn daheim in München?" fragten sie nach einer Weile.

„Wir arbeiteten, und Sonntags gingen wir spazieren, und jeden Tag durfte ich in die Messe gehen."

Jetzt erzählte sie ihnen unaufgefordert von der großen Frauenkirche, den riesig hohen Gewölben, den vielen Säulen, dem wundervollen Gesang, der mächtigen Orgel, den vielen Menschen, dem Weihrauchduft und den vielen, vielen Grabkugeln am Karsamstag.

„Ja, das war wunderschön!" sagte sie.

„Sehnst du dich danach?"

„Manchmal."

„Daß du das nun hier aber nicht hast, bist du denn nicht traurig darüber?"

„Man soll niemand beschwerlich fallen," antwortete sie kurz.

„Ach nein!" rief Röse. „Wenn man traurig ist, sollen die Menschen einen trösten. Uns wenigstens kannst du alles sagen. Wir sagen auch alles."

„Bist du nicht einmal in München in der Komödie gewesen?" forschte Marie.

„Ja, einmal."

„Na, und?" fragten beide. „Wie war's denn da?"

„Passabel."

„Und was sahst du denn?"

„Einmal ‚Die Brüder', das andre Mal weiß ich's gar nimmer."

„So? ‚Die Brüder'? Das kennen wir hier ja gar nicht!" meinten sie verwundert.

„Na, wart', nächstens gehen wir alle miteinander einmal in die Komödie, wir und Budang und die andern, da wirst du sehen, daß es hier nicht nur ‚passabel' ist."

Und nun erzählten sie ihrer Schwester von ihren Streichen: wie sie mit Budang, Ernst von Schiller und Horny aller Nasenlang durchs Hinterpförtchen ins Theater geschlüpft seien, — und wie herrlich das war. Sie berichteten ihr Abenteuer mit dem Großherzog Karl August, wie der sie beobachtet habe, und daß sie nun seit Jahren mit seiner Erlaubnis „unbezahlt" ins Theater dürfen, fanden aber bei ihrer Schwester kein besonderes Verständnis.

Sie fühlten beide, daß die arme Schwester es kümmerlich gehabt habe, trotzdem ihre verstorbene Großmutter eine sehr gute Frau gewesen sein mußte. Die Schwester tat ihnen leid.

Und als sie das nächste Mal mit Budang zusammenkamen, sagten sie ihm: „Weißt du, die ‚Waben'", so nannten sie die Schwester, weil ihnen das gefiel, „ist eigentlich wie eine altes Weibchen aufgewachsen. Sie versteht uns gar nicht, das arme Ding. — Und so verschlossen wie sie ist! Weißt du, nichts als Pflicht und Bravheit." Budang war auch sehr mitleidig gestimmt; sie beschlossen alle, ganz besonders „nett" mit ihr zu sein.

Merkwürdigerweise hatte Budang keinerlei bissige Bemerkungen gemacht, als sie Wabens Pflichttreue und Bravheit als etwas ganz extra Mitleiderregendes hingestellt hatten.

„Sie ist sehr niedlich," sagte er, „und sieht nicht älter aus als wir."

„Ja, aber ich glaube, aus jeder von uns gingen zwei Waben zu machen."

„Aber nicht aus der Bravheit", sagte Budang. Er konnte sich's doch nicht verbeißen.

Und sie ließen sich's von ihm ruhig gefallen, denn sie glaubten an ihn.

In die Komödie gingen sie denn auch bald und beeiferten sich alle, es der fremden Schwester recht ans Herz zu legen, was sie schön fanden. Sie hatten sie in die „Zauberflöte" geführt.

Aber sie bemerkten zu ihrem Erstaunen, daß Waben während der Vorstellung die Augen fest geschlossen hielt.

„Die schläft!" sagte Marie zu Budang. Und Röse stieß ihre Schwester leicht an.

„Du schläfst ja!"

„Nein," sagte Waben, „ich höre auf die Musik."

Jetzt aber schloß sie die Augen nicht mehr, sondern sah nur nieder.

Nach einer Weile fragte Röse wieder: „Weshalb siehst du denn nicht auf die Bühne? Das ist jetzt unser Allerbester, der da singt."

„Mir gefällt's net; die Musik spielt ganz was andres, als die Schauspieler vorstellen. Die Musik ist aber wunderschön!"

Was die Schwester gesagt hatte, flüsterte Röse Budang zu, der hinter ihnen saß.

Und Budang nickte dazu.

Er sprach dann in der Pause mit Waben über die Musik. Sie sagte ihm: „Ich wollte, die Großmutter hätte die Musik bei ihrem Tode hören können, — das wär' eine Himmelfahrt geworden! Die arme Großmutter!"

Der Waben standen die dicken Tränen in den Augen.

„Sie hat sehr ausstehen müssen", meinte Budang. „Röse und Marie haben's erzählt."

„Ach, ausgestanden!" erwiderte das Mädchen erregt. — „Da gibt's kein Wort dafür! Wer das mit angesehen hat, den freut nichts mehr."

Es war das erste Mal, daß sie ihren Tränen freien Lauf ließ, seit sie von daheim fort war.

Das hatte die Musik getan.

„Wollen Sie lieber nach Hause gehen?" fragte Budang.

„Ach nein", sagte das zarte Mädchen. „Sie hat's ausgehalten, und ich soll net mal dran denken können? Hier wird's einem, als wär's erst gestern geschehen, — und das ist gut. — Die armen Seelen brauchen unser Mitleid. Sie werden überall zu schnell vergessen."

Mit den armen Seelen meinte sie natürlich die der Abgeschiedenen.

Röse, die zugehört hatte, überlief ein Schauer. „Die armen Seelen", das kam ihr so geheimnisvoll vor, so wie aus einem uralten Märchen. Überhaupt, obwohl die Waben ein tüchtiges und zuverlässiges Hausmütterchen war, würden sich die Ratsmädel nicht gewundert haben, wenn es sich herausgestellt hätte, daß sie wirklich ein Hausgeist sei, ein armes Seelchen oder sonst so etwas. Sie erschien ihnen immer fremder.

Aber die beiden Schelme fühlten sich nicht durch sie bedrückt und kritisiert. Es war ihnen in ihrer Nähe wohl.

Sie klöppelte für beide Mädchen ganz wundervolle Klosterspitzen nach einem alten Spitzenrest, den sie mitgebracht hatte.

„Ja, weshalb machst du's denn nicht für dich selbst?" fragte Röse.

„Wär' net übel", war die Antwort.

Die Waben wurde wöchentlich einmal zu Schopenhauers Adele eingeladen und kam so in den Kreis der geistreichen jungen Damen, die alle um einige Jahre älter als die Ratsmädchen waren, und denen die Ratsmädchen ihrer Zeit Liebesbriefchen hin und her getragen hatten, die sie aber alle in ihrem Leichtsinn erst unten auf der dunklen Wittumstreppe indiskreterweise gelesen hatten. Das heißt, Liebesbriefe waren es auch im eigentlichen Sinne des Wortes nicht, sondern vielmehr sprachen sich die jungen Damen gegenseitig über den Zustand ihres Herzens in langen Episteln aus und

machten den Ratsmädeln damit, ohne es zu wollen, das größte Gaudium; denn sie dachten nicht entfernt an die Trenlosigkeit der Beiden.

Bei Adele Schopenhauer waren wöchentliche Zusammenkünfte dieser jungen Damen und einiger schöngeistiger Jünglinge; die Waben war nur durch die größten Überredungskünste ihrer Schwestern dahin zu bringen, Adeles Kränzchen zu besuchen.

Nach einigen Wochen schien sie freilich recht gern zu gehen. Die langen Zuredereien und das Drängen hörte von selbst auf. Sie ging still und kam still, sprach über nichts, was sie dort in der Gesellschaft erfahren hatte, — aber es schien etwas Lebendigeres in ihr Wesen gekommen zu sein. In dieser Zeit war es zum erstenmal, daß sie bei Rats ein silberhelles, junges Lachen hörten. Und die Mutter meinte: „Laßt sie — fragt nicht!"

Sie war so reizend, so elfenhaft und so liebenswürdig diensteifrig.

Frau Rat sagte: „Was ist die Waben für ein süßes Kind; wie ein Sonnenstrahl, so süß und gut!"

Frau Rat hatte sie ganz besonders ins Herz geschlossen.

Ja, die Waben war viel heiterer. Es schien, als wäre aus dem jungen, pflichttreuen Nönnchen ein junges Mädchen geworden. Sie blühte wahrhaft auf und wurde jeden Tag reizender. Man hörte sie die Treppe hinauf und hinab laufen. Sie ging nicht mehr so pflegerinnenhaft, und Röse und Marie hörten sie einmal singen, als sie sich das Haar machte.

Sie lauschten an der Tür; es klang ihnen beiden, wie dazumal, als ihre Lerche, die sie zu Weihnacht bekommen hatten, zum erstenmal im März ganz unvermutet im dunklen Bauer die ersten leisen Töne hören ließ.

Das Herz war ihnen bei diesen wunderbaren Lerchentrillern, die aus der dunklen Ecke kamen, erbebt.

Alle im Hause freuten sich, daß Waben auflebte.

So war sie auch einmal wieder ganz wohlgemut zu Schopenhauers gegangen, und spät abends bei Mondenschein und Winterkälte wandelte sie über hartgefrorenen Schnee am Arm eines jungen Mannes, der sie von Schopenhauers heimbegleitete, die alte Wittumstreppe hinab, die von der Esplanade zur inneren Stadt führt.

Der junge Mann hatte ihr den Arm geboten. Er hatte das schon öfter so getan; es war ihm zu einer angenehmen Gewohnheit geworden, das liebliche Geschöpf heimzubegleiten. Sie hatten keinen besonders weiten Weg vor sich, aber sie verstanden ihn auszunützen. Die Waben hatte noch nie so viel hintereinander geplaudert, als auf der kurzen Strecke, die zwischen ihrem elterlichen Hause und dem Hause der Schopenhauern lag, — und der junge Mann war ein sehr aufmerksamer Zuhörer. Bei dem hellen Mondlichte war zu konstatieren, daß die Waben einen durchaus nicht ungefährlichen Begleiter hatte: hochgewachsen, schlank, mit einem prächtigen Kopf, groß geschnittenen Zügen, reichen, dunklen Locken; dabei vornehm in Gang und Haltung, liebenswürdig und galant in der Art, wie er mit dem kleinen Persönchen sprach, sich zu ihr neigte und ihr Geplauder anhörte.

Sie gefiel ihm, das war kein Zweifel.

„Demoiselle Barbara, wie kann man nur so ein Nixchen sein! Ich fühle Ihren Arm nicht mehr als eine Feder."

„Ja, das ist dumm," sagte Waben, „ich bin ein bisserl klein; aber da ist nun nichts zu machen."

„Ein Mädchen kann gar nicht klein und zart und süß genug sein", erwiderte er.

„Das find' ich net", meinte sie. „Man soll vor einem Mädel doch Respekt haben, und sie soll ordentlich arbeiten können. Ich bin freilich viel stärker, als ich ausseh', gottlob! Sonst könnt' ich mir das Salz zum Brot net verdienen."

„Nun, verdienen? Wer spricht denn von verdienen?"

„Glauben Sie", fragte Waben, „ich möchte daheim schlafen und essen, wenn ich mir net sagen könnte, ich hab's verdient? Was denken Sie denn? Halten Sie uns Mädel für Tagediebe? Oder für was denn?"

„Sie sind so tapfer, — so tüchtig, — so anders, als die Mädchen gewöhnlich sind. Sind Sie denn auch ein wirkliches Menschenkind, Sie Elfchen?" sagte er zärtlich.

„Ach gar!" meinte die Waben. „Kennen Sie meine Schwestern nicht?"

„Nein, merkwürdigerweise! Ich bin nun schon seit vier Wochen hier, aber Ihre Schwestern hab' ich nun noch immer nicht kennen gelernt."

„Die sollten Sie sehen! Röse und Marie sind beide so fleißig und tüchtig, aber dabei so lustig, daß es den ganzen Tag zu lachen gibt, — und so wunderschön! Wissen Sie, sie sind das Schönste und Beste, was es auf Erden gibt."

„Die eine ist verlobt?" fragte er.

„Ja, die Röse. — Sie glauben nicht, wie gut sie mit mir waren, vom ersten Augenblick an, wie große Kinder. Sie sind so freundlich, wie eben Kinder sind."

„Nun, ich werde ihnen ja wohl auch einmal begegnen. Sie erlauben mir, Demoiselle, daß ich bei Ihren Eltern meine Aufwartung mache?"

Die Wangen des Mädchens glühten.

„Gewiß!" sagte sie.

Sie war so selig. Sie wußte nicht, ging oder schwebte sie. An seinem Arme wußte sie das nie. Er sprach so zärtlich. Das war wie himmlische Musik. Gott, daß es solches Glück auf Erden gab!

Jetzt standen sie an der Haustür.

„Morgen seh' ich die Schwestern von der Galerie aus im Schlosse. Sie sind mit bei dem großen Aufzug."

„Sie freundliches Seelchen!" sagte er. „Da müssen wir uns die Schwestern doch miteinander anschauen. Sie finden

mich auf der Galerie; ich beschütze Sie, und ich verteidige einen Platz für Sie."

Neue Wonne! Der Waben schlug das Herz.

„Weshalb aber machen Sie nie etwas mit?" fragte er.

„Ich bin ja in Trauer um meine arme Großmutter."

„Wissen Sie, Sie sind ein so liebenswürdiges, gutes Mädchen! Sie sind so gleichmütig!"

„Ja, leider aber auch ein bisserl langweilig", meinte sie lächelnd und schloß dabei die Tür auf.

Er wollte etwas darauf entgegnen.

„Nein, nein, lassen Sie's!" Sie gab ihm die Hand zum Abschiede. „Man muß der Wahrheit die Ehre geben. Ich bin schon ein bisserl langweilig."

„Liebes, gutes Herzensdemoisellchen!" sagte er.

„Und empfehlen Sie mich Ihren Eltern."

Die Waben stand noch eine ganze Weile im stillen, dunklen Hausflur und hörte ihr liebeseliges Herz schlagen.

Am andern Morgen war ein ganz gewaltiges Treiben im Kirstenschen Hause und in der ganzen Stadt Weimar, denn es war der große Tag, an dem abends im Schlosse der große Maskenzug zu Ehren Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter, Maria Feodorowna, vor sich gehen sollte.

Die Waben hatte bei Schopenhauers, wie daheim, nichts weiter gehört und gesehen, als Vorbereitungen zu diesem großen Feste. Allen schönen und weniger schönen Mädchen und Frauen aus der weimarischen Gesellschaft war das große Ereignis, daß sie Goethes Verse vor einer Kaiserin sprechen sollten, zu Kopf gestiegen. Und die ganze weimarische Gesellschaft hatte seit Wochen etwas merkwürdig Papageienhaftes bekommen; es schnatterte oder deklamierte mit ängstlichem Pathos in jedem dritten Hause irgendwer irgend etwas, ohne Ende dasselbe, immer wieder von Anfang an; unermüdlich, zum Haarausraufen. Jeder und jede war wochenlang

von dem Schreckgespenst, in dem bevorstehenden bedeutenden Unternehmen mit „Steckenbleiben" Unheil anzurichten, wie von einem Alpdruck besessen; nur das wütendste Deklamieren gab eine gewisse Beruhigung.

Jeder erzählte Wunderdinge von seinem Kostüm, von den Proben, die Goethe selbst überwachte.

Das Ganze sollte ein unerhört pomphaftes und vornehm gespreiztes Ansehen bekommen, wie noch nie etwas derartiges zustande gekommen war. Die weimarische Glorienzeit sollte darüber liegen wie eine schwere, duftende Weihrauchwolke; die Weimaraner sollten in ihrer eigenen Herrlichkeit wahrhaft waten, aber mit graziösem Anstand.

Ja, was sollte sich nicht alles vor der Kaiserin des Riesenreiches produzieren!

Das winzige Nest wollte ihr zeigen, was es bedeutete, was für Ungeheures, gen Himmel Aufdampfendes in ihm ausgebrütet worden war.

Aber der graziöse Anstand war den guten, fidelen, ungeschickten Weimaranern mühselig und beschwerlich beizubringen.

Seine Exzellenz mochte während der Proben oft genug daran gewesen sein, die Hoffnung und die Geduld zu verlieren; denn was die Weimaraner taten, und wie sie sprachen, war natürlicherweise himmelweit von seinem Ideal entfernt.

Wer das echte „Weimarsch" kennt, der wird verstehen, welche Riesengeduld Seine Exzellenz haben mußte, den Weimaranern ihr geliebtes Dentsch in einigermaßen richtigen Lauten beizubringen.

Bei einigen ganz verzweifelten Fällen, natürlich mußte es sich um hübsche junge Weimaranerinnen handeln, soll Seine Exzellenz sich in der Verzweiflung mit einem Kuß geholfen haben, von dem er wohl hoffen mochte, daß er begeisternd und reinigend zwischen die arg malträtierten O und A, T und D und G und K und so weiter fahren würde.

Ja, es war eine schwere Arbeit, den weimarischen Pomp auf die Beine zu bringen.

Er lag da wie ein wundervoller byzantinischer Kirchen-goldbrokat, aber niemand verstand ihn zu tragen.

Einzig und allein Seine Exzellenz selbst.

An dem zur Aufführung bestimmten Tage hieß es: „Nu, es wird schon gehen!“ wie es schließlich dann immer heißt und heißen muß. —

Die Waben hatte im Kirstenschen Hause alle Hände voll zu tun, — und tat alles mit so leichtem, glückseligem Herzen. Sie befand sich wohl, wie eine Amsel im April. Sie wußte zwar kein Wort ihres Anbeters, das direkt von Liebe gehandelt hätte, — aber wozu?

Der Klang seiner Stimme, — die Art, wie er alles sagte, wie er ihr die Hand gab, — das sprach so eine nie gekannte Sprache. Sie wußte sich geliebt! — Ja, sie wußte es!

Das war so überzeugend und wieder so verschwimmend, so unbestimmt beängstigend.

War es? War es nicht? Täuschte sie sich doch? — Nein, — nein, — nein! Gewiß nicht!

So ging es immer auf und nieder in ihrem Herzen.

Und sie nähte dabei mit fliegender Eile.

Röses Bräutigam war gekommen, und es ging im Hause hoch her.

So eine festliche, leichte Luft war überall zu spüren; so etwas Erregendes und Erregtes. Es erschien Barbara, als wäre sie in eine andere Welt versetzt, zum erstenmal in den Sonnenschein.

Marie sollte bei dem Aufzug als Genius figurieren und hatte auch etwas zu sagen, große, getragene Worte, die sie feierlich und ruhig zu sprechen verstand.

Budang war ihr Lehrer gewesen und hatte nicht geruht, bis das Ganze tadellos gelang.

Als die Waben beim Gewandanprobieren half, war sie

von der Schönheit ihrer Schwester wahrhaft erschreckt. Die jungen, weißen, vollen Glieder, das schneeweiße Gewand, das herrliche Gesichtchen, die lebendigen Augen, die schön gezeichneten Augenbrauen, die ihr so etwas Vornehmes, Geistiges gaben, und das blonde Riesenhaar, das in dicken Locken wie eine Flut über Arme und Hals bis über die Knie fiel und sich reizend an den rosigen Ohren kräuselte und um die kindliche Stirn. Es war ein so anmutiges, williges Haar!

Röse war zum erstenmal in ihrem Leben nicht mit ihrer Schwester gleich gekleidet; sie stellte ein Zigeunermädchen vor, war aber auch, wie Marie, eingewickelt in ihre bräunliche Haarflut.

Die kleine Waben war stolz auf ihre beiden Schwestern.

Und beide sagten immer wieder von neuem: „Ach, Waben, daß du nicht mitkannst! Wie jammerschade!"

In Waben begannen sich zum erstenmal die jungen, lustigen Wünsche zu regen.

Aber sie hatte ja das Köstlichste im Herzen!

Und mit ihrem Schopenhauerschen Freunde sollte sie alle Herrlichkeiten, die es zu sehen geben würde, zusammen genießen! —

Sie fand sich pünktlich auf der Galerie ein, von der aus man in den großen Schloßsaal hinabsehen konnte. Ihr Beschützer war schon da und hatte in der vordersten Reihe, neben sich, ihren Platz gegen die andrängenden Neugierigen verteidigt.

Nun hieß es geduldig sein da oben auf der Galerie.

In dem dunklen Saal brannte noch keine einzige von den Hunderten von Wachskerzen, und sie sahen von ihren dämmerig beleuchteten Plätzen in einen schwarzen Abgrund hinab; aber die Waben und ihr Begleiter unterhielten sich vortrefflich miteinander, wie sich das leicht denken läßt. Die Zeit verstrich ihnen beiden im Umsehen.

Die Waben achtete kaum darauf, wie die Lämpchen der Kerzenanzünder gleich Glühwürmern in der großen Dunkelheit auftauchten, und wie die Flammen an den Zündschnüren, was das Neueste war, von Licht zu Licht hüpften und im Nu die ganzen Kronleuchter im vollen Lichtgefunkel erstrahlen machten, und wie im Laufe von einer Viertelstunde alles glänzte und funkelte, ein ganzes Meer von Licht!

Personen schritten geschäftig hin und her durch den Saal, anordnend oder Umschau haltend.

Um das junge Paar her wurde geflüstert und getuschelt. „Der Oberhofmarschall!" hieß es, — „da, — — da, — — da! Da ging er eben!"

Die Leute waren von diesem Anblick schon erregt. Die Hälse wurden gereckt. — Jeder Lakai wurde angestarrt.

Die Waben plauderte wie noch nie in ihrem Leben. — Sie blühte neben ihrem Anbeter auf wie ein Rosenstock nach langem trübem Regenwetter, wenn ihn ein paar Stunden warme, volle Sonnenstrahlen treffen. Wie offen sie sprach! Ihr ganzes unschuldiges, gleichförmiges Leben lag vor ihm ausgebreitet.

Sie wußte nicht, wie rührend sie war, und er wußte das auch nicht. Sie hatte nichts zu geben und mitzuteilen als ihre Vergangenheit, — gar nichts weiter, — und diese Vergangenheit gab sie bebend vor Wonne. — Er fragte, und sie antwortete. Sie vertraute. — Jubelnd empfand sie zum erstenmal, daß sie wirklich lebe.

Er war auch ganz entzückt von seiner kleinen Freundin, dachte besonnen, daß sie eine gute, kommode Frau abgeben würde, und erwog dies hin und her, während sie eifrig schwatzte.

„Aus guter Familie ist sie, — mitbekommen tut sie sicher auch etwas. — Die Kleine ist wohlerzogen, lächerlich unschuldig, ein durchaus bequemer Charakter."

So dachte er, wie ein junger Mann, der auf Freiersfüßen geht und Ausschau hält, zu jeder Zeit gedacht hat.

Er empfand alles sehr befriedigend. Seit Wochen war er erst in Weimar angelangt, war hier zu einer guten Stellung gekommen, und seine Absicht ging dahin, sich mit einer alteingesessenen, wohlgeachteten Familie zu verschwägern.

Jetzt spiegelten sich die brennenden Kerzen in dem blanken Parkett des riesigen Saales wie in einem stillen See.

Es war so friedlich, so eigentümlich; der große, leere, helle Saal hatte etwas Beruhigendes. Dann waren reichgeschmückte Gäste gekommen. Oben auf der Galerie reckten sich abermals die Hälse. Es wurde wieder eifrig getuschelt. Sie waren alle erregt, und die Erregung stieg, je mehr es sich da unten bewegte, je mehr es glänzte und flimmerte und farbig aufleuchtete. Sie sahen auf wohlfrisierte Köpfe mit griechisch aufgesteckten Lockenfrisuren, auf Toupets jeder Art, auf hohe, schneeweiße, battistene Halsbinden, auf bloße Hälse und Arme, enge Kleider mit langen Schleppen, Fräcke und Uniformen, Lakaien und hohe Würdenträger, — ein schillerndes, bewegliches Durcheinander.

Hin und wieder schlug so ein aristokratisches, undefinierbar parfümiertes Lüftchen nach oben.

Die Wachskerzen brannten still, das Licht im ganzen Saal war gelblich warm.

Es hatte etwas Schmeichelndes, Schmückendes, — etwas Berauschendes.

Die Waben konnte sich über die große Helligkeit in dem weißen Saal gar nicht genug wundern.

Und dann die Herrschaften, die russische Kaiserin, die fremden Uniformen, das ganze geheimnisvoll pomphafte Zeremoniell, — die große Feierlichkeit, die große Vornehmheit!

Der Waben kam es vor, als wenn sie in eine uralte Geschichte hineinschaue, in längst vergangene Dinge. Daß so etwas wirklich noch existierte! Ein bißchen komisch erschien es ihr, — ein bißchen ernsthaft, — ein bißchen schaurig, aber hauptsächlich sehr amüsant. Die einzelnen Personen inter-

essierten sie gar nicht, nur das Ganze. Sie hörte kaum darauf hin, als ihr Begleiter die verschiedensten Leute bezeichnete.

Aber der Zug! Der große Maskenzug! Da war der weimarische Pomp wirklich auf die Beine gebracht! Da lag die weimarische Glorienzeit wirklich wie eine duftende Weihrauchwolke darüber. Da war die ganze ernsthaft feierliche Pracht vor aller Augen wie ein byzantinischer Prachtbrokat ausgebreitet. Herrliche Gestalten und Farben, rauschende Musik und große Worte, und ein Schimmern und Auftauchen und Ziehen und Kommen und Verweilen, — eine Pracht und Herrlichkeit sondergleichen.

Die braven, fidelen Weimaraner hatten sich von dem großen, feierlichen Pomp am Schlafittchen nehmen lassen. Sie gehörten sich nicht mehr selbst. Es war etwas in sie gefahren, was sie begeisterte.

Sie bewegten sich nicht mehr wie die Weimaraner, sie sprachen nicht mehr wie die Weimaraner. Es war etwas Außerordentliches.

Des Mädchens Begleiter fühlte ein Händchen auf seinem Ärmel. „Meine Schwester! Meine Schwester!" sagte eine weiche, leise Stimme ganz erregt. „Sehen Sie, meine Schwester!"

Er hatte Marie schon längst gesehen. Sie stand jetzt gerade vor der Kaiserin Maria Feodorowna und sprach die Goetheschen Worte; das gute Ratsmädel leuchtete dabei wahrhaft von Schönheit und Glückseligkeit. Sie bewegte sich ohne jede Befangenheit, ganz natürlich. Es war, als wenn die blonde Haarflut funkelte, als wenn das schöne Gesicht und die Arme und der Hals und das weiße Gewand strahlten.

Sie war unaussprechlich schön in ihrer stolzen, freien Jugendlichkeit, der Inbegriff eines herrlichen, blütenjungen Weibes. Es lag etwas Heiteres, etwas Frohlockendes über die Gestalt gebreitet. — Aller Augen sahen auf sie.

„Das ist Ihre Schwester?"

Die Waben lächelte.

„Die verlobte?" fragte er.

„Nein!"

„Herr Gott im Himmel!" kam es von den Lippen des jungen Mannes wie ein Seufzer.

Die Waben blickte auf ihn und sah, wie fest der Blick seiner Augen sich an ihre Schwester heftete.

Sie sah auch, was für einen prächtigen Kopf er hatte, so männlich und gescheit, mit so fest geschnittenen Zügen.

Und es senkte sich wie eine tiefe Traurigkeit auf sie nieder. Es war aber keine rechte Traurigkeit, es war etwas anderes, — etwas Schwereres.

Traurig war sie schon manchmal gewesen, aber so etwas Schreckliches schien noch nie über sie gekommen zu sein! Es war ihr, als wenn ihr Blut aufhörte zu fließen, als wenn eine Spange sich ihr fest um den Hals legte, als wenn das Herz es nicht mehr für der Mühe wert hielte, weiter zu schlagen.

Sie sah sich selbst! Ja, sie war so winzig, so langweilig, so arm. Wie hatte sie nur denken können, — daß ...

Aber alle diese Gedanken waren gar keine eigentlichen Gedanken. Wie große, graue, schwere Steinplatten kamen sie ihr vor, die langsam auf sie drückten und sie tief in den Boden hineinpreßten, ganz langsam und schmerzlos, — aber entsetzlich.

Während sie so litt, wendete er kein Auge von ihrer Schwester. Sie wartete, daß er sie wieder anreden würde, und sie schaute alles im voraus.

Sie sah und hörte alles so genau, als wäre es schon geschehen.

Sie wußte, daß seine Stimme kalt und gleichgültig klingen würde. Sie sah und verstand das alles so tief, so klar, so anders, als sie sonst verstand und begriff.

Ja, — und so kam es denn auch, ganz so! —

Sie war nicht überrascht und nicht erschreckt, — aber wie ausgelöscht. Sie fühlte sich selbst nicht mehr. Alles so grau, so fahl, — alles so gleichgültig, — so erstickend, — so weh! — Sie wollte gehen. Sie hatte genug gesehen; aber er redete ihr zu, zu bleiben.

Gerade sprach der Großherzog Karl August mit ihren beiden Schwestern. Er war außerordentlich gnädig und schien an den beiden schönen Mädchen großen Gefallen zu finden. Es waren ja seine guten Freundinnen, und sie sprachen jedenfalls miteinander von früheren Erlebnissen, von ihrem gemeinschaftlichen Frühstück im römischen Hause; von der Schaukelei auf der schmiedeeisernen Tür an der Sternbrücke, von den ungesetzmäßigen Theaterbesuchen, von der lustigen Fahrt in Karl Augusts Kalesche auf dem Vogelschießen, was ich alles ausführlich berichtet habe.

Karl August und die Ratsmädel hatten eben von jeher großes Wohlgefallen aneinander gehabt.

„Serenissimus zeichnet die Fräulein Schwestern ja außerordentlich aus!" sagte der Anbeter der Waben sehr befriedigt und ganz versunken, nur Augen für das wunderschöne Mädchen unten im Saale behaltend.

Das war ein trauriges Nachhausegehen.

Waben langte still und matt daheim an. Frau Rat war noch auf und sagte: „Warte, mein armes Bärbelchen, du sollst mir nicht immer Zuschauerin bleiben! Glaube das nicht."

Die Waben hörte und fühlte nichts, ging zu Bett und schlief wie betäubt ein und wachte auf, als lägen noch immer die schweren Steine auf ihr.

Und so blieb es.

Tags darauf war große Nachfeier für die Teilnehmer und Teilnehmerinnen am Zug bei der Oberhofmeisterin.

Da gingen die Ratsmädel hin in gelbroten Kleidern aus indischer Seide, die sie von Röses künftiger Schwiegermutter

bekommen hatten. Dazu trugen sie goldene Gürtel und gelbrosa Rosenkränze auf dem geflochtenen Haar.

Die schmiegsame Seide floß an den schönen Gestalten köstlich herab. Die Waben half ihren beiden Schwestern beim Anziehen.

Schweren Herzens sagte sie: „Nun seid ihr noch schöner als gestern.“

Und das waren sie auch.

Es war ein Ehrentag ihrer Schönheit. Sie schienen selbst ganz feierlich gestimmt, wie die eine die andre so ansah.

Budang, Franz Horny und Ernst von Schiller, die den Zug nicht mitgemacht hatten, kamen, um sich die Kameradinnen anzuschauen. Die Lichter unter dem grünen Seidenschirm waren angesteckt, und die beiden Mädchen gingen im Zimmer umher in ihrer unschuldigen Herrlichkeit.

Die Kameraden verhielten sich einsilbig.

Da stand etwas so fremd Schönes vor ihnen, etwas so Bekanntes, Vertrauliches, süß Freundschaftliches, — und doch so Entrücktes.

Die Schönheit ihrer Kameradinnen lag ihnen schwer beengend auf dem Herzen; es war ihnen dabei nicht wohl zumute.

Am andern Morgen, als die beiden schönen Geschöpfe spät zum Frühstück kamen, schenkte die Waben ihnen ihre Milch ein.

Die Pate Sperber hatte nach ihrer Gewohnheit, wenn bei Kirstens irgend etwas Besonderes los war, einen Kuchen geschickt, und in diesen Kuchen aßen Röse und Marie sich in ihrer Zufriedenheit und Glückseligkeit tief ein, wie ein paar Mäuse, und erzählten dabei der Mutter und der Waben ihre Erlebnisse.

Die alten Erlebnisse, die schöne Mädchen, solange die Welt steht, zu jeder Zeit erzählt haben: berauschende Dinge, die das Geschöpf triumphieren lassen im glückseligen Machtgefühle.

Und dabei aßen die beiden ungeheuer viel Kuchen und fischten nach den Rosinen darin.

Und während sie im besten Plaudern waren, brachte die Magd einen vollblühenden Rosenstock herein, etwas ganz Unbegreifliches zu dieser Winterszeit, und sagte: „Eine schöne Empfehlung an Fräulein Marie."

Und an dem Rosenstock hing auch noch ein Briefchen.

Marie wurde dunkelrot und nahm mit zaghaften Händen das Wunder in Empfang.

„Ach Marie!" jubelte Röse auf.

Ein süßes Gesichtchen wurde bleich, — ein paar Lippen zitterten wie in namenlosem Weh, und eine zarte Gestalt ging unhörbar zur Tür hinaus, ohne daß jemand darauf geachtet hätte.

Das war von ihm!

Daß er den Abend oft mit Marie getanzt habe, das hatten sie ja schon erzählt. Wie war er denn nur hingekommen? Er hatte es eben möglich gemacht, dachte die Waben dumpf.

Aber der Anblick des blühenden Rosenstocks, — das war es, — das erst hatte ihr schneidend weh getan!

„Jede Imagination muß ihren Korpus haben", sagt der alte Paracelsus.

Oben in der Schlafkammer lag das gebrochene Mädchen bei verschlossener Tür auf den Knien und hielt den Rosenkranz zwischen den zitternden Fingern und hatte sich das Bild der heiligen Jungfrau auf den Stuhl gelehnt und hielt Gottesdienst, einen so schweren, herzbeklommenen Gottesdienst.

Und sie sehnte sich nach Weihrauch und dem tiefen Orgelbrausen in ihrem Schmerzensrausche, nach den Aufzügen der Geistlichen bei der großen Messe; sie sehnte sich nach den prachtvollen Meßgewändern, klangvollen Worten und starken Tönen, nach der großen Herrlichkeit und den gewaltigen Glocken, den hohen Säulen und den anstrebenden Gewölben.

Hätte sie dort jetzt auf den Knien liegen dürfen! Auf Orgelbrausen und Weihrauchwolken wäre ihr Weh der Mutter Gottes zu Füßen gestürmt. Aber so, in dieser Kahlheit hier, da hob der Schmerz sich nicht zum Himmelsflug, sondern drückte und drückte und wurde wieder zur grauen, schweren Steinplatte, die sie ganz begrub.

Wie nach einer Heimat sehnte sie sich nach ihrer hohen, stillen, dämmerigen Kirche, und sie breitete die Arme aus und schluchzte laut. —

Mittlerweile war dem Rosenstocke der Mann auf Freiersfüßen selbst gefolgt und hatte sich nach dem Befinden der Schwestern erkundigt. Das Befinden war vortrefflich. Sie waren lustig und guter Dinge. Röses Bräutigam erschien auch, und die beiden schönen Paare standen auf ihrer Lebenshöhe, denn auch Marie war ganz entzückt von dem begeisterten, wohlerzogenen jungen Menschen, der sich so plötzlich in sie verliebt hatte, wie in ein Wunder. So gab es in dem Kirstenschen Familienzimmer eine prächtige Harmonie. Schöne Menschen in voller Jugend, die nur von den lustigsten Dingen sprachen und dachten und träumten, die Feste beredeten und Ausflüge und allerhand Vergnügungen und Feierlichkeiten, um die herrliche Gegenwart zu genießen.

Als die Waben hereintrat, begrüßte ihr Schopenhauerscher Freund sie, leicht befangen, als alte Bekannte, — tat es aber mit gutem Gewissen, denn das große Liebesfeuer, das jetzt in ihm brannte, hatte das kleine, bedächtige Flämmchen, das für die zarte Waben geglommen hatte, vollständig verschlungen.

Und was er im Schein dieses bedächtigen Flämmchens gesagt, getan und geblickt hatte, davon wußte er wohl nichts mehr.

„Ihr kanntet euch schon?" fragte Röse ihre Schwester.

„Ja, von Schopenhauers her", antwortete sie ruhig.

Und da stieg die Seligkeit im Kirstenschen Familienzimmer schon wieder hell empor. —

Und über der Waben schlug es grau und erstickend zusammen, wie dunkles Wasser.

Sie wußte nicht, was sie mit sich selbst anfangen sollte.

Sie liebte ihn so sehr!

Wie ein trauriger Schatten kam sie sich mitten unter den glücklichen Menschen vor.

Das ging so ein paar Tage fort, — so hilflos, so über Bord geworfen fühlte sie sich! — Dann hatte sie einen Entschluß gefaßt, nahm sich ein Herz und bat: „Vater, erlaubst du mir, daß ich nach Jena zur Beichte fahre?"

Das war ein Ruf nach Rettung, den sie getan hatte. Es faßte sie wie die Sehnsucht nach einer alles verstehenden Mutter, die durch und durch sieht, alles weiß und voller Hilfe und Liebe ist.

Und so fuhr die Waben nach Jena, in der alten, rumpeligen Postkutsche, und der Postillon blies ein Stückchen, das zu Herzen ging; so ein echtes, rechtes Postillonstück, das die alte lederne Kutsche zu einem lebendigen Ding macht, das jubelnd oder klagend am frühen Morgen auszieht und nachts jubelnd oder klagend in langgezogenen Tönen durch die dunklen Straßen fährt — und die Schläfer weckt — und ihnen das Herz bewegt.

In Jena, in der grauen Stadt, die, von sonnigen, heitern Bergen umgeben, im weiten Kessel wie ein Pilzneſt hockt, mit spitzen grauen Giebeln und spitzen Dächern, da fand sie in der kleinen, uralten, geheimnisvollen Kirche, die zwischen Gräbern in der Sonne liegt, das Orgelbrausen, die Weihrauchwolken, die Säulen, die Priesterworte, — das Heimische, wonach es sie in ihrer Not verlangt hatte. Da durfte sie auf ihren Knien liegen und schluchzend ihr Weh anvertrauen. Und die Weihrauchwolken und die Orgeltöne waren wie breite Flügel, auf die sie ihren Jammer niederlegte, und die mit ihm höher flogen, und höher und höher, immer höher.

Und in der Beichte demütigte sie sich vor Gott und einem alten, ärmlichen Priester, schüttete ihr Herz aus und beschuldigte sich.

Und ihre Schuld war: daß sie liebte und nicht zu Ende mit dieser Liebe kommen konnte, daß sie beneidete, verzagte und glücklich sein wollte.

Aber der alte, ärmliche Geistliche tröstete sie und ermahnte sie. Er sprach von der heiligen Wonne der Selbstverleugnung; er sprach von der Seligkeit des großen Überwindens, von der reinen Freiheit der freien, ruhigen Seele, die nichts Irdisches will, mitten im Leide nicht beunruhigt, mitten in der Freude unbegehrlich, selbst arm alles anderen gönnend, — nichts wollend selig.

Er sprach in seiner Einfalt die großen unirdischen, asketischen Worte zu ihrer Jugend, die sich aufgebäumt hatte gegen das „Über-Bord-Geworfensein", die genießen und leben wollte.

Aber das gute Geschöpf hatte sich ganz und rückhaltslos gedemütigt. — Sie wollte nur Hilfe und streckte die Hände aus und nahm, was man ihr gab: die große, schwere, ernste Gabe.

Das zarte Gesicht leuchtete, die gebrochene Gestalt richtete sich auf, und sie empfing die Absolution ihrer Sünden.

Tief in der Nacht fuhr die rumpelige Postkutsche in Weimar wieder ein; der Postillion blies und weckte die Schläfer.

Im Posthof schlüpfte aus dem dunklen Wagen ein zartes Wesen und ging durch enge Gassen und Straßen.

Und als sie oben in der Schlafstube, im alten Haus in der Wünschengasse, vor den Betten der schönen, glückseligen Schwestern stand und die beiden Mädchen fest schlafen sah, kniete sie nieder und faltete die Hände, und es war ihr, als wenn sie mit geschlossenen Augen langsam in das tiefe, stille, sanfte Meer der Entsagung versänke. Wie weiche Wellen schlug ein großer Frieden ihr entgegen, etwas so unsagbar Besänfti-

gendes, etwas so hinsterbend Süßes. Und es ward ihr weich und weit ums Herz, so frühlingshaft, so werdend, als wenn von einem großen, wunderbaren Geheimnis der Schleier gehoben würde. Man glaubt, das Beste auf Erden sei das Glück? Das glaubt man; aber es gibt noch etwas, etwas so geheimnisvoll Unergründliches, was größer als Glück und Unglück ist, was über allem steht, — etwas Unantastbares. Und dies Große wohnt einzig und allein im Herzen entsagender Menschen.

Die unbeachtetste, die geringste Seele kann es mit seiner Größe erfüllen, die mächtiger ist als alle Welten, als alle Glückseligkeiten.

So umschloß die von der kleinen Öllampe dämmerig beleuchtete Stube drei Bräute: zwei glückselige, schlafende, irdische Bräute, — und eine süße, kleine Himmelsbraut, mit lichtem, klarem Herzen; eine Himmelsbraut, auch wenn sie nicht ins Kloster ziehen wollte, sondern hier zu bleiben gedachte, in diesem glücklichen Hause.

Mitten im Leiden nicht mehr beunruhigt, mitten in der Freude unbegehrlich, selbst arm, alles andern gönnend, — nichts wollend selig.

Das ist das Große, das Lebendige! Das ist das Unantastbare!

Kußwirkungen

Am Marktplatz, im Eckhaus, das dem jetzigen Rathaus gegenüber liegt, da lebte zur Zeit, als die Ratsmädel mit allerlei Schwänken in der Wünschengässe ihr Wesen trieben, und Apothekers von ihrem Erker, den ein buckliges steinernes Weibchen auf den Schultern trägt, nach den Herrschaften ausblickten, um rechtzeitig knicksen zu können, und das kleine Fräulein Muskulus mit ihrer dicken Perücke und mit dem Veilchenhut über den Platz scheegte und die Fabianen und die Kummerfelden und die Kameraden der Ratsmädchen, Budang, Horny und Schillers Ältester vorüberwanderten, und es überhaupt von all den alten Weimaranern, von denen keine Feder und keine Faser mehr übrig ist, noch wimmelte, da wohnte im Eckhaus ein gelehrter und weiser Herr, Rat Tiburtsius. Er wohnte da mit seiner Gemahlin, einer kleinen statiösen Dame, und seiner Haushälterin.

Kinder gab es im Hause nicht, dafür war aber alles blitzblank, vom messingenen Türknauf und dem Namenschildchen an der Flurtür, bis zu dem messingenen Vogelkäfig an dem Fenster über Madame Tiburtsius' Arbeitstischchen, und bis auf den letzten Messingnagelknopf in der Küche, bis auf die messingene Kuppellaterne, mit der Madame Tiburtsius abends von den Whistpartien abgeholt wurde, die der Reihe nach umgingen bei Apothekers, bei Madame Kirsten, der Mutter der Ratsmädchen, bei Madame Kummerfelden und auch bei Fräulein von Knebel im Schloß, der Erzieherin der Prinzeß Karolina, bei Tiburtsius' und noch einigen andern und auch bei Madame Schopenhauer. Es glänzte und glitzerte alles im Haus, auch die alte messingene Kohlenpfanne, die der Mutter selig, mit Gesangbuch und Lederkissen, winters in die Stadtkirche nachgetragen wurde und die jetzt

im Flur hing. Die Kaffeekanne, aus der Herr und Frau Tiburtsius nachmittags ihr Schälchen tranken, blendete die Augen, und der Präsentierteller, auf dem sie stand, warf ihren Glanz und den seinigen zur Zimmerdecke hinauf und ließ grelle Lichtringel tanzen.

Und all dieses Feuer fachte ein einziges Frauenzimmer an, das, wenn man ihr nur Zeit gegeben hätte und einen gehörigen Putzlappen, die ganze liebe Erde reingefegt haben würde. Dieses Frauenzimmer war eine trockene, hagere Person, sauber und kerzengerade, und wenn sie mit ihren beiden strahlenden Eimern zum Brunnen ging, der unter Apothekers Erker sein Wasser in das große steinerne Becken laufen ließ, und hinwandelte, rein wie eben erst aus Gottes Hand mit samt ihren Eimern hervorgegangen, da schauten die Hausfrauen, die mit ihren Strickstrümpfen und in großen Hauben an den Fenstern saßen, verlänglich nach ihr aus und seufzten und übertraten regelmäßig den Katechismus, der da sagt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Magd.

Aber das war ihre Sache, sie mochten es damit halten, wie sie wollten, sündigen oder nicht sündigen, es half ihnen doch nichts.

Tiburtsiussens Kathrine war in dem blinkenden Hause festgewurzelt, eher hätte der Stadtkirchenturm ans Umziehen gedacht, als daß Kathrine von ihrem Dienst in einen andern getreten wäre.

Sie gehörte zu Tiburtsiussens, schon zur Zeit der Mutter von Madame Tiburtsius. Sie war es gewesen, die der alten Dame die messingene Kohlenpfanne, die jetzt unbenutzt, aber immer noch blinkend, im Flur hing, mit dem Feuerstörer, dem Gesangbuch, dem Lederkissen in die Stadtkirche nachgetragen hatte. Leid und Freud hatte sie mit ihren Leuten durchgemacht, hatte gewissermaßen Herrn Rat Tiburtsius mitgeheiratet und hätte es nahezu für eben einen solchen

Treubruch gehalten, wenn sie ihn verlassen hätte, als wäre sie sein angetrautes Weib gewesen und nicht die Köchin und Haushälterin der Madame.

„Unser Herr", sagte sie, wenn sie vom Rat sprach.

„Unser Herr", sagte auch Madame Tiburtsius, wenn sie in Eifer kam über irgend etwas, was ihrer Meinung nach der Herr Gemahl hätte unterlassen können.

Tiburtsiussens Kathrine war aber mit ihrem Herrn und mit der Madame, trotz aller Treue und trotz aller Unmöglichkeit, sich von ihnen und ihren Messingkäfigen, Messingknäufen, Messinghandhaben, Messingkesseln, Messingofentüren, Gabeln und Zangen, Leuchtern, Klingeln und dem messingenen Namenschild jemals trennen zu können, durchaus nicht so ohne weiteres einverstanden. Sah man sie im Hause hantieren und auf den Markt gehen, so hätte man glauben sollen, solche unanfechtbare, bewährte Sauberkeit, die könnte nur in allertiefsstem Frieden gedeihen, in einer Harmonie, von der man sich eigentlich keine rechte Vorstellung machen kann, sondern die man nur für möglich hält auf der Insel der Seligen oder an solch einem Orte, wo es weder Kaminfeger noch Heizung gibt, noch Straßenschmutz und Staub, noch etwas Versalzenes, Angebranntes, Gesäuertes, noch Mißverständnisse aller Art, Zank mit Handwerkern, Tauwetter, Rauch und üble Laune, Ärger über Freunde und Feinde, noch alte Damen, die mit ihrem Mops auf Nachmittagvisiten gehen, weder alte Herren mit Tabakspfeifen, noch Kinder mit schmutzigen Schuhen und Musbröten.

Ja, und es war auch bei Tiburtsius' wie überall auf Erden. Es ging nämlich ganz natürlich zu, und der ungetrübte Glanz, der über allen Dingen lag, war nichts weiter, als was sich eben mit unermüdlichen Fäusten erreichen ließ. Tiburtsiussens Kathrine hatte so viel Ärger zu schlucken, so viel Leid, als irgendeine andre Sterbliche auch.

Sie umhüllte den Rat mit einer wahren Wolke von Reinlich-

keit und Sauberkeit — aber im Kern dieser Wolke, da saß der Rat und paffte und steckte in einem schmierigen Schlafrock und in ausgeschlappten Filzschuhen und häufte Schmutz und Staub und Gelehrsamkeit auf seinen Schreibtisch und rührte all dieses untereinander und streute Schnupftabak darüber und spuckte auf die Dielen und wischte sich die Feder an den Kniehosen und warf sein weißes Perückchen auf die Akten, daß der Puder stäubte und sich mit dem Schnupftabak und Rauchtabak und der Asche und den Dochten, die er immer aus der Lichtputzschere fallen ließ, auf seinem Schreibtisch (dem Misthaufen, sagte Kathrine in ihren Selbstgesprächen) zu einem sehr bedenklichen Überzug vermengte.

Das war ein Kreuz und ein Elend — und dies vor den Augen der Welt zu verbergen, war Kathrinens erste Sorge, da war kein Opfer und keine Mühe groß genug.

Nichts macht den Menschen mehr Spaß, scheint es, als eine Lüge zu verteidigen, eine Lüge groß zu ziehen, an eine Lüge zu glauben und glauben zu machen, eine Lüge am Leben zu erhalten, für eine Lüge zu leben und zu sterben.

Die Leute sollten nun einmal glauben, der Rat wäre ein Wunder von Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnungsliebe und dergleichen löblichen Eigenschaften mehr. Das hatte sich Kathrine in den Kopf gesetzt, und nicht nur Kathrine, sondern das rechtmäßig angetraute Weib auch ebenso. Armer Rat, wenn du die Treppe hinabwandertest, in aller Unschuld, wie war's dir dann, wenn die Küchentür aufflog und hinter dir drein ein Weibsbild fuhr mit Bürsten bewaffnet, der Tuchbürste und der Samtkragenbürste und, ohne zu reden, über dich herfuhr wie ein Hagelwetter, vom Kragen auf den Rock mit der sanften Bürste und der harten Bürste in blitzschneller Abwechslung — und wenn, von den Bürsten angelockt, sich noch eine Türe öffnete und die Frau Rätin mit sanften Jammertönen und der Puderbüchse und der Quaste eilig ankam, um dir das Perückchen frisch zu stäuben und dein Zöpfchen

zwischen den Fingern zu nudeln — und dann das Bürsten von neuem begann — wild und eifrig, damit um Gottes willen Herr Rat nicht aufgehalten würde; alles in aller größter Devotion und ehelicher Liebe und Fürsorge!

„Und die Finger, Gustävchen — und die Finger und das Fazeterl?

Die Finger —, Gustävchen, hast se doch erscht gewaschen?" —

Was hatte doch die Frau Rätin für eine behagliche Stimme — so ein bißchen eine fette Stimme und ein wenig schnarrend.

Und wenn du glücklich draußen warst, Herr Rat, da war es dir ein wenig schwindlig — da wackeltest du mit dem Kopfe ein ganz klein wenig über diese Weibsbilder; aber nicht etwa so stark, daß man es mit unbewaffneten Augen vom Fenster aus hätte wahrnehmen können. Beileibe nicht! Denn oben schaute die Rätin am Fenster dir nach und öffnete das Schiebfensterchen und rief einmal wie allemal: „Aber Gustävchen, pünktlich zum Essen — damit wir den Nachmittag vor uns haben — Gustävchen!"

Und dann gingst du in deine Sitzung — da warst du ein freier — ein großer Mensch.

In diese Sitzung sprangst du allemal wie der Frosch in den Teich, wenn du nur das Bild nicht übelnehmen willst! Da kam dir nichts nach — gar nichts, da mußte alles draußen bleiben, unwiderruflich — alles, alles. Über die Schwelle — ein Schritt, und du warst ein gefeiter Mann. Das war eine vortreffliche Einrichtung!

Manchmal aber in der Sitzung, da packte es dich ganz eigenartig, da war es dir zumute wie dem Schneck, der sein Haus irgendwo hat stehen lassen aus Vergeßlichkeit, wenn einem Schneck so etwas passieren könnte, und der sich nun absorgt, was derweilen wohl in seinem Haus geschehen ist, was

sie wohl damit machen, ob sie's ihm zertreten haben — oder ob was hineingekrochen ist.

Ganz so war es dir zumute, lieber Rat — das weiß ich, und du würdest mir recht geben. Ja, das wäre dir lieb gewesen, wenn du nicht gewissermaßen nackt und bloß in die Sitzung hättest gehen müssen, sondern wie der Schneck dein Haus, dein Eigentum hättest überall mitnehmen können; wenn du mit deinem Schreibtisch zusammen hättest in die Sitzung gehen können — das wäre schön gewesen!

Und du mußt selbst gestehen, daß ein solcher Misthaufen, wie dein Schreibtisch mitten in einem blinkenden Hause, wie das deine eins ist, nicht hineinpaßt; daß ein Misthaufen entfernt werden muß, und daß es Hände gibt, die das unwiderruflich tun werden, wenn der Haufen gen Himmel stinkt, wie Kathrine sagt.

Und dann, wenn du nach Hause kamst, guter Rat, und es empfing dich so eine angenehme wohlbekannte Luft, eine eigentümliche Öde — fremd starrte dich dein Zimmer an, wie eine Wüste dein Schreibtisch, die Dielen naß, kalt, fleckenlos, der Tabaksduft mit Seife- und Sandgeruch vermischt, der seelenvolle Zustand ertötet, alles kalt zusammengerafft ohne Sinn und Verstand, die Verbindung von Gelehrsamkeit, Schnupftabak, Rauchtabak, Asche und Staub zerstört, das Behagen verscheucht — das hast du oft durchgemacht, Herr Rat; anfangs gebrummt, geschimpft, gezankt, aber das nahmen deine Weiber so selbstverständlich hin wie eine Rechnung, verzogen die Gesichter nicht und strichen deine Aufregung, deine Verzweiflung, deinen Jammer, deine Wut einfach ein, quittierten darüber, und die Sache war abgemacht.

Du warst machtlos, Herr Rat, denn was wolltest du tun; du warst machtlos wie ein Verrückter zwischen seinen beiden Wärtern, die ihn seelenruhig toben, schreien, zappeln lassen, bis der Anfall vorüber ist, und sich sogar verständnis-

innig in ihrer Roheit über das Getu des armen Narren zulächeln.

Trotz aller deiner Gelehrsamkeit, Herr Rat, warst du ein armer Narr. — Glaub's nur.

Von deiner Gelehrsamkeit sahen sie nichts, hörten sie nichts, und wie sie zu dem Wirtschaftsgeld kamen, das immerhin deine Gelehrsamkeit ihnen einbrachte, darüber zerbrachen sie sich auch den Kopf nicht.

Sie bemerkten nur die Asche, den Ruß, die rauchige Feuerstelle, die die Flamme deines Geistes erzeugte, und hielten das für einfache Schmutzerei.

Und Schmutzerei konnten sie beide nicht brauchen, die Kathrine, nicht, weil sie Blankheit für wichtiger als Luft, Atemholen, Essen und Trinken ansah, und die Frau Rätin nicht, weil sie immer Besuch und Visiten erwartete — und die bekam sie von früh bis in die Nacht hinein.

Besuch mit Nachtessen und Visiten mit Kaffee, einem Gläschen Wein und Kringeln. So waren Besuch und Visiten voneinander zu unterscheiden bei Frau Rätin und Kathrine. Und dieses Besuch- und Visitenerwarten, das war der zweite schwere Stein, der auf Kathrinens Herzen lag, und nicht nur auf Kathrinens. Die Frau Rätin war eine lebenslustige Frau, die bei sich dachte: „Es ist, weiß Gott, genug, wenn eines im Hause sauertopft. Gott bewahre." Die rundliche Rätin mit den muntern blauen Augen, dem kleinen, von runden Wangen eingeengten Mund, der strammen, kugelrunden Gestalt, die Frau Rätin, die so lachen konnte, daß alles an ihr schwabberte und schwabbelte, die wollte das Leben genießen und genoß es.

Sie hatte so viel gute Freunde und Freundinnen, alte und junge, und war überall dabei und machte alles mit. Vormittags hielt sie sich, wie es einer guten Hausfrau geziemt, leidlich daheim, flickte, schaute der Kathrine nach, machte mit ihr Streifzüge in Herrn Rats Studierzimmer, sobald er

selbst ihm den Rücken gewandt hatte; sie ging Mittwochs und Sonnabends hinunter auf den Markt und brachte die Morgenstunden herum, wie es ein kinderloses Weibchen mit einem grilligen Mann am Schreibtisch in Weimar und anderswo je hingebracht hat. — — Aber am Nachmittag!

„Damit wir die Nachmittage vor uns haben, Gustävchen." Das rief sie nicht umsonst täglich Herrn Rat aus dem Schiebfensterchen nach, wenn er sich in die Sitzung aufmachte.

Bei Tiburtiussens und bei Apothekers ging es am lustigsten zu von allen, die rings um den Marktplatz wohnten.

Bei Apothekers nahm groß und klein an jeder Festlichkeit teil, da floß Familienseligkeit, Familiengenügsamkeit wie ein lustiges Bächlein. Bei Rat Tiburtius' aber ging der Geselligkeitstrieb, der Trieb nach Festlichkeit und Lustbarkeit von einem einzigen fetten Weibchen aus, das sich breit und wichtig machte.

Kathrine haßte das ganze Gästewerk aus Grund ihres Herzens. Sie kamen zu jeder Zeit und hatten kein Einsehen. Ehe die Stiegen noch trocken waren, tappten kleine und große Füße darauf herum und schleiften den Straßenschmutz wieder herein.

Die Kummerfelden, die alte Schauspielerin und jetzige Nählehrerin, die am Entenfang in ihrem winzigen Häuschen wohnte, kam angehatscht durch dick und dünn, bei jedem Wetter.

Bei Tiburtius' fand sich alles mögliche zusammen: die Fabianen, die sie in Weimar Rabenmutter nannten, weil sie jeden Winter, den Gott schickte, zum Ettersberg hinauswanderte und die Raben fütterte mit allerlei, was sie bei den guten Freunden eingesammelt hatte, worauf sie mit ihren großen Filzschuhen und mit gutem Humor, wie ein Rieseneiszapfen, zur Kaffeestunde zu Tiburtiussens kam und ihren unzerreißbaren Christophorusmantel übers Treppengelän-

der hing, so daß beim Auftauen die Bäche davon herabrannen. Und ihre Freundin, die winzige Mamsell Muskulussen mit der dicken Perücke, und die wunderschöne Rätin Kirsten mit ihren beiden Ratsmädchen, und alle Apothekers, und der Kupferstecher Müller mit den Müllerschkindern, und nicht zu vergessen der Ratsmädchen Freunde, Budang, Ernst von Schiller und Horny, und Herr und Frau Egidi, ein junges Ehepärchen, und zu feierlicheren Gelegenheiten Madame Schopenhauer und Fräulein Adele, die Pogwischs, die ganze schöngeistige heilige Klerisei aus Frau Johannas Salon, August von Goethe und junge Leute seiner Bekanntschaft. — Wer sie alle aufzählen könnte, die Leute aus dem immer lustigen Weimar, die fleißig bei der dicken kleinen Frau Tiburtsius aus und ein gingen und Kathrinens guten Kaffee tranken und die guten Kuchen aßen, die sie buk, und die Pufferts und die Wickelklöße und die appetitlichen Brotschnittchen — und bei besonderen Gelegenheiten ein Gläschen von Herrn Tiburtsius' gutem alten Malaga zu schlucken bekamen, so lange, bis er aufgeschleckt war und der Herr Rat das Nachsehen hatte.

Und wie sie alle mit einem schlechten Gewissen an der Tür von Herrn Rats Arbeitsstube vorbeischlüpften und auch an der blinkenden Küche von Kathrine. Sie wußten gar wohl die Sachlage zu beurteilen; aber das störte sie nicht, durchaus nicht. Im Gegenteil, es hatte etwas Anregendes. Und wenn der Herr Rat ein bißchen maulwurfsmäßig in die schon stundenlang versammelte Gesellschaft seiner Frau trat, da wurde er gescholten und liebenswürdig gehänselt und zwischen zwei schöne Damen gesetzt, und mußte den Sakramenter spielen. Und brauchte man sein Arbeitszimmer zu lebenden Bildern oder als Garderobe oder sonst zu irgendeinem edlen Zweck: „Ausgeräuchert, alter Hamster", sagte dann irgendein Pfiffikus zu ihm, sein alter Freund, der Apotheker, oder Kupferstecher Müller oder sonst einer; irgend so eine Art Witz machten sie stets, gewöhnlich denselben.

Das ging so fort jahraus, jahrein.

Was half es dem armen Rat, daß er ein großes Licht der Wissenschaft war, daß man in Weimar allerlei Anekdoten von ihm erzählte, daß die Marktweiber ihn nicht nur in eine Reihe mit Schiller und Goethe stellten, sondern noch weit über diese hinaus, daß der Nachtwächter ihn ganz besonders ehrfurchtsvoll grüßte, daß er ein sehr geachteter Bürger war? Gar nichts. Er blieb eine armselige, waffenlose Kreatur, die nicht imstande war, ihr Nest zu verteidigen. Er wurde gebürstet, überstäubt und wieder gebürstet, sein Schreibtisch wie ein Stall gereinigt, sein Behagen durchkreuzt, verscheucht, seine Atmosphäre gelüftet, seine Gewohnheiten wurden mißachtet, seine Ruhe wurde gestört, seine Stube genäßt, versandet, sein Wein verschenkt — der Boden ihm unter den Füßen weggenommen. Er wußte es selbst nicht, wie schlimm es war.

Kathrine aber ging hin und wieder ein trübes Licht über den Zustand ihres armen Herrn auf, einzig deshalb, weil auch sie dem Trieb nach Geselligkeit, der ihre Frau beherrschte, feindlich im Grunde ihrer Seele gegenüberstand. Sie kannte eine Geschichte, die hatte der Wirt vom Stadthaus ihr erzählt, eine Geschichte, auf die sie stolz war, die sich zugetragen hatte, als sie schon längst im Hause diente, von der sie aber nichts erfahren, bis eben der Wirt vom Stadthause sie ihr mitteilte, und die Geschichte hatte sich folgendermaßen zugetragen.

„Dein Rat ist doch ein verteufelt Gescheiter", hatte der Wirt ihr gesagt, während sie sich das Seidel Braunbier von ihm einfüllen ließ. „Da schaut er einmal zum Fenster 'raus und gafft, und bei mir steht ein Bauersmann, so 'n Stoffel, der nicht dreie zählen kann — der sollte in der Stadt einen Doktor holen, aber welchen — das hatte er dir vergessen. Und nun steht er da in seinen Lederhosen, wie die Kuh vor dem neuen Tor, und weiß nicht, was hinten und vorn is — und kratzt

sich hinter den Ohren. Da sag' ich zu ihm: ‚Guck, da sieht der Rat Tiburtsius zum Fenster 'naus — der weiß alles. Wenn einer, so kann der dir's sagen, den mußt du fragen.' Un richtig, der Schiebel geht auch und steht dir unterm Fenster und glotzt 'nauf — und tut's Maul nich auf.

Da mach' ich mich auf die Strümpfe und mach' dem Herrn Rat mein Kompliment und sag': ‚Herr Rat, der Mann da soll schnell einen Doktor aufs Land holen un weiß nich mehr, welchen.'

Der Herr Rat, der hört's dir nur — und sagt gleich: ‚Das ist ja wunderlich — das ist ja wunderlich.'

Un Doktor Wunderlich, der war dir'sch werklich, das hatte er gleich weg. — Der Doktor Wunderlich, der sollte geholt werden. Es muß schonn á recht Gelehrter sein, dei Rat." —

Und Kathrine erwog diese Geschichte in ihrem Herzen und vergaß sie nicht, und wenn es die Gäste der Madame gar zu bunt trieben und den Frieden des Herrn Rat gar zu unverschämt störten und auch in ihrer Küche herumwirtschafteten, das Mehl selbst aus dem Fasse holten, um Mehlhäufchen zu spielen, oder die blanken Kasserollen herunterlangten, weil sie dieselben zu Helmen in irgendeinem lebenden Bilde gebrauchten — da dachte Tiburtsiussens Kathrine, daß man so einen gelehrten Mann doch mehr ästimieren sollte. Das dachte sie hin und wieder eine ganze Reihe von Jahren lang. Nun war einmal um Fastnacht ein sehr milder Februar, der seine zehn Frühlingstage, die er füglich geben sollte, so verlangte man es damals in Weimar von ihm, auch wirklich gab; — es waren schon bald ihrer zehn beisammen, und der Herr Apotheker und der Herr Kupferstecher Müller und der Herr Rat Kirsten und der Herr Rat Tiburtsius und noch so und soviele sagten, wenn sie einander begegneten oder ein Gespräch anfingen: „Heuer ist's aber in schönster Ordnung" — oder „Ein kapitaler Februar" — oder „Ein Staatsfebruar"

— oder „Heite ham mer enen Februar, der sich gewaschen hat“ — oder sonst dergleichen etwas, wie es die alten Herren von damals zu sagen liebten.

Die Jenenser Botenweiber brachten schon Schneeglöckchen und Weidenkätzchen mit und erzählten Wunderdinge, wie weit sie in Jena schon Weimar voraus wären.

Um diese Zeit war in den Rat Tiburtsius eine sonderbare Lustigkeit gefahren. Er trieb sich außer dem Haus umher. Die einen sahen ihn da, die anderen begegneten ihm dort. Er machte weite Spaziergänge, man hatte ihn mit Leuten auf der Straße reden sehen, von denen man wußte, daß sie mit Tiburtsiussens nicht bekannt waren. Er war zerstreuter denn je, ließ sich von Kathrine auf der Treppe bürsten und von der Rätin bestäuben und dann wieder bürsten, ohne etwas davon zu bemerken. Er suchte die Dinge, die er in der Hand trug, in allen Ecken, jammerte nach der Brille, die ihm auf der Nase saß, bemerkte es scheinbar nicht, wenn sie seinen Schreibtisch abgekehrt und umgekehrt hatten, wurde von Kathrine ertappt, wie er ohne Hut ausgehen wollte, statt des Hutes aber seinen alten Filzschuh unterm Arm trug. So toll dies auch klingen mag, ist es doch wirklich und wahrhaftig wahr und in Weimar auch bei alt und jung gar wohl bekannt. Es hat sich so manche Geschichte von dem Herrn Rat fortgepflanzt, und ich kann eine feierliche Beteuerung abgeben, daß überhaupt alles, was ich von dem Herrn Rat erzähle, vollständig auf Wahrheit beruht, wie überhaupt alles, was ich in dieser Geschichte zum besten geben will.

Und wollte ich die Quelle verraten, aus der ich so manches Altweimarische schöpfen darf, so bin ich versichert, es würden sich so vielerlei Forscher und Wühler mit Eimern, Gelten und Schaffen aufmachen, um auch aus meiner Quelle zu schöpfen, daß ich wohlweislich schweigen werde. Sie würden mich fortdrängen. Sie würden behaupten, bei weitem wichtiger als meine Wenigkeit zu sein. — Sie würden sich mit

wissenschaftlichem Eifer breit machen, würden mich anschnauzen oder höflich ersuchen, Platz zu machen, weil sie die Goethezeit mit allem Drum und Dran gepachtet zu haben vorgeben.

Übrigens, um gleich eine Ungenauigkeit, deren ich mich schuldig gemacht habe, selbst zu berichtigen, ehe es andre tun, gestehe ich, daß Herr Rat Tiburtsius keinen alten Filzschuh unterm Arm statt seines Hutes getragen hat, sondern etwas andres, was ich mir aber erlaubt habe, des guten Tons halber in einen alten Filzschuh umzuwandeln. Der Rat war eben mit seinen Gedanken ganz wo anders, als wo Kathrine und die Rätin meinten, daß er sein müßte.

So ging es eine ganze Weile fort.

Die Leute trugen der Frau Rätin zu, daß der Herr Rat einen Kauf müsse abgeschlossen haben; aber was er gekauft habe, das konnten sie ihr nicht sagen. Auf dem Stadtgericht war er auch gesehen worden. — Gott weiß, wo alles man ihn gesehen hatte! Auch hinter den Scheuern wollte man ihn gesehen haben.

Die Frau Rätin grübelte hin und her, ihre Gäste grübelten, Kathrine grübelte. Man fragte, man sprach allerlei Vermutungen aus. Die einen meinten, er habe sich ein Reitpferd gekauft — darüber mußte aber die Frau Rätin lachen. Die andern meinten Pferd und Kütschchen — da lachte die Frau Rätin schon weniger, das wäre ihr gerade recht gewesen. Einen Oxhoft Wein aus Frankfurt, glaubte der Apotheker. Andere wieder kamen darauf, er wolle der Stadt eine Schenkung machen. Man konnte nicht darüber einig werden, und der Rat schwieg beharrlich.

„Das ist meine Sache — meine Sache — meine Sache!" fuhr er seine Frau an; zum erstenmal seit Jahren fuhr er sie wahr und wahrhaftig an, als sie hinterlistig und energisch hinterlistig in ihn dringen wollte.

Das erschien ihr so sonderbar, daß ihr gut gewöhnter alter

Gatte mit einemmal rebellisch wurde, daß sie etwas Unbestimmtes fühlte, was sie veranlaßte, nicht weiter in ihn zu dringen.

Und so blieb er so weit unbehelligt.

Eines schönen Abends, als die Rätin zu der Schopenhauerin zur Whistpartie gebeten war, wanderte Herr Rat in seinem Zimmer auf und nieder und pfiff. — Er pfiff wirklich. — Wie sonderbar es klang, und wie sonderbar er es fühlte, dies Pfeifen! Seine Lippen waren ihm ordentlich steif geworden und juckten ihn. — Er hatte seit Jahrzehnten nicht gepfiffen, solang er Rat war, kein einziges Mal.

Aber heute! — Und er rieb sich die Hände ganz vergnügt und schlürfte in seinen Pantoffeln sehr schnell und sehr eifrig auf und nieder.

Jetzt klappte er den Kleiderschrank auf, suchte und kramte unten und oben auf dem Brett, wo sein Schuhwerk stand, und auf dem, wo Hüte und Kappen lagen und wo eine Staatsperücke auf ihrem Stengelchen saß. Der nickte er zu und sagte: „Du wirst was erleben!"

Dann wirtschaftete er zwischen Röcken und Kniehosen und den gestickten Westen herum, und ein paar weiße, mächtige Halsbinden fielen oben vom Brett, wo sie neben dem Perückchen gelegen hatten, und er trat darauf. Es knackte. Zuerst merkte er's nicht, denn er wühlte ganz zu hinterst im Schrank, aber jetzt steckte er mit dem einen Fuß in einer, und die hatte eine Mechanik und schnappte.

Da fuhr er mit dem Kopfe aus seinen Röcken, Hosen und den gestickten Westen — und sah nach, was angebissen hatte.

„Ei — ei — ei — ei!" sagte er betroffen und gedachte seiner Weibsleute. Dann legte er die Halsbinden vorsichtig, trotzdem er sie bös zugerichtet hatte, wieder neben das Staatsperückchen — und kramte weiter.

Endlich hatte er, was er suchte, und zog ein Ungetüm von einem alten Flausrock hervor, einen hellen Flausrock, der

ihm von oben bis unten ging. Er schien, nach dem Zustand zu urteilen, in dem er sich befand, der Vater von dem jetzigen alten Flausrock zu sein, den der Rat gerade anhatte — oder auch der Großvater davon. Er war so eine Art Schlafrockheiligtum.

„Da ham mern", murmelte der Rat, hielt ihn ausgebreitet vor sich hin und schaute den schäbigen Gesellen pfiffig an und schaute auf die Rutschpartien von altbekannten Tintenflecken, auf ganze Wüsteneien, wo er die Feder jahrelang ausgewischt hatte, so daß glänzende Krusten entstanden waren, und schaute auf Tabak- und Bierflecken und unbestimmbare Flecken, als blickte er auf lauter Gemälde seines vergangenen Lebens.

Der Rock gefiel ihm. Der Rat schmunzelte und wickelte ihn sorgfältig und fest in eine Rolle, und mit einem Bindfaden band er ein paar große Latschen darauf, schob dann das Paket in eine Ecke und stellte einen Lehnstuhl davor und ging wieder im Zimmer auf und nieder eine ganze Weile, schaute hin und wieder zum Fenster, und jetzt lugte er vorsichtig zur Tür hinaus. Es war still, ganz still — Kathrine mußte auch fort sein.

Ein Zug tiefen Friedens lagerte sich auf dem Gesicht des Rats. Er legte die Hände über sein spitzes Bäuchlein, das sich unvermittelt wie ein Schwalbennest an der hagern Figur angehängt hatte, und wandelte so weiter. Diesmal aber pfiff er nicht.

Er sang mit einer knarrenden, ungeschmierten Stimme, wie in der Kirche, wenn er seinen Choral absang — aber ein gutes, herzerfreuendes Lied war es, kein Choral. Und nur die erste Strophe davon — weiter nicht. Er sang so schüchtern, als wollte er einer schönen Dame eine Liebeserklärung singend vortragen, und es lag ein sonderbarer Ausdruck über seinem Gesicht, eine Erregung, etwas wie Reiselust; die aber kannte und verehrte der Herr Rat nicht. Es war etwas anderes.

Die Sonne ging jetzt unter und warf ihre Frühlingsstrahlen auf die gelbgetünchten Mauern des Stadthauses, daß es golden glänzte, und die Strahlen, die in das große Becken des Marktbrunnens plätscherten, ließ sie wie lebendiges Silber glänzen.

„Wenn einer einen Garten hat."

Das sang der Herr Rat mit zitternder, gerührter Stimme.

Das mochte vielleicht eine Erinnerung sein, eine Jugenderinnerung, eine Frühlingserinnerung, die sich ins Herz schleicht, die das ganze Leben vergessen läßt und uns in die liebe, gute Jugend versetzt, denn der Herr Rat hatte alles, nur keinen Garten, und er sang genau so, als hätte er einen, nicht sehnsüchtig und eigentlich auch nicht erinnerungsselig, sondern triumphierend — wirklich triumphierend. Und er schritt auf und nieder, stolz und unternehmend wie ein Hahn auf seinem Hof. Es war ihm wohl zumute, und damit wir's kurz sagen: er hatte wirklich einen Garten. Er hatte einen Garten gekauft — für sich selbst einen Garten, kein Pferd mit einem Kütschchen, und hatte auch der Stadt nichts vermacht. Gott bewahre!

Und jetzt war er dabei, sowie die Dämmerung ein wenig dichter wurde, mit seinem Flausrock unterm Arme in sein neu erworbenes Eigentum zu wandern.

Er hatte die sonderbare, eines weltfremden Gelehrten würdige Idee gefaßt, seinen Garten geheim zu halten. Es sollte so lang als möglich niemand etwas davon erfahren, und deshalb wartete er auf die Dämmerung und sang das Gartenlied erst, als er sich überzeugt hatte, daß auch die Kathrine ausgegangen war.

Und endlich — endlich war es so weit. Der Rat schlüpfte in seinen Rock, nahm Stock und Hut, legte über den Flausrock und über die alten Latschen ein zerknittertes Fetzchen blaues Papier, das er aus einem Fache seines Schreibtisches

bedächtig hervorgesucht hatte, denn zu jener Zeit wurde eine solche Papierverschwendung wie jetzt, wo man einen ganzen Flausrock mitsamt alten Latschen bequem in ein einziges Zeitungsblatt wickeln könnte, nicht getrieben. Man dachte an eine solche papierne Flut, wie sie uns heute überschwemmt hat, damals noch nicht im Traume.

Dem Herrn Rat wäre aber so ein tüchtiger Fetzen Zeitung, wie die „Kölnische" etwa, gerade recht gekommen, denn er zupfte und reckte und strich an seinem blauen festen alten Papierchen, das gar nichts decken wollte, sondern nur wie ein Pflaster auf dem Flausrock lag. Schließlich nahm er ihn aber unter den Arm, wie es gehen mochte, schlich die Treppe vorsichtig, vorsichtig hinab, trotzdem er, als er zaghaft in die Küche geschaut hatte, überzeugt sein konnte, daß das Frauenzimmer mit den Bürsten ebensowenig daheim war als die Gattin mit der Puderquaste und der Puderschachtel.

Er war jetzt ein freier Mann; aber das Schleichen hatte er sich nun einmal angewöhnt.

Auf der Straße lief er so hastig mit seinem Bündel, als es sich irgend mit seiner Würde als Rat vertrug, durch die Wünschengasse unter dem Wittumspalais hin, die alte ausgetretene Treppe, die zur Esplanade führt, hinauf; da, unter den alten Linden war es schon recht dämmrig. Für den Flausrock war das gut, weniger für den Garten; aber diesmal kam es dem Rat mehr darauf an, sein Bündel in dem Garten glücklich unterzubringen. Er stellte sich vor, wie er den Flausrock dort aufhängen würde, damit er künftig alle Herrlichkeit in seinem Garten auch ganz kommod genießen könnte, denn im Staatsrock und in Lederstiefeln, das hätte ihm nicht gepaßt.

Bei den Schopenhauern mußte er vorüber, aber das schien ihm ungefährlich. Wie angepicht saßen sie bei ihrem Partiechen, hörten und sahen nichts, das kannte er. So ging er weiter und hinter dem Theater noch ein Stückchen Erfurter-

straße, bis ans Erfurter Chausseehäuschen, dann ging die Herrlichkeit an. Ja, man war mitten schon darin — Garten an Garten, von dem alten Brauhaus an bis hinunter zur Wallendorfer Mühle.

Und nicht etwa so Staatsgärten, wie man sie jetzt liebt, mit zementierten, runden, glatten Bassins für ein einziges langweiliges Strählchen Wasser, mit langweiligen runden und dreieckigen Beeten, auf denen wohlgeordnete Blumen von gleicher Höhe und gleicher Farbe wachsen, mit dünnem Gebüsch und breiten sandigen Wegen, kurzgeschorenen winzigen Grasfleckchen — keine so blechernen Gärten, in denen die Beete, Büsche und Rasenplätze wie ein Meublement aussehen, Gärten, wie vom Tapezier arrangiert. Gar nicht! Das waren urwüchsige Gärten, gesegnete Gärten.

Und solch einen alten, guten Garten, nicht allzu weit von der Stadt entfernt, den zweiten von der Lottenmühle aus, den hatte der Rat Tiburtius erworben. Wie zu einem Liebchen schlich er an den Gartenzäunen hin. Die Hand hielt er in der Tasche und faßte den Schlüssel darin fest, mit dem er sich sein Paradies aufschließen wollte.

Jetzt waren die Leute schon meist daheim. Er begegnete zwischen den Zäunen keiner Menschenseele, die ihn irgend etwas anging — und jetzt stand er vor seiner Tür — seiner Tür, einer Tür aus zart silberglänzenden verwitterten Latten, und durch den Bretterzaun steckten Himbeerbüsche ihre grünen Finger. Es war Mai geworden, bis der Garten wirklich Herrn Rat Tiburtius gehörte. Und über den Zaun quoll der Duft aus dem vollen grünen Garten — und der Duft gehörte dem Herrn Rat. Ehe er wirklich aufschloß, schnaufte er ein paarmal tief.

So ein Duft aus dem eigenen Garten!

Den geraden Weg entlang, der auf ein Gartenhäuschen zuführte, standen die Sommerblumen schon in dicken Knospen, und die Pfingstrosen blühten in ganzen Ballen, und Iris-

blumen, blaue und gelbe. Die Äpfel- und Birnen- und Kirschbäume trugen schon dickes, frisches Laub.

Die alten Eschen und Birken, die das grünbemooste Dach der Lottenmühle beschatteten, schützten den Garten von Norden und hüllten ihn in einen dichten grünen Mantel. Wie geborgen lag er so in dem Dämmerlicht und quoll und blühte und knospte und duftete.

Ein Fledermäuschen schwirrte vom Mühlbach her, und die großen Bündel des gestreiften Bandgrases raschelten und wisperten ganz fein im Winde wie Schilf — nur weicher.

Und alles war so weich, so voll, so lebendig — Farben lugten aus der Dämmerung. Die Laubmassen wurden immer dicker, flossen immer mehr zusammen, und es war feierlich im Garten des Herrn Tiburtsius.

Der stand immer noch mit dem zusammengerollten Flausrock mitten auf dem Weg, ohne sich zu regen.

Ihm war so wohl! Wahrhaftig, er traute sich nicht, sich zu rühren. Kein Mensch wußte von ihm, ahnte, wo er sich befand und wie er sich befand, und er kam sich vor wie ein Vogel in einem grünen versteckten Nest, den keines Menschen Auge treffen kann. Und wieder summte und brummte er das Gartenlied, aber jetzt zwischen den Zähnen:

„Wenn einer einen Garten hat."

Er hätte sich vor einer lauten Stimme, auch vor der eigenen, in dem weichen, vollen Garten erschreckt.

Der Flausrock wurde jetzt auseinandergerollt und im dumpfen dunklen Gartenhäuschen, in dem es nach Sämereien, trockenem Laub, alten Weidenkörben und etwas moderig roch, aufgehängt. Der Rat mußte mit den Händen nach einem Nagel suchen. Eine wilde Weinranke tippte währenddem ein paarmal an das Fensterchen. Es war so heimlich.

Jetzt ging er hinaus und tappte vorsichtig zwischen den Gemüsebeeten hin und her, bückte sich und befühlte die Salat-

pflanzen, die sich schon zu Köpfen ballten. So zart und elastisch waren sie und fühlten sich etwas fettig an. Dem Rat lief der Tau, der sich in den tausend Schlupfwinkeln so eines Salatkopfes eingenistet hatte, kühl über die Finger.

Ein Nachtfalter flog auf. Von den Feldern her hörte man die Grillen zirpen, und die Luft war voll Laubduft. Und manchmal trug ein Windchen den unaussprechlich zarten Duft der vielen blauen und gelben Irisblumen durch die Luft, und auch die Pfingstrosen, die eigentlich fast duftlos blühen, empfand man deutlich. Und von der Lottenmühle her kamen ganze Wolken von Geißblattblütenduft, so gewürzig, so vielgestaltet; bald empfand der Rat diesen wundervollen Duft wie Vanille, bald wie alle schönen bekannten und unbekannten Düfte zusammengebraut.

Das Rauschen des Mühlbachs drang auch herüber und das Klappern und Dröhnen des Mahlwerkes, ganz dumpf, und die Birken und Eschen rauschten dazu. — Die Dunkelheit sank immer tiefer herab, und der Herr Rat tastete sich aus den Gemüsebeeten heraus, um nichts zu zertreten, und machte sich auf den Heimweg. Ehe er aber die Tür öffnete, blieb er noch lange ganz versunken stehen und atmete den schönen Gartenfrieden ein, und die Dunkelheit verbarg ihn mit allen seinen Schätzen vor aller Welt, mit seinen Pfingstrosen, seinen Iris- und Bandgrasbüschen, seinen knospenden Sommerblumen, seinen Salatköpfen, Zwiebeln, Kohlrabiknollen und Krautköpfen, seinem Dill und seinem Gurkenkraut, seinen Stachelbeerbüschen, Himbeerbüschen, Bertramstauden und den hundertfach knospenden Zentifolienbüschen.

Und als er endlich zwischen den Zäunen wieder der Stadt zuging, da kam er wirklich wie von seiner Liebsten — und zu Hause ließ er kein Wörtchen verlauten.

Die Rätin fragte auch nicht, als sie später von der Schopenhauern zurückkam. Sie nahm an, er wäre im „Elefanten" bei seinen alten Herrn gewesen. — Und unter denen ging es

das eine Mal so zu wie das andere Mal, da war nicht viel zu fragen und zu antworten zwischen einem alten Ehepaar.

Am andern Abend, aber bei weitem früher, machte er sich wieder auf. Bei ihm war das Haus voller Leute. Es schnatterte bis in sein Studierzimmer, und in der Küche wurde gebacken und geklappert. Es war großer Damentee.

Wieder konnte er völlig unbemerkt davon kommen und arbeitete im Flausrock stundenlang und goß sein Gemüse und saß vor dem Gartenhäuschen und paffte aus seiner Pfeife, schaute in den blauen Himmel, hörte auf eine Lerche, die draußen in den Feldern aufstieg, schnaufte tief den Duft seines vollen Gartens ein, und der Duft mischte sich mit den Tabakswölkchen aus seiner Pfeife.

Die Vorübergehenden konnten ihn nicht sehen, denn der alte Bretterzaun war hoch, und von den Nachbargärten war er auch nicht ohne weiteres zu belauschen. Dieser Umstand hatte viel dazu beigetragen, den Herrn Rat zum Ankauf dieses Grundstückes zu bestimmen.

Aus dem einen Garten hörte er Kinderstimmen. Sie sangen:

„Es fuhr ein Bauer ins Holz,
Es fuhr ein Bauer ins Kirmsenholz,
Ki — ka — Kirmsenholz,
Es fuhr ein Bauer ins Holz."

Es machte ihm Spaß, zuzuhören. Es machte ihm überhaupt alles Spaß.

Und er hatte so ein verschmitzes Lächeln, der Rat, ein Lächeln, wie es, solange er Rat und Gatte der Frau Rätin war, seine Muskeln niemals inkommodiert hatte.

Zum erstenmal fühlte er, was es heißt, Herr im Hause zu sein. Darüber mußte er nun wieder lächeln, denn so ganz geheuer kam es ihm doch nicht vor.

Daß sie es aber in Weimar mit dem Garten noch nicht heraus hatten, war doch sonderbar, ging es dem Rat wieder

durch den Kopf. Wirklich, das war ein seltener Glücksfall. Eigentlich nicht zu glauben. Der Zinngießer Lange, mit dem er den Handel abgeschlossen hatte, der mußte wirklich so weit reinen Mund gehalten haben.

Und es dauerte auch noch eine ganze Weile. Vier Wochen lang schlüpfte er nun schon wie der Fuchs in seinen Bau, und es war ihm, als stände er unter ganz besonderer göttlicher Fürsorge. Der Herr Rat wurde dadurch frech und unvorsichtig, war nicht zu blöde, seiner Gattin die ersten Salathäupter in die Küche mit heimzubringen und ein paar Porreestauden und Dill und Gurkenkraut, was zu einem ordentlichen Salat gehört.

Darüber schüttelten die Rätin und Kathrine die Köpfe, denn es war durchaus nicht seine Art, etwas heimzubringen. Der Salat aber war vortrefflich.

Es schien aber auch eine besonders günstige Zeit für die Heimlichkeiten des Herrn Rats zu sein, denn seine Gattin genoß mit ihren Bekanntinnen und Bekannten den Sommer mit einer erstaunlichen Energie.

Nach dem Essen, kaum daß sie ihr Schläfchen abgehalten, lief Kathrine mit dem Strickbeutel der Rätin zum Konditor Ortelli und brachte ihr den Beutel ganz appetitlich gefüllt wieder mit heim. Und die Frau Rätin nahm ihn dann, setzte sich den großen Hut auf und band den Longschal um und trug den Beutel wieder aus. Der Herr Rat konnte darauf von seinem Fenster aus sehen, wie seine Gattin sich in der Nähe des „Elefanten", der dem Hause des Herrn Rat gerade gegenüberlag, postierte und wie eine Schildwache auf und nieder ging. Zuerst mutterseelenallein, denn sie war eine pünktliche Frau — dann gesellten sich allerlei Personen zu ihr und gingen mit ihr auf und nieder. Aus der Wünschengasse kamen verschiedene, die allermeisten. Die Schopenhauer mit der Adele und den Pogwischs, die Kirstens, die Mutter und die Ratsmädchen; gewöhnlich auch die Begleiter der beiden

Mädchen, die guten Freunde, und auch Bekannte von den Pogwischs. Es schwoll wie eine Lawine an. Aus der Apotheke kam's dann auch und aus Müllersch ihrem Haus, und die kleine Muskulussen kam angerannt und manchmal auch die Kummerfelden mit einigen Schülerinnen, manchmal auch mit allen, wie es sich gerade traf.

Und diese Lawine aus lauter lebenslustigen jungen und alten Weimaranern und Weimaranerinnen lachte und schnatterte und setzte sich endlich in Bewegung. Entweder nach Tiefurt zu oder nach Belvedere oder Ettersburg oder Tröbsdorf, nach Buchfahrt, was sie aber „Buffert" nannten, nach Ehringsdorf oder Oberweimar, nach allen möglichen Dörfern und Nestern, die jetzt in Weimar aus der Mode gekommen sind, nach Süßenborn und Taubach, nach dem Rödchen und nach Nora.

So genoß man damals den Sommer, wo noch keine Menschenseele daran dachte, eine Badereise zu machen oder in die Sommerfrische zu gehen.

Oftmals ging es auch in einen Garten zu einem Bratwurstfest. Jeder alte Weimarsche Garten hatte seinen kleinen Herd im Freien, einen gemauerten Herd, auf dem ein Rost stehen konnte zum Wurstbraten. Das waren Altäre der Geselligkeit.

Davon weiß jetzt keine Menschenseele mehr etwas, wie herrlich das gewesen, wenn aus dem Garten die blauen Wölkchen aufstiegen, die Würste sich auf dem heißen Roste wanden, dann platzten und rauchig dufteten, und die Leute im Garten beieinander saßen mit Weißbroten und Bier, hauseingelegtem Bier, „Hausmuff" nannten sie's, und mit Gitarre und Gesang.

Da eben wurden die alten schönen Lieder gesungen:

„Wenn einer einen Garten hat."

und ähnliche Lieder.

In dem Garten des Herrn Rat Tiburtius stand auch so ein Bratwurstherd, und es war ihm mehrmals schon das Wasser im Munde zusammengelaufen, wenn er davor gestanden hatte. Aber lieber das Wasser im Munde haben als eine Wurst, wenn man den ganzen Lärm, der so eine Wurst begleitete, mit in den Kauf nehmen mußte.

Nein — nein — lieber keine Wurst!

Es war ihm auch schon einmal im Garten in einer müßigen Stunde das Gelüste gekommen, sich ganz allein ein Paar Würste zu braten — das wäre gegangen, aber der Rauch! Den hätten sie in allen Gärten geschnuppert. — Und so allein Würste braten wäre auch nicht recht gewesen; aber verlockt hatte es ihn — sehr verlockt.

Als eines schönen Nachmittags die ganze Lawine, deren Kern die Frau Rätin bildete, sich, wie es hieß, nach Tröbsdorf bewegt hatte, ging er wieder in den Garten. Es wurde ihm jetzt schon gar nicht leicht, sich mit Amtsgeschäften auszureden, wenn die Rätin ihn fragte: „Aber Gustävchen, heute kommst du doch nach — kommst uns wenigstens entgegen?" Das war doch sonst nicht so, dachte die Frau Rätin und schaute ihren Gatten immer verwundert an. Und wie er diesmal im Garten war, fiel es ihm auf die Seele, daß es eigentlich so nicht fortgehen könne, und das stimmte ihn schwer und schmerzlich. Es schien ihm, als wäre der schöne Friede seines Besitztums nicht mehr so rein. Er dachte aber wie ein Schleicher: „Ist's bisher gegangen, wird's auch weiter gehen. Hat es bisher niemand verraten, verrät's auch vielleicht noch lange niemand", und beruhigte sich damit und goß seinen Salat und die Radieschen und alles, was der Zinngießer Lange gesäet hatte und der Herr Rat ernten sollte.

Es fuhr ihm durch den Kopf, wo er einmal mit all dem Gemüse hin sollte — und wenn das Obst reifte — die Kirschen glühten schon zwischen den grünen Zweigen: ja, was

sollte er mit all den Dingen machen? — Hm — das wußte er nicht recht.

Er war heute eben nicht so harmonisch gestimmt. Allerlei wollte sich eindrängen, was ihm nicht paßte. Es lag so in der Luft, war schwül und trüb heute. Der Garten war so dicht und grün und voll, so sommerlich und still, und der Bach rauschte, und das Mühlwerk klapperte dumpf und dröhnend.

Er machte sich heute früher als sonst auf den Heimweg, vor Dunkelwerden. Vorsichtig schloß er sein Türchen auf und trat behutsam hinaus, schaute nach links: da war die Luft sauber, keine Menschenseele zu bemerken — schaute nach rechts — und stand wie vom Blitz gerührt. — Ja, wo hatte er denn seine Ohren gehabt? — Drei Gartentüren vor ihm da flimmerte es ihm vor den Augen, da kam es angerückt. — Ihm schien es wie Tausende von Menschen, Tausende von Hüten, schlenkernden Armen, Tausende von Strickbeuteln und Sonnenknickern, mit denen auch geschwenkt wurde. — Das war die Lawine, die doch heute in Tröbsdorf hätte sein sollen. Und mit welchem Lärm kam diese Lawine an! Dem armen Rat schwindelte.

„Ja — ja — ja — was ist denn das?" riefen aus dem Gewirre verschiedene Stimmen zugleich.

„Aber Gustävchen — Gustävchen!" — Das war die Stimme der Rätin. — Und jetzt kam es ihm zum Bewußtsein, daß er die Hand noch am Schlüssel hatte, um ihn abzuziehen — das hatte die ganze Lawine gesehen, da war nichts zu machen. Er ließ die Hand, wo sie lag, und blieb regungslos — und da waren sie schon alle um ihn.

„Na, Alter, was ist denn das?" schmunzelte der Apotheker.

Die alte Kummerfelden drängte sich vor und blickte den Herrn Rat mit ihren großen, runden Augen an.

„Aber Gustävchen! — Aber Gustävchen!" Das war wieder die knarrende Stimme der kleinen Rätin. „Was ist denn

das? Aber Gustävchen! Wo kommst du denn her? Hast du denn hier Amtsgeschäfte?" Das klang sehr ernst und als sollte noch viel danach kommen. Sie drängten sich alle um ihn wie bei dem Spiele Wickelkloß, das bei den Kindern auf Weimars Gassen sehr beliebt war und noch ist, und wobei derjenige, welcher im Kern des Wickelkloßes steckt, Gefahr läuft, von den andern erdrückt zu werden. Der Rat faßte sich aber, nahm alle Kraft zusammen und sagte: „Das ist mein Garten. — Ich komme — ich habe — ich komme aus meinem Garten — ich habe mir nämlich einen Garten gekauft."

„Aber Gustävchen!" rief die Frau Rätin.

Das war gewiß das wenigste, was sie rufen konnte. Aber die Frau Rätin, die kleine, fette Frau, war Meisterin darin, in das einzige „Aber Gustävchen!" ganz unglaublich viel zu verpacken.

Sie hatte sich das sehr bequem eingerichtet, wie überhaupt ihren ganzen Haushalt. „Aber Gustävchen!" in hundert Variationen. Sie konnte auf dieser einen Violinsaite ganze Lieder und Musikstücke spielen.

Und der Herr Rat hatte ein gutes Gehör für diese verschiedenen Tonarten. Er ging im Takt danach wie ein alter Regimentsgaul.

„Aber Gustävchen!" rief die Rätin noch einmal, wie ein kleines vollgeladenes Gewitter.

Die Kummerfelden sagte, als stände sie noch auf der Bühne und spräche zum Publikum gewendet: „Einen Garten hat er also gekauft, und kein Pferd und kein Kütschchen."

Und Mamsell Muskulus zwitscherte: „Ach du meine Gite! — Du meine Gite!"

„Sapperlot!" rief der Apotheker, und das junge Volk lachte. — Und sie riefen alle durcheinander alles mögliche in Weimarscher Ursprache.

„Ne aber!" — „Herr Jemine!" — „Herr Jes!" und machten ein arges Geschrei damit.

Die Kummerfelden aber sagte: „Na, Kinders, da woll'n mer uns doch aber auch einmal den Garten ansehen." — Und gesagt getan. Die Tür ging auf.

Alle machten der Rätin Platz, denn sie war die nächste dazu, und nun strömte es hinein und riß den armen Rat mit sich.

Im Garten war das erste, daß Frau Rätin den Herrn Rat ein wenig beiseite nahm. Sie hatte eine tiefgekränkte Miene aufgesetzt mit so viel Grandezza, als womit sie ihre Hüte und Hauben aufzusetzen pflegte. Und diejenigen, welche dem Paar am nächsten standen, hörten verschiedene scharf betonte „Aber Gustävchen!"

So zornig die kleine statiöse Rätin aber auch sein mochte und so viel Recht sie dazu hatte, so tat es ihr der Garten mit den vielen lustigen Leuten und dem vielen Gemüse, dem Obst und den Sommerblumen und den pflückreifen Kirschen und dem Sommerhäuschen und dem Bratwurstherde und dem Beerenobst doch auch an.

Und alle waren in der besten Stimmung; der arme Rat mußte wahrhaft Spießruten laufen; sie kühlten alle ihr Mütchen an ihm und hänselten ihn und zeckten und neckten ohne Aufhören.

Was half es dem Rat, daß er ein so gelehrter Mann war und mehr wußte als die ganze Gesellschaft zusammengenommen, daß zu verschiedenen Malen sein Name in den Jenaer Horen rühmlichst erwähnt war? Gar nichts half es ihm, gar nichts!

Als sie im Sommerhäuschen seinen Flausrock und die alten Latschen und die große Pfeife entdeckten, brach ein Hallo aus. Sie drängten mit solcher Wucht in das Häuschen, alle auf einmal, um den Flausrock zu betrachten, daß es den Anschein hatte, als wollten sie die stille, winzige Bretterbude, in der es so heimlich nach Moder, Sämereien, Erde und alten Weidenkörben roch, auseinandersprengen.

Und mitten in diesem Gedränge, mitten im Häuschen, mitten unter lauter Stimmen, die nicht müde wurden, den Rat zu bearbeiten und zu ärgern, erhob sich plötzlich eine, die rief und alle andern wie mit einem Schlag verstummen ließ: „Kinder, wie wär's mit Bratwürsten?"

Das hatte eingeschlagen — und es zeigte sich, daß die alten Weimaraner wahren Feldherrnblick hatten, wenn es galt, ein Vergnügen beim Zipfel zu fassen; denn wer weiß, was alles dazu gehört, ein wirkliches und wahrhaftiges Bratwurstfest zu feiern, der würde gespannt sein, wie das so plötzlich und völlig unvorbereitet zustande kommen sollte.

Aber es kam zustande. Das junge Volk wurde in aller Eile nach allen Seiten hin ausgeschickt, um zu holen, was zu holen war. Die einen mußten in die „Armbrust" laufen und die Würste herbeischaffen. Der Apotheker wußte ganz genau, daß die „Armbrust" heute Würste hatte, und Holzkohlen, die würde der Armbrustwirt, wenn er ein schönes Kompliment vom Apotheker überbracht bekam, gewiß hergeben.

Hausmuff, den ließ Frau Rat Kirsten von ihren Ratsmädchen und Budang bei sich aus dem Keller holen, um ihn zum Feste zu stiften. Der Apotheker lieferte die Brote. Messer, Gabeln und Gläser, die mußten von dem gebracht werden, der am nächsten wohnte; aber es wohnte niemand am nächsten.

Sie wohnten zumeist alle in der Wünschengasse, auf dem Frauenplan oder am Markt, nur die Kummerfelden, die aber hatte nicht so viel Teller.

Da blieb die Schopenhauern, die war aber nicht mit zugegen. Zu der schickte die Frau Rätin und ließ sagen: „Eine schöne Empfehlung und ob die Frau Schopenhauern und die Fräulein Adele ihr die Ehre geben wollten, in der Frau Rätin ihren Garten zum Bratwurstfest zu kommen, und ob sie die Güte hätten, ein paar Teller, aber viele Gläser und viele Gabeln und ein paar Messer dem Überbringer mitzugeben."

Es war also von jetzt an der Garten der Frau Rätin — und das fiel niemand auf — nur dem Rat fiel es auf.

Und es gab an diesem Abend wirklich Bratwürste im Garten, dem Rat brauchte das Wasser nun nicht mehr im Munde zusammenzulaufen.

Über die Verwendung des Gemüses und des Obstes konnte er sich nun auch beruhigen. Darüber saßen sie an diesem selben Abend schon zu Gerichte; die Frau Rätin trieb einen wahren Handel. Zu einer gewissen Zeit sollten Apothekers beginnen, sich den Salat zu holen und die Mohrrüben, und zum Einmachen konnte die Schopenhauern bekommen, was es für sie gab; die Müllersch und die Kirstens und die Kummerfelden sollten alles, was die Rats nicht brauchten, seiner Zeit sich für ein Billiges erstehen.

Und nun sangen sie an diesem Abend alle:

„Wenn einer einen Garten hat."

Nur der Herr Rat sang nicht mit.

Ein wunderschönes Fest, das so wie vom Himmel herabgefallen war.

Die Frau Rätin sagte: „Wahrhaftig, so ein Garten ist mir doch immer abgegangen."

Der Apotheker und der Kupferstecher sprachen dem Hausmuff zu, als die Würste noch in der „Armbrust" nicht fertig gestopft waren — und der Apotheker brachte verfrühte Trinksprüche aus, die alle den geheimnisvollen Kauf des Herrn Rat in der Mache hatten.

Er hob sein Glas mehrmals mit immer neuen Variationen:

„Der Rat, das ist ein schlauer Mann,
Der wollte einen Garten han,
Der kauft sich einen Garten
Und ließ die andern warten."

Solch dummes Zeug sang er, und sie fanden es herrlich.

Der Apotheker war ganz außer dem Häuschen und konnte es nicht satt bekommen, seinen alten Rat zu ärgern.

„Siehst du," sagte er, „nun mach' dir's aber auch bequem, mein Schatz, und zieh deinen schönen Flausrock an und die Latschen und stecke die Pfeife an, damit wir doch auch sehen, wie du schändlicher Kerl hier so kommod ineinander geschoben bist."

Und es half dem armen Rat nichts, der Apotheker hatte so etwas an sich, daß er immer das aussprach, was in den andern noch unbewußt schlummerte.

Jetzt stürzten sie wieder in das gebrechliche Sommerhäuschen, so, als wollten sie's zum Platzen bringen, und holten den Flausrock, brachten ihn angeschleift und rissen sich um die Latschen und brachten die Pfeife, und der arme Rat mußte beim Schein eines Windlichtes wirklich in seinen Flausrock kriechen und in die Latschen, und der Apotheker hielt sich den Bauch vor Lachen. Und so saß der Rat und mußte den Behaglichen spielen wie auf einer Maskerade.

In dem armen Rat kochte und braute etwas. Es war ihm sein Lebtag noch nicht so miserabel zumute gewesen. Wenn er sich auch die Entdeckung seines Gartens manchmal vorgestellt hatte, so, in solcher Gestalt, hatte er sie sich nicht vorgestellt. Das sind ja lauter Teufel! Die Menschen sind ja Teufel! dachte er in aller Heimlichkeit, ohne einen Mucks zu tun.

Er war wirklich noch nie innerlich zornig gewesen. Äußerlich zornig zu sein hatte er ganz verlernt, und das war das Schlimme und Ungesunde.

Er ließ sich den Apotheker ungestraft in aller Frechheit vor den Augen herumzappeln, ließ sich von ihm höhnen und besingen und rührte sich nicht. Er ließ sich alles gefallen und machte den liebenswürdigen Wirt und ließ sich eben gar nichts davon merken, daß unter dem Flausrock nachgerade ein Hexenkessel braute.

Wie ein Verzweifelter dachte und dachte er: Wie werde ich sie nur wieder los, die Bestien? Und war ganz bereit, dazu Pläne zu schmieden — aber — aber —

Es war nun einmal geschehen, und die vielen Frauenzimmer, denen er zu Hause davongelaufen war, deretwegen einzig und allein, um ihnen entwischen zu können, er sich diesen Garten gekauft hatte, die würden nun tagtäglich, wenn es ihnen paßte, hereingequollen kommen. — Und diese unaufhaltsamen Tees und Damenkaffees, die Spielchen ohne Ende — denn was war natürlicher, als daß sie hier ihre Whistpartien abhalten würden?

Was sah er nicht alles kommen!

Aber das sollte denn doch nicht alles ohne weiteres geschehen! Der Rat verlegte sich aufs Grübeln. Das Grübeln, das war ja sein eigenstes Element. Was hatte er an langen Winterabenden bei seinem Leuchter mit dem grünen Schirm nicht alles schon ertüftelt und ergrübelt!

Und jetzt! Das waren denn doch andre Dinge, diese wissenschaftlichen. Wer das kann, der wird doch auch ein paar Frauenzimmer loswerden können.

Während die Bratwürste brieten, spazierte er in seinem Garten im Dunkeln umher und sah im Geiste Dinge, die ihm die Galle überlaufen ließen.

Seine Frau würde sich einen Schlüssel machen lassen, das wußte er im voraus, und der Kathrine auch einen; die Kathrine würde dann im Garten zu putzen und zu wirtschaften anfangen wie in ihrer Küche, unter den Büschen rascheln und kehren, das Sommerhäuschen scheuern und putzen und auf alle Weise Ordnung schaffen. Das erboste ihn. Und er erlebte im Geiste gallig weiter, wie sein alter Garten Feste auf Feste feierte, ein Kirschenfest, ein Beerenfest, Bratwurstfeste in schwerer Menge, auch ein Perlzwiebelfest — natürlich. Da sah er schon die ganze Gesellschaft um das lange, schmale Perlzwiebelbeet herumliegen und die Zwiebelchen aus dem

Erdreich herausklauben; damit wollten sie ihm jedenfalls einen Gefallen tun, die Unsinnigen — wie ihn das schon im voraus zur Wut reizte! Und seine Phantasie malte ihm weiter aus, wie Kathrine während der Arbeit allen Kuchen präsentierte, und wie dem mit einem vorsündflutlichen Appetit zugesprochen wurde.

Sein arg erboster Geist sah in wilden Vorstellnngen alle Frauenzimmer auf den Knien liegen, in der Erde wühlen und in große Flocken Mohnkuchen beißen, die Kummerfelden in ihrem geblümten Kleid und die Muskulus mit der großen Perücke, welche die Fabianen einen Fußsack nannte; über der Perücke hatte sie zum Überfluß noch den ewigen Veilchenhut auf. Das sah der Herr Rat in seiner Wut alles unheimlich genau vor sich.

Da lag auch noch die lange Adele Schopenhauer und Madame Schopenhauer und die Rätin Kirsten und die Ratsmädchen mit ihren Freundinnen und Freunden und die Apothekerin mit ihrer Schwägerin und die Müllersch Frauenzimmer und noch viele mehr — eben alle, die jetzt auch leibhaftig im Garten bei den Windlichtern, die schon hergebracht worden waren, herumwirtschafteten.

Und auf die Frauenzimmer hatte der Herr Rat einen Hauptärger, die waren damals nnd sind jetzt noch in Weimar stark vertreten.

Jetzt war das Maß voll, über und über voll — das Blut des geduldigen Mannes war endlich in Wallung geraten — in eine ganz wütende Wallnng. Wie er so hellsehend und außer sich umherlief, kamen ihm die Ratsmädchen gerade in den Weg gelaufen. Diese Rackersmädchen hatten ein Leben wie zehn Katzen, das war seine Meinung. Sie würden an allen Enden des Gartens, wie schon jetzt, zu gleicher Zeit sein und unter allen Beerensträuchern hocken und immer mit einem Gefolge von so und so vielen. Sie waren damals so Mädchen von vierzehn, fünfzehn Jahren. „Die reinen Räu-

berhauptleute!" brummte der Rat in seine große weiße Halsbinde mit der Mechanik hinein.

„Wie sind alle diese Frauenzimmer zu vertreiben — diese Bestien?" Das war und blieb es, worüber der Herr Rat rachsüchtig und leidenschaftlich grübelte. — Und mit einem Male, ganz plötzlich, wie so die guten Ideen kommen, da hatte er's — da rieb er sich die Hände in seiner Wut und flatterte im Flausrock wie ein großer, unheimlicher Nachtfalter die dunkelsten Wege auf und nieder.

Inzwischen war alles nun in Gang gekommen. Die Rätin hatte heute ihr karmesinrotes Kleid an, das ihre dicke kleine Gestalt wie eine Haut umspannte. Um den Nacken trug sie die goldene Hochzeitskette. Sie saßen jetzt vor dem Gartenhäuschen in einem Kreis und tranken Tee und stippten Kuchen, den hatte die Schopenhauern für das allgemeine Wohl geliefert und war selbst gekommen.

Die Herren standen hinter den Stühlen der Damen und sprachen aufs ehrerbietigste. Sie machten andre Gesichter als kurz vorher, und es hatte den Anschein, als wäre die lustige plappernde Lawine im Handumdrehen zu einer Gesellschaft allerersten Ranges geworden, die sich nicht so ohne weiteres gehen lassen kann, wie es bei einem Bratwurstfest sich eigentlich gehört. Alle legten jetzt der Wirtin eine ganz gewaltige Portion Steifheit und Wohlanständigkeit zu Füßen.

Die Schopenhauern hatte nicht nur Adelen mitgebracht, auch den Arthur und mit ihnen die ganze erhabene Stimmung.

Arthur räkelte sich auf einem Stuhl vor der Gartenhaustür und verbreitete Schweigen um sich her. Wenn ein Stein ins Wasser fällt, zieht er Kreise, und Kreise zog auch Arthur Schopenhauer in den Gesellschaften, in die er fiel oder fallen mußte, Kreise des Schweigens und des Verstummens.

Und tat er je einmal seinen großen Mund auf, dann schaute seine Frau Mama mit angstvollen Augen auf ihn.

Heute sprach er wieder einmal gar nicht. „Ein rechtes Kreuz für so eine gescheite, liebenswürdige Dame wie die Schopenhauern", dachten die Frauen.

Und nicht genug, daß er schwieg. Er lag auch noch wie ein Alp auf allen andern. Er „glubschte", wie die Weimaraner sagen, so von unten auf mit seinen großen blauen Augen, und um seinen Mund spielte der blanke Hohn, wenn eins etwa neben ihm sprach, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Ein ungemütlicher Bursche!

Der Herr Rat machte jetzt wieder den liebenswürdigen Wirt, dienerte nach allen Seiten, präsentierte seinen Nachbarinnen die Zuckerdose und die Tabaksdose. Es war ihm in den langen Jahren seiner Ehe so allerlei andressiert worden. Wenn einer von der Gesellschaft aber den Herrn Rat beobachtet hätte, würde er etwas Sonderbares an ihm wahrgenommen haben.

Er schaute sich ganz versunken bald das eine, bald das andre Frauenzimmer an, sinnend und prüfend, als wollte er eins davon kaufen, oder als hätte er irgendwie sonst eine Wahl zu treffen, oder als hätte er sich aufs Malen verlegt und wollte eins besonders studieren. Er war manchmal ganz versunken, so daß Frau Rätin sich einmal genötigt sah, ihn ein wenig anzustoßen und ganz leise: „Aber Gustävchen", zu sagen.

Während die Herrschaften vor dem Gartenhäuschen sich standesgemäß benahmen, brieten Kathrine und die Waschfrau unter den Kirschbäumen die Würste, setzten die Windlichter hin und trugen die dampfenden Herrlichkeiten haufenweise auf.

Das war für die am Gartenhäuschen verlockend genug, um mit der Grandezza jetzt einzupacken. Sie wußten es zwar alle, daß die Rätin es liebte, wenn man sich hin und wieder etwas bei ihr betat, wie sie in Weimar sagen; damit war es nun aber aus, denn die Schopenhauers hatten sie jetzt überwunden.

Höchst zierlich führten sich die Herrschaften noch zu guter Letzt zu den Wurstschüsseln, als wollten sie zu einem Menuett antreten, und setzten sich wieder mit viel Komplimenten, um nun endlich mit einem Wolfshunger über die Herrlichkeiten herzufallen.

Der Herr Rat war der einzige, der den Würsten nicht stark zusprach, aber dafür ganz gehörig, gegen seine sonstige Gewohnheit, dem Hausmuff, so daß ein leises, wohlmeinendes „Aber Gustävchen" zu ihm angeschwirrt kam, mitten durch das Stimmengemurmel.

Nach dem Essen spazierten einige im Garten umher, andre spielten Rat- und Antwortspiele und benahmen sich, wie es sich für gesättigte Menschen geziemt. Den Rat sah man mit der Kummerfelden umherwandern. Das war sonst nicht seine Art, sich mit den Frauenzimmern so intim einzulassen.

Sie gingen den tiefen Garten entlang, der Lottenmühle zu, und die Kummerfelden wunderte sich über den galanten Rat.

Jetzt waren sie in der Nähe des Mühlbaches angelangt, der rauschte nächtlich, und über das Mühlrad stürzte das Wasser. Da, mit einem Male, war es der Kummerfelden ganz sonderbar zumute, ganz beängstigend und traumhaft. Es war ihr, als packte sie der Herr Rat um die Hüften — und dann — als führe er ihr mit dem Kopf in das Gesicht.

Ja, er fuhr ihr mit dem Kopf ins Gesicht und stieß sie an die Nase, und um die Hüfte hielt er sie wirklich gepackt. Und der Kummerfelden war es, als schöbe er sie dem Mühlbache zu.

„Herr, du meine Güte," ging es ihr durch den Kopf, „was hat denn der Mann? — Sollte er tobsüchtig geworden sein?"

„Teure, verehrte, geliebte Kummerfelden!" sagte der Rat wütend in seine große Halsbinde mit Mechanik hinein und

würgte die erschreckte Kummerfelden wieder. Der wurde es angst und bang, sie hätte schreien mögen, verließ sich aber fürs erste auf die eigenen Kräfte, denn „Schreien", das kam ihr doch zu unreputierlich vor. Wie ein Blitz fuhr ihr ihre ganze Nähschule durch den Kopf und der Skandal, wenn man sie schreien hören und sie und den Herrn Rat so miteinander finden würde, denn er war immer noch ganz ungebärdig und fuhr ihr beständig mit dem Kopf ins Gesicht.

Alle Szenen, in denen sie früher aufgetreten war in Leipzig, Hamburg und Weimar, gingen mit unbegreiflicher Geschwindigkeit durch ihre Seele, aber da war keine, die mit dieser einige Ähnlichkeit gehabt hätte, es müßte denn eine Liebesszene gewesen sein — ach du barmherziger Gott — so ein sträflicher Gedanke! Der alte, wohlverehelichte Rat und sie, die Kummerfelden? Die Bezeichnung „alt" ließ sie in diesem Falle der Geschwindigkeit wegen wohl aus, denn alles, was die Kummerfelden jetzt dachte und im Geiste durchlebte, das war in ein paar Sekunden hineingezwängt.

Jetzt aber alle Achtung und allen Respekt beiseite, den sie für Herrn Rat hegte! Jetzt, als er immer noch nicht aufhörte, sondern fortfuhr, sie mit seiner Person zu bedrängen, gab sie ihm einen ganz gehörigen Puff vor die Brust mit ihren kleinen festen Armen. Der Herr Rat stöhnte etwas auf, und die Kummerfelden nahm ihr geblümtes Kleid zusammen und sprang aus dem Gestrüpp am Mühlbach durch dick und dünn, durch Gemüsebeete und Blumenbeete mit schiefer Haube der Gesellschaft und den Windlichtern zu.

Und der Rat dachte: „Die kommt mir nicht wieder!"

„Ja, Kummerfelden," rief der Apotheker lachend, „was ist mir denn das? Wie sitzt denn Ihre Haube und weshalb sind Sie denn so umhergesprungen? — Ich habe Sie ja springen sehen."

Die Kummerfelden fuhr mit beiden Armen nach ihrer Haube, die saß ganz miserabel; aber sie konnte nicht ant-

worten, die arme Kummerfelden, denn sie war völlig außer Atem und wollte das nicht merken lassen. Ihr gutes, menschenfreundliches Herz schlug nach dem Dauerlauf zum Zerspringen.

„Na, Kummerfelden," sagte der Apotheker wieder, „was ist mir denn das? Ist Ihnen denn ein Spuk begegnet — oder — oder wie wär's denn mit noch einem Gläschen?"

Da traf ihn aber ein entrüsteter und würdevoller Blick der alten, guten Dame.

„Ich verbitte mir das, ich verbitte mir das!" Das rang sich ihr mühselig aus der Brust. „Mich hat eine Katze erschreckt!"

„Aber so zu springen! — Ich habe Sie ja gesehen." Der Apotheker bekräftigte ganz gewaltig, daß er sie gesehen, und stützte die beiden fetten Händchen auf die runden Beine.

„Nun, dann hat Er mich eben gesehen!" antwortete sie ärgerlich und nach Luft schnappend.

Jetzt kam die Rätin dazu, und die Kummerfelden legte die Hände ihr auf die Schulter und schaute sie an mit einem Paar so großer, mitleidsvoller Augen, wie man die Frau möglicherweise in der Sterbestunde ihres Mannes ansehen würde.

Die Kummerfelden tat es so ausdrucksvoll, denn ihr Mienenspiel war durch ihre schauspielerische Laufbahn gelenkiger geworden als das anderer Leute.

„Na, Kummerfelden, was haben Sie denn?" sagte die Rätin ganz betroffen.

Mittlerweile aber wanderte der Herr Rat wieder mit einem weiblichen Wesen im Garten auf und nieder, und wieder kamen sie in die Nähe des Mühlbaches, in die tiefste Dunkelheit hinein, und wieder packte der Rat sein Opfer. Aber diesmal hatte er sich schon mehr gefaßt als bei der Kummerfelden, da war er nicht Herr seiner Bewegungen gewesen, hatte

eine unsinnige Angst ausgestanden, so daß die doch gewiß erfahrene Kummerfelden über das, was sich zwischen ihr und dem Rat abgespielt hatte, im unklaren geblieben war. Diesmal war kein Zweifel. Er hatte die kleine Mamsell Muskulus regelrecht auf den Mund geküßt, war aber statt auf den Mund in den Mund geraten, denn sie hatte ihn vor Schreck weit aufgesperrt.

Er aber korrigierte eifrig diesen Zwischenfall und küßte sie ein paarmal tüchtig auf die Wangen, so daß ein Zweifel gar nicht mehr aufkommen konnte.

„Ach, Herr Rat — ach, Herr Rat —" lispelte die kleine Mamsell verschämt, und der Herr Rat fühlte einen Augenblick ihren Kopf und die große weiche Perücke an seiner Brust ruhen. Die kleine Mamsell war ganz überwältigt, fühlte vorderhand gar nichts weiter, als daß sie geküßt worden war, und dies Gefühl durchströmte sie wie eine neue Lebensquelle.

Der Herr Rat hatte gemeint, sie würde nun auch die Kleider zusammennehmen und davonstürzen wie die Kummerfelden, und es wurde ihm sonderbar, als dies nicht geschah. Die Muskulussen wandelte mit ihm auf und nieder in der tiefen Dunkelheit, und er fühlte, wie sie nach seiner Hand tastete, sie erfaßte und lispelte, daß man stark sein müsse, daß sie ihm von jeher sehr ergeben sei — aber ebenso seiner Gemahlin, und daß sie wisse, was sie dieser vortrefflichen Frau schuldig sei. Mamsell Muskulus sprach wohlgesetzt und tiefbewegt und wurde dem Herrn Rat sehr unbequem, so daß er sich beeilte, sie wieder in die Nähe der Leute zu führen.

Sie ließ sich auch von ihm führen, wohin er wollte. Und als sie in dem Schein der Windlichter traten, bemerkte der Rat, daß Mamsell Muskulussen einen ganz verklärten Ausdruck hatte.

Aber ohne zu denken, stürzte er sich wieder auf eine andre; diesmal jedoch war er an die Adele Schopenhauer geraten,

da war's ihm angst und bange dabei; er beschränkte sich darauf, ihr am Mühlbach die Hand zu küssen und die Wange zu streicheln, und es war ihm zumute, als hätte er sich diese Freiheiten gegen Pallas Athene selbst herausgenommen. Die junge Adele donnerte ihn nieder mit einer Hoheit und schriftstellerischen Gewandtheit, die ihn verblüffte und erschreckte, und in wahrer sittlicher Empörung verließ sie den verblüfften Rat am Mühlbach und wandelte ruhig gemessen ihres Weges.

„Der Teufel auch", dachte der Rat; aber er war nun einmal ein ganzer Mann, und wenn er eine gute Idee ausgeheckt hatte, so mußte sie auch durchgeführt werden, und so stürzte er sich wie ein Tiger wieder auf ein Frauenzimmer — und wieder auf eins — und wieder auf eins — und wieder auf eins, wie rasend, und wurde ganz gelenkig dabei, spitzte die Lippen mit einer wahren Virtuosität und wütender Zärtlichkeit, denn seine Wut hatte sich gewissermaßen in Zärtlichkeit verwandelt.

Jetzt kam ihm eine junge, bescheidene Frau in die Arme gelaufen, die kleine Frau Egidi. Die stieß aber solche Jammertöne aus, daß es dem Rat erst recht angst wurde.

„Ach mei' Mann — mei Mann! — Was wird mei' Mann sagen!" rief sie laut und ängstlich, so daß der Rat fürchtete, sie würden alle zusammenlaufen, und daß er von ihr fortstürzte und sie verblüfft stehen ließ.

Da liefen aber dem Mord- und Kußlustigen gerade noch die Ratsmädchen in die Quere. „Diese Krabaten!" dachte er, denen kann's nicht schaden, wenn ich sie ein bißchen erschrecke, die brächte ich mir gern vom Hals. Sie waren wie immer beide zusammen, und als sie dem Rat begegneten, gingen sie mit ihm, und er machte kurzen Prozeß und gab jeder einen gehörigen Schmatz, der die Ratsmädchen aber durchaus nicht erschreckte; sondern sie hakten sich in seine Arme ein, äußerst vertrauensvoll, und Röse bog sich hinter dem Rücken

des Rats zu ihrer Schwester Marie hinüber und flüsterte: „Du, der scheint uns ja doch gewogen, da können wir uns ja ganz gehörig über die Stachelbeeren hermachen. Ich habe doch immer gemeint, er kann uns nicht leiden.“

Inzwischen hatte sich aber in der Gesellschaft vor dem Gartenhäuschen etwas Sonderbares abgespielt: es war, als hätten die vortrefflichen Würste und der gute Hausmuff ihre Kraft verloren, als wäre nur alles eine Art Luftspiegelung gewesen und als hätten die Gäste der Frau Rat noch gar nichts im Magen. Es mußte mit den Leuten etwas geschehen sein. Der Frau Rätin war so etwas noch nie vorgekommen, die erschien sich wie verraten und verkauft unter ihren guten Freundinnen.

Mit der Kummerfelden hatte es angefangen, die hatte mit einem Male so ein paar närrische Augen gemacht, als wäre der Geist der Verwirrung in sie gefahren, dann war mit einem Male die Muskulussen aufgetaucht wie eine Trauerweide. Die Schopenhauers hielten mitten in der Gesellschaft über irgend etwas geheimnisvoll Familienrat, und überhaupt tuschelte man überall miteinander.

„Was ist denn nur, was haben denn die?“ sagte der Apotheker ganz verblüfft zur Rätin.

Die junge, bescheidene Frau Egidi saß da, als hätten ihr die Hühner das Brot gefressen. Wie schon gesagt, mit allen war es mit einem Male nicht richtig. Es lag eine drückende, schwüle Stimmung über der ganzen, sonst nach vollbrachter Mahlzeit so überaus heiteren Lawine, und auf die Rätin fielen manchmal unerklärliche Blicke, so etwa, als hätten in einem Kaufmannshaus die Gäste früher von dem Bankerott des Mannes erfahren als die Hausfrau und betrachteten sie sich daraufhin.

Der armen Rätin wurde es wirklich ganz bänglich zumute — und wo steckte denn nur ihr Mann —?

„Aber Gustävchen!" rief sie in die Dunkelheit hinein, als es ihr immer unheimlicher wurde unter ihren Gästen. Und als der Rat endlich kam, da war der Höhepunkt der unerklärlichen peinlichen Stimmung erreicht, da erhoben sich die Schopenhauers, Mutter und Tochter, und verabschiedeten sich eisig und gingen, von dem Sohn begleitet, als wendeten sie gefallenen und verkommenen Menschen den Rücken, und mit Schopenhauers brachen alle plötzlich auf — und fort waren sie. Apothekers gingen auch mit, denn eins zieht nun einmal das andere nach sich.

Und im dunklen Garten befanden sich alsbald nur noch der Rat, die ganz verblüffte Rätin, Kathrine und die Waschfrau.

So aber blieb es nicht nur an diesem Abend und nicht nur im Garten. Der Rat, die Rätin und Kathrine lebten mit einem Male im Haus am Markt wie auf einer einsamen Insel; keine Katze kam zu ihnen, denn die Weimaraner Damen waren, wie der Rat richtig berechnet hatte, sehr tugendhaft. Die Rätin und Kathrine wurden ganz tiefsinnig vor Grübeln. Der Rat aber ging jetzt unbehelligt in seinen Garten und wirtschaftete dort wieder im Flausrock. Den ersten und zweiten Tag kümmerte es ihn ein wenig, daß er bemerkte, wie ein paar Bekannte ihm ganz augenscheinlich aus dem Weg gingen.

Er wurde vom Hochgefühl getragen, wie es eine gelungene wissenschaftliche Arbeit ihm sonst einflößte. Diesmal aber hatte er auch auf einer Seite, wo er sonst immer Niederlagen erlitt, Triumphe gefeiert, und außerdem sah und hörte er nichts weiter.

Im Garten harkte er über die tiefen Fußspuren, die die Kummerfelden in seine Beete gedrückt hatte, warf die zertretenen Salatköpfe auf den Komposthaufen und ordnete alles, was seine gute Idee angerichtet hatte.

Aber nach und nach wurde es ihm selbst ungemütlich. Das Haus am Markt wurde so stille wie ein Grab; seine Frau saß in sich gekehrt, war stumm und bedrückt zu jeder Tageszeit, und ihre großen, runden Augen schauten immer fragend die Wände an.

Eines schönen Abends begegnete er Mamsell Muskulus, die ihn ganz eigentümlich anblickte, gerade so, als wenn sie wieder Appetit hätte. Der Rat aber machte lange Schritte und schüttelte sich in der Erinnerung an die Strapazen, die er durchgemacht hatte.

Zu Hause wurde die Stimmung immer schwüler, immer bänger. Er fand jetzt seine Frau mit rotgeweinten Augen. Sie war ganz hilflos, ganz verwirrt. Im Herrn Rat regte sich etwas — er wußte selbst nicht recht was, etwas Unbequemes, Fatales. Das Essen schmeckte ihm nicht mehr. Er ertappte sich darauf, daß er die Einsamkeit seines schönen Gartens gar nicht so oft aufsuchte, als es das Opfer, mit dem er diese Einsamkeit erkauft hatte, verdient hätte; er saß mit etwas Ähnlichem, wie einem schlechten Gewissen, oben in der Studierstube, und wie ihn früher der Lärm gestört hatte, so störte ihn jetzt die Stille.

Auch von Apothekers ließ sich niemand blicken. Das Vertreibungsmittel hatte ganz niederträchtig gewirkt.

Eines schönen Nachmittags zur Kaffeestunde schellte es, und Madame Kummerfelden kam. Die Rätin ging ihr ganz betreten entgegen. Und Madame Kummerfelden kam feierlich, setzte sich aufs Kanapee und fragte nach dem Ergehen und sprach auch vom Wetter, was sie sonst nicht zu tun pflegte, und schließlich legte sie wieder die beiden Hände auf Frau Rats Schultern und schaute sie wieder so verdächtig mitleidig an, wie damals im Garten, daß es der Rätin eiskalt den Rücken hinunterlief — und dann kam die ganze Pastete von Anfang bis zu Ende — alles, was geschehen und nicht geschehen war, was gesagt und nicht gesagt war, mitsamt dem

ganzen Klatsch von Beteiligten und Nichtbeteiligten — und daß die Schopenhauern keinen Schritt mehr ins Haus setze, und daß die junge Frau Egidi gesagt habe, ihr Mann werde den Herrn Rat fordern, und daß er selbst die harmlosen Ratsmädchen geküßt habe, was sie in aller Unschuld erzählt hätten — und daß er sie, die Kummerfelden, auch geküßt habe auf eine ganz wütende Weise, so daß sie es gar nicht für Küssen gehalten, sondern gemeint habe, daß er sie in den Mühlbach habe werfen wollen, und daß er tollwütig geworden sei — und daß die Rätin es sich nicht allzusehr zu Herzen nehmen solle, da es nun einmal geschehen und man im allgemeinen alles und jedes von jedem Mannsbild zu gewärtigen habe, daß ein Mannsbild immer eine Bestie sei, es möge sich stellen, wie es wolle — und daß sie, die Kummerfelden, von den Mannsbildern überhaupt nichts halte, was sie auch trieben.

Jedenfalls stehe der Scheidung wohl kaum mehr etwas im Wege, Zeugen habe sie die Hülle und Fülle, und das sei in solchem Fall von größtem Wert.

Von der Muskulus sagte die Kummerfelden kein Sterbenswörtchen, denn die Muskulussen hatte die ganze Zeit über niemand gesprochen, die hatte sich mit ihren Liebesgefühlen in ihre Dachkammer zurückgezogen und wußte davon noch gar nichts, daß sie ihre Küsse mit einem Dutzend Schwestern zu teilen hatte.

„Aber", sagte die Kummerfelden, „der Herr Rat. — Mein Gott, für die Ehrbarkeit selbst hätte man ihn halten sollen, so ein gescheiter, gelehrter Mann! — Es ist wie ein böser Traum."

Die Kummerfelden hatte immer allein gesprochen, und die arme Rätin saß ganz bewegungslos da, starr und steif, und ihre großen runden Augen fragten die Wände um Aufklärung. Sie verstand nichts recht, sie war ganz auseinander — ganz wie zertreten. Ihre Gestalt fiel zusammen, als würden

ihr die Knochen weich und konnten das langgewohnte Fleisch- und Fettpolster nicht mehr aufrecht tragen, — und in diese Situation trat völlig unvermutet, leidlich harmlos der Herr Rat — und wurde von der Kummerfelden wie ein Begrabener und Auferstandener angeblickt — und von seinem Weibe wurde er gar nicht angeblickt — und zum erstenmal in ihrem Leben kam jetzt kein „Aber Gustävchen!" über ihre Lippen. Sie war verstummt. Und so saßen und standen sich die drei gegenüber.

Dem Rat fiel es wie eine Zentnerlast auf die Seele, als er in die richtenden Augen der Kummerfelden gesehen hatte. — Das waren Augen, wie sie nur auf einem ganz Gesunkenen ruhen konnten — und da die Kummerfelden eine mutige Frau war, so prasselte von neuem alles Gesagte und Nichtgesagte, alles Geschehene und Nichtgeschehene, alles Beschworene und Beschlossene auf das unglückliche Paar los.

„Ja, aber Madame Kummerfelden, so ist ja denn das aber doch gar nicht!" rang es sich protestierend aus der Kehle des Herrn Rats — und nun fing der Rat an zu erklären — und predigte erst tauben Ohren — aber so nach und nach taute bei der Kummerfelden die sittliche Entrüstung auf, und sie schaute den Rat an — und in ihren alten lustigen Augen blitzte es. Das waren wieder die Augen der Kummerfelden, die Kirchenfenster, mit denen sie den verworfenen Rat angeschaut hatte, mochten nur so eine Art Kraftleistung gewesen sein.

„Also erschrecken haben Sie die Frauenzimmer wollen — haben gemeint, mit Küssen lassen sich Frauenzimmer vertreiben — na ja — gewissermaßen in gewissen Fällen schon. Freilich, wenn Sie sie alle so geküßt haben wie mich — dann glaub' ich's schon eher — dann schon. Aber wer küßt denn auch so! Großer Gott, nicht einmal küssen kann so ein gelehrtes Mannsbild! Wundert mich nur, daß es die andern schließ-

lich für das genommen haben, was es hat sein sollen — wundert mich."

Die Kummerfelden kam in allerbeste Laune.

„Aber daß ich auf so etwas nicht gekommen bin, ich alte Gans!" rief sie ein Mal über das andre Mal, „daß ich mit den andern Weibsbildern Ach und Weh geschrien habe! Ei, ei ei, ei, das ärgert mich aber!"

Und jetzt tat sich die Tür auf, und Kathrine brachte die blinkende Kaffeekanne auf dem strahlenden Präsentierteller und Kuchen und Tassen und das Zuckerdöschen.

Und mit einem Schlage war es wieder, wie es immer gewesen, urgemütlich, und auch die Erstarrung der armen niedergedrückten Rätin löste sich — und das erste Zeichen eines normalen Zustandes war das, daß ein ganz unglaublich betontes „Aber Gustävchen!" ihr über die Lippen kam. — Und darüber lachte die Kummerfelden wieder so herzlich, wie nur sie lachen konnte.

Und wie es die Kummerfelden gesagt, die Geschichte, auf welche Weise der Herr Rat seine Gäste aus dem heimlich gekauften Garten hatte vertreiben wollen, kam ganz gehörig in Weimar herum und wurde bei Hof erzählt und bei Exzellenz Goethe und bei den Bürgersleuten, überall. — Die Weimaraner von damals verstanden einen Spaß zu würdigen, der Herr Rat stieg in aller Achtung, die kleinen Leute hatten überhaupt Vertrauen zu ihm und ließen sich nun bei jeder Gelegenheit von ihm beraten, brachten ihm ihr Erspartes und fragten ihn, was sie ihre Söhne werden lassen sollten.

Und wer in den Tagen, als die Geschichte, wie und weshalb der Herr Rat die Frauenzimmer geküßt hatte, herumgekommen war, seinen Spaziergang machte, der ging hinaus, um sich den Garten des Herrn Rat Tiburtsius wenigstens durch die Bretter genau anzusehen. Und die guten Freunde und Bekannten, die strömten nur so ins Haus und in den

Garten, um zu zeigen, daß sie in keiner Weise etwas gegen den Herrn Rat hätten, und in dem alten Garten, ganz wie es der Herr Rat an jenem Abend vorausgesehen hatte, fanden nun wirklich Feste über Feste ohne Ende statt — Versöhnungsfeste.

Und der Herr Rat dachte, daß man ein sehr gelehrter Mann sein und doch dem Leben gegenüber ein rechter Esel bleiben könne — und daß selbst dem gescheitesten Manne die Frauenzimmer immer über sind und über sein werden, denn es änderte sich trotz aller seiner Schlauheit gar nichts — nicht das geringste im Leben des Herrn Rat Tiburtius.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten

Im alten Rödchen zu Weimar

Im Rödchen bei Weimar, da hat vor Zeiten ein Dorf gestanden; jetzt ist es ein einsames niedriges Gehölz, von etlichen hohen Eichen und Buchen, Ahorn und Erlen überragt; das zieht sich, sanft ansteigend, bis an den weiten, schönen Buchenwald hin auf dem langgestreckten Rücken des Ettersberges, dem Wahrzeichen der guten Stadt Weimar.

Das Dorf ist längs vergessen und versunken, ein Bruderkrieg hat es vom Heimatboden weggefegt, wie so manches andre Dorf und Städtchen, von dessen Dasein kein Mensch mehr weiß.

Aber einst hat es gestanden und geblüht, das Dörflein Roda bei Weimar, und Doktor Faust, der Wundermann, soll, so erzählt man sich, in Roda geboren sein, also so nahe dem Orte, wo er in großer Verklärung für ewige Dauer auferstehen sollte.

Im Rödchen bei Weimar gehen mancherlei Sagen um, die aus versunkenen, vermoderten Mauerresten aufsteigen, wie es auf verlassenen Stätten vergessener Menschen zu geschehen pflegt. Über dem Ganzen liegt ein eigener Zauber, eine wehmütige Stille. Der Duft von frischem und gefallenem feuchten Laub steigt eigentümlich scharf aus dem Waldboden auf. Das macht das Erlen- und Eichenlaub, das auf nassem Grunde zu dichter Decke sich verbunden hat.

Im Rödchen steht ein Wirtshaus und davor, unter jungen Bäumen, einige grau verwitterte Bänke.

Auch dieses Wirtshaus hat jetzt etwas Melancholisches, Vereinsamtes und Verwahrlostes.

Noch zu Anfang unsres Jahrhunderts zogen die Weimaraner gern hinaus zum Rödchen, da gab es Feste über Feste dort.

Wo jetzt am Sonntag der eine oder der andere kleine

Bürgersmann mit Weib und Kind gelangweilt sein Seidel saures Bier trinkt und vorsichtig sich dazu auf eine der alten morschen Bänke setzt, da war früher ein reges, warmes, heiteres Leben.

Und gerade diese heimlichen Nester sind es, über denen so eine weiche Stimmung liegt — ein Mollton, wie er über alten vergessenen Schloßgärten zu klingen scheint, die von der jetzigen Generation nicht mehr heimgesucht werden.

Das waren die Nester der Empiremenschen und deren Vorfahren, da haben sie sich harmlos wohlgefühlt, dahin sind sie gezogen, um glücklich und lustig zu sein.

Und wenn jetzt unter den Weimaranern noch so ein verspäteter Kumpan stecken sollte, der die Blutwellen der Leute des neunzehnten Jahrhunderts unvermischt ererbt hat, so ein Abkömmling, der sich in seiner Zeit nicht heimisch fühlt, so ein Träumer, der sich nach etwas sehnt, was er nie kannte, der wird einsam alte, vergessene Wege gehen, die einst seine lustigen Vorfahren so gern wanderten, nach Tröbsdorf, nach Süßenborn zum Äpfelwein, nach Nora, Taubach und auch zum Rödchen.

Unter dem Hausrat der vergessenen Wirtschaften werden hie und da noch steife uralte Täßchen sein, die die Empirelente zurückließen. Und er wird aus so einem Täßchen mit Wehmnt trinken und sich nach Menschen, die er nie kannte, wie nach guten Kameraden sehnen. Er wird hie und da in diesen Nestern noch auf ein altes Gartenhaus stoßen, auf einen morschen, gemütsgrün gestrichenen Fensterladen, und alles wird ihm zu Herzen sprechen. Aber es ist wenig, was zurückgeblieben ist — und wir verstehen es nicht mehr.

Und wohl uns, daß wir es nicht verstehen — denn verstünden wir's, würde es uns fehlen auf Schritt und Tritt, das heimliche, seelenruhige Behagen der Alten, ihr harmloser Lebensgennß.

Eine andre Zeit geht über die Erde hin — eine ganz andre Zeit; allmählich zerfallen und verschwinden die Nester mit den gemütsgrün gestrichenen Fensterläden, den rosa Mauern, den alten Gärten, wo sich unsere Vorfahren einst des Lebens gefreut.

Oben im Rödchen war in früheren Zeiten das Haus schmuck und sauber gewesen, ganz wie es sein mußte, und ein bemoostes Dach deckte die rosa Mauern, und wo jetzt rings ums Haus klitschiger feuchter Rasen ist und Huflattich wächst und ein paar Hühner trübselig gackern, war ein ganz wunderschöner Garten; Reseda und Phlox und Zentifolien und Pfingstrosen, Rittersporn und Nachtviolen, Verbenen und Kapuzinerkresse, Obstbäume, von denen noch ein paar wenige uralte Krüppel vor etlichen Jahren standen, Beerensträucher und Himbeerhecken und alles lustig durcheinander und lauschige ländliche Lauben.

Auf dem einsamen Hause lag von alters her ein Schankrecht, das der damalige Förster zu seinem und der Weimaraner Nutzen vortrefflich auszuüben verstand.

Eigentlich war es die Frau Försterin, der diese Ehre gebührte, Haus und Hof so wohl instand zu halten und es den Gästen behaglich zu machen, vorzüglich zu braten und zu backen, der Försterin und den Töchtern; der Alte kümmerte sich nicht viel darum, der hatte im Ettersberg sein Revier, das ihm Arbeit genug brachte, so daß er den ganzen Tag auf den Beinen war.

Wenn er spät von draußen heimkehrte, sah er es gern, wenn er noch ein paar Leute in dem Gastzimmer vorfand, zu denen er sich dann setzte, um noch ein Partiechen zu machen und zu paffen. Es war ein großer riesenstarker Mann, ein wahrer Wetterbär, der nichts im Kopfe hatte, als seine Pflicht zu tun und von jedem, der mit ihm in Verbindung stand, zu verlangen, daß er die seine täte. Zu Hause hielt er strenges Regiment. Es war ihm nicht ganz recht, daß die Frau ganz

Wirtsfrau geworden war. Da es aber einmal so gekommen, sollte auch das in Ordnung vor sich gehen.

„Daß du mir nicht knappst und geizt, wie das die Frauenzimmer an der Art haben", sagte er. „Einem jeden sein voll gerüttelt Maß, wie's ihm gebührt, nicht mehr und nicht weniger."

Er wollte nicht, daß es drunten in Weimar hieße, der alte Walter machte sich mit seiner Wirtschaft Geld.

„Wie sich's gehört, nicht mehr und nicht weniger!"

Was aber mehr als die Redlichkeit des Alten zog, und ebenso wie die guten Werke der Försterin, wie der Kaffee und die Kräpfel und das selbst eingelegte und zu Zeiten auch selbst gebraute Bier und die saftigen Schinkenbrote und was es sonst noch gab, das waren die Kinder des Försters, die drei Mädchen.

Der Förster, der an seinen Mädchen mit einer Liebe hing, wie nur große, bärenhafte Menschen etwas Junges, Hübsches, Zierliches zu lieben verstehen, hatte seine Jüngste, die Ludovikchen hieß, mit dem Kosenamen Schlimpimperlein umgetauft und die zweite, ein dunkeläugiges hübsches Mädchen, das nach der Mutter geartet war und tapfer mitwirtschaftete, rief er Ludschevadel, und die Älteste, die schon verheiratet war, hatte er ihr Lebtag nicht anders als Schmirankel genannt.

Und niemals rief er seine Töchter anders, als mit den Namen, die er ihnen selbst gegeben. Von ihrer Kindheit an hatte er nicht leiden können, wenn irgend etwas an ihnen nicht sauber war. Sie hätten sich dem Vater nicht in einem befleckten Kleide, einer schmutzigen Schürze oder mit wirrem Haar zeigen dürfen, da konnte er ganz außer sich geraten, wenn er dergleichen an ihnen bemerkte.

Die allerliebste war ihm, wie das fast immer der Fall ist, die Jüngste, das Schlimpimperlein.

Das war ein dunkelblondes Mädchen, mit weißer Haut, einem weichen Gesicht, hellbraunen Augen und wie aus dem Ei geschält.

Sie war ein stilles feines Kind und wie mit einemmal ein blütenjunges vollkommenes Weibchen geworden, mit aller Klugheit und dem Selbstbewußtsein solch eines schönen Geschöpfchens. Der große bärenhafte Vater hing an diesem Mädchen mit einer fast demütigen Zärtlichkeit.

„Die hat mir keine trübe Stunde gemacht und ihrer Mutter auch nicht. Die ist so ruhig und wohlgesittet schon auf die Welt gekommen, nicht wahr, Alte?" sagte er wohl zu seiner Frau — „die war da, man wußte nicht wie."

Die Försterin mochte es wohl schon wissen, aber sie nickte immer dazu, wenn ihr Mann das Schlimpimperlein so lobte.

Es war zur Welt gekommen, als der Förster im Ettersberge beim Holzschlag war und als er abends heimkam, lagen Mutter und Kind und schliefen ganz wohlgemut. Das hat er dem Schlimpimperlein nie vergessen können.

Als seine beiden Ältesten geboren wurden, das war ihm jedesmal „verflucht nahe gegangen", wie er sagte.

Schlimpimperlein aber hatte ihm diese, wie er sie nannte, „gottverdammten Stunden" erspart.

Aber eine „gottverdammte Stunde" hatte ihm die Älteste auch noch eingebracht, das war, als die Mutter zu ihrem Alten eintrat, der gerade sein Nachmittagsschläfchen gehalten hatte, und sagte: „Du, bei uns drüben ist der junge Adjunkt; mit mir hat er schon gesprochen — er will nun zu dir."

„Was will er denn?" brummte der Förster verschlafen in den Bart.

„Na, Alter, was wird er denn wollen, du?" Die Försterin legte ihm die Hand auf die Schulter und versuchte ihn

ein bißchen, halb in Verlegenheit, halb scherzend zu rütteln. Er stand aber wie ein Eichbaum.

„Du weißt's ja, Alter — der Adjunkt — tu doch nicht so!“ Aber der Alte rührte sich nicht.

„Ich weiß gar nichts“, brummte er.

„Du mein Gott, das mußt du ja doch längst wissen — das weißt du ja — die Schmirankel will er und hat eben sehr, sehr artig bei mir angefragt und möchte nun zu dir herein.“

„Laß mich“, kam es hart zwischen den Zähnen, die die Pfeife hielten, heraus.

„Na, Alter, geh — tu doch nich so. — Er steht schon draußen. Soll ich ihn denn nicht rufen — Alter?“ fragte die Försterin ängstlich.

„Nein“, sagte er und hielt sich steif und steifer.

„Na, du wirst doch nich der Schmirankel ihrem im Glück Weg stehen wollen, da hast du ja gar keine Veranlassung, denk' doch, so eine Partie!“

„Geh mir weg!“ brummte er. „Macht, was ihr wollt, das ist den Weibsleuten ihre Angelegenheit — Mich laßt's aus!“

Der Försterin war's damals, als wäre er dabei bleich geworden; das mußte aber wohl eine Täuschung gewesen sein, bei so einer Gelegenheit. Aber er hatte den Hut genommen und war, ohne rechts oder links zu sehen, aus dem Hause gegangen, so daß die Försterin ihn noch aufhalten mußte, um zu fragen: „Na, was soll ich ihm denn aber sagen — du?“

„Was du willst! Mich sollst du in Frieden lassen!“

Und fort war er und kam abends, als alle längst zur Ruhe gegangen waren, erst wieder heim, hat sich aber später mit dem Adjunkten ganz gut befreundet, trotzdem in der ersten Zeit eine stehende Redensart bei ihm war:

„Für fremde Leute seine Kinder erziehen, das fehlte mir."

Schmirankels Hochzeit war noch ein böser Tag für den Riesen, ein Tag, den er in allen Ausdrücken, die ihm zu Gebote standen, verfluchte. Dann ging es aber besser, als er dachte.

Schmirankel kam oft von Weimar herauf, allein und mit dem Manne, und das waren allemal Festtage. Schmirankel, die manchmal übellaunig gewesen war, benahm sich, wenn sie zu Besuch war, wie die gute Stunde selbst, und der Adjunkt war wie ein Sohn. „So ein großer fix und fertiger Sohn ist mir mit einemmal ins Haus gekommen", sagte der Vater einmal schlau zur Mutter, als hätte er etwas ganz besonders Überraschendes ausfindig gemacht.

Försters waren glückliche Leute und galten auch dafür.

Möchte wissen, wenn da oben im Rödchen ruppiges Volk gesteckt hätte, oder eine einsame alte Wirtsfrau mit einer schmutzigen Kellnerin, ob da das Rödchen so einen Zulauf gehabt hätte, wie zur Zeit, als das Glück und das Behagen selbst dort wohnte; als da oben nicht geknappst und gespart wurde, als sie da oben noch Blumen zogen und der Garten in einem Flor stand, daß man seinesgleichen hätte suchen können. In dem Garten, in den stillen ländlichen Lauben, da saßen des Nachmittags die alten Damen beim Kaffee, und die unverbesserlichsten unter ihnen machten ihr Partiechen miteinander. Wie der Phlox im Rödchen duftete und die zarten Verbenen und die Büschel Reseda, die am Wege hin wuchsen, das findet man nirgends mehr so, und die alten Damen wurden von Anna, die im Hause Ludschevadel hieß, so verständig und brav bedient, daß sie alles Lobes voll waren. Frau von Goethe, als Frau Geheimrätin von Goethe und auch als Mamselle Vulpius ging gar zu gern hinauf ins Rödchen, und die Schopenhauern und Adele. Auch dem Arthur Schopenhauer hatte es das Rödchen angetan, der spazierte mit Vorliebe, wie mir das Ratsmädchen,

die Röse, in ihren alten Tagen erzählt hat, auf der großen aufsteigenden Wiese umher, die sich neben dem Rödchen, von Tannen umsäumt, bis zu den vollzweigigen Buchen des Ettersberges hinaufzieht und von der aus man einen wunderhübschen Blick auf Weimar hat; aber der Arthur Schopenhauer kehrte auch mit Vorliebe bei Försters ein, und man neckte ihn ein wenig mit Walters Ludschevadel, von der er gesagt haben soll, daß sie das einzige vernünftige Frauenzimmer in ganz Weimar sei.

Für das junge Volk und die lebhafteren Gemüter standen Bänke und Tische außerhalb des Blumengartens unter einer hohen Linde, die mächtig aufgewachsen und die uralte Dorflinde des vergessenen Dörfleins Roda war, wie man erzählte.

Wenn diese Linde im Rödchen blühte, dann gab's ein Fest für Jung und Alt.

Unter der Linde war seit undenklichen Zeiten schon der Boden gedielt und manches Tänzchen hatte der alte Baum, der nun längst gefallen ist, mit angesehen. Zur Lindenblütenzeit tanzten unter den Blüten die Menschen und oben zwischen den Blüten die Bienen, und die Vögel flogen ein und aus, und die Fiedeln klangen, daß es eine Lust war.

Die Lauben, zu denen die schmalen Wege durch die Blumen und die überhängenden Beerensträucher führten, waren eben nur für die alten, vorsichtigen Damen, wenn die aber abends nach Hause gegangen waren, da nisteten sich allerlei lose Vögel dort ein, die die Abendkühle nicht scheuten.

Manchmal hatten die Försterin und die Töchter wirklich alle Hände voll zu tun, da war kein Fleckchen unbesetzt.

Und wenn abends der Förster heimkam, rief es ihm von allen Bänken entgegen: „Prost, Herr Förster!" und hie und da machte man ihm Platz, und er setzte sich mit dem vergnügtesten Gesicht von der Welt.

Das hatte er gern, so einen Empfang, und die Gäste hatten alle den Riesenmenschen gern. Niemand hatte etwas gegen ihn, und das wußte er, das war sein Stolz.

Er war ein prächtiger Riese, der Förster, und sah, wie er schon ein gut Stück über die Fünfzig hinaus war, so frisch und mächtig aus wie ein Stück Hochwald; er war so ein rechter Forstteufel und unangekränkelt.

Wenn er etwas sagen wollte, riß er zuvor den Mund hoch auf, daß seine großen Zähne glänzten, und schaute sich die Leute vergnügt an und, dann schnappte er erst wieder zu und fing zu sprechen an.

Wer ihn sah, der wurde guter Laune.

Nur nachmittags, nach dem Schläfchen, war ihm eine Weile nicht zu trauen.

Die alte Madame Kummerfelden, die oft, wenn sie Ferien in ihrer Nähschule gegeben hatte, bei Försters oben tage-lang steckte, sagte, wenn sie ihrem großen Freund, dem Förster, nach seinem Schläfchen in den Weg lief: „Da geht er umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge."

So war es auch, er band dann gern mit aller Welt an und suchte Streit, und wer im Hause irgend konnte, der ging ihm dann aus dem Wege.

In dem Manne steckte eine Riesenhaftigkeit, die er sonst ganz gut zu beherrschen wußte, aber in der schwachen Stunde nach dem Schläfchen, in der er noch nicht alles wieder recht beisammen hatte, brach sie ihm wie unter den Händen her-vor.

Und bei noch einer Gelegenheit war er ganz armselig. Er litt etwas an der Gicht, oder am Podagra, am „Bock" sagte er.

Wenn er den Bock hatte, war er hilflos wie ein Kind und kroch mit seinem Bock ins Bett und machte einen

Spektakel, so daß alle im Haus Respekt vor des Vaters Bock hatten.

„Vatter," sagte Ludschevadel, wenn er nicht so ganz bei Laune war, „Vatter, was ist Ihnen denn?"

„Der Bock noch lange nicht!" brummte er dann.

Da war dieser aber gewöhnlich schon im Anmarsch, denn sonst hatte der Förster keine schlechte Laune, und dann begann ein großes Treiben im Haus, dann mußten Betten gewärmt werden und Habersäcke ließ er sich heiß machen, alle zehn Minuten einen, und allerhand Tee wollte er trinken, um nur um Gottes willen seinen Bock los zu werden.

Da mußte jeder Gast zurückstehen und alles zurückstehen. Das wußten die Leute auch; wenn sie an dem Tag kamen, an dem der Förster den Bock hatte, durften keinerlei Ansprüche gemacht werden.

Der Bock gehörte nun einmal mit in die Familie, und man mußte seit Jahren schon mit ihm rechnen.

Dem Förster war es gar nicht recht, daß sie seinen Bock als so etwas ganz Gewöhnliches ansahen.

Der Förster hätte gewünscht, daß die Leute jedesmal in neues Entsetzen darüber mit ihm zusammen ausgebrochen wären. — Und wehe dem, der des Vaters Bock für einen Augenblick vergaß und im Übermaß seiner Gesundheit einmal auflachte, dem machte der Förster die Hölle heiß.

Das war so eine eigene Sache mit dem Bock.

Eine ordentliche Verwundung hatte er als Ehrensache ohne Augenzwinkern ertragen. Das war etwas für Männer, dagegen hatte er nichts einzuwenden und hatte es auch durchgemacht.

Er hatte einst einen Hieb über seinen Dickkopf bekommen, daß die Schwarte eine Handbreit auseinandergeklafft hatte; das war in der Ordnung gewesen, — aber der Bock war

keineswegs in der Ordnung, da war nichts Ehrenhaftes dabei.

„Eine Schweinerei", wie der Förster sich ausdrückte.

Und noch heute hätte er sich das Fleisch von den Knochen hauen lassen, wenn es darauf angekommen wäre, wenn es wahrhaft heiliger Ernst einmal werden sollte: „Alte," sagte er, wenn sie miteinander am späten Abend noch allein in der Wohnstube saßen, „wenn einmal der deutsche Teufel wachgeblasen wird, da bin ich auch dabei — so lang bleib' ich ein junger Mann. — He — umsonst bin ich kein solcher Bär. Ich fahr' einmal nicht in die Grube, ohne ein paar Dutzend Lumpenhunde vorausgeschickt zu haben."

Und wenn die Försterin über solche Rede zu jammern begann, schlug er mit der Faust auf den Tisch: „So ein Weib hat kein Herz im Leib!"

Und wenn die Försterin dann das Ihre darauf sagte, meinte er: „Geh, du bist eine Memme." Und dann saß er und brütete vor sich hin und schlug wieder mit der Faust auf den Tisch.

Das harte Los des Vaterlandes ging dem Wackeren nah — und bei jeder neuen Schmach, die ihm zu Ohren kam, war er ein schwer getroffner Mann.

Der Kanonendonner der Schlacht am 14. Oktober 1806 dröhnte und rollte bis über Weimar hin, bis hinauf ins Rödchen, der Himmel war bleiern, der Oktobernebel lag schwer auf der Erde. Und in diesem Nebel wüteten die Völker gegeneinander, brüllte der Tod und waltete das Schicksal. In Weimar zitterten alle Herzen.

Der Förster war in tiefer Erregung. Er war gerade unten in Weimar gewesen, als die Truppen vom Erfurter Tor her in die Stadt gezogen kamen, und er war einer der ersten gewesen, die von der Affäre bei Saalfeld zu hören bekommen.

Kurfürstlich sächsische Soldaten hatten zu ihm von Saalfeld gesprochen, vom 10. Oktober, und der Förster hatte geflucht und gewettert und hatte so mehr und mehr Leute um sich und die Kurfürstlich-Sächsischen angezogen.

Ein preußischer Offizier war spottend hinzugetreten, und den Förster hatte sein böser Jähzorn überkommen: „Maulheld, verdammter!" hatte er geschrien — und wäre dem Preußen an die Kehle gesprungen, hätten ihn die Umstehenden nicht ebenso erregt zurückgehalten.

Es war vom Förster eine böse Stimmung ausgegangen.

Und als der Riese seine äußere Ruhe wiedergewonnen hatte, da stand er und sah Regiment auf Regiment an sich vorüberziehen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, und auch die fünftausend Silbermänner, die auserlesene Mannschaft.

Aber sie hatten ihm alle nicht gefallen.

„Das sind die Rechten nicht", hatte er immer wieder, wenn neue Scharen an ihm vorüberkamen, in seinen blonden langen Bart gemurmelt und den Kopf dazu geschüttelt.

In das Lager auf dem Horn war er gar nicht gegangen, sondern wieder hinauf in das Rödchen und war oben im Ettersberg seiner Pflicht nachgekommen.

Als am 14. Oktober die ersten dumpfen Kanonenschüsse dröhnten und die Frauensleute oben im Rödchen sich nicht zu lassen wußten vor Aufregung und Angst, ging der Förster über die Felder unter die drei großen einsamen Kiefern, die zwischen der Ettersburger Chaussee und dem Rödchen noch stehen, drei düstere Bäume, und schaute auf Weimar herab und auf die Höhenzüge hin, hinter denen eine große Schlacht geschlagen wurde.

Er hatte den ganzen Tag nichts gegessen und nichts getrunken und kaum mit jemand gesprochen, wie ein Verzweifelter.

Einmal sagte er und strich Schlimpimperlein über das Haar: „Das wird ein böser Tag für alle Deutschen", und dann

zur Frau: „Geh, Alte, und nehmt mit, was ihr meint, das ihr nehmen müßt. Geht bis zur vierten Wildraufe, da richtet euch in der Hütte ein, du und die Mädchens und die Magd. Und daß sich keines hier sehen läßt, bis ich euch hole."

Die Försterin wollte nicht, redete drein, da reckte er sich auf und stand wie aus Erz gegossen vor ihr.

Und als das Haus leer war, schloß er's ab und ging hinunter nach Weimar.

Das war um die dritte Stunde am Nachmittag gewesen. Er kam mitten hinein in den Durchzug der geschlagenen Truppen, die in grenzenloser Unordnung durch die Straßen sich wieder zurück zum Erfurter Tor wälzten, und die Franzosen mit ihren Geschützen schossen von der Altenburg aus ihnen nach.

Da zog das Elend hin, und das Pflaster dröhnte davon. Sie waren alle vom Schicksal Gezeichnete, die schwer Blessierten, von denen, welche quer über den Pferden hingen, und die abgequälten, todesmatten, blutbefleckten Davongekommenen und die Kanoniere mit den schwarzen Gesichtern, die ihnen der Atem der Schlacht gefärbt hatte, als wäre ihnen Trauerflor darüber gebunden, und die zertrümmerten Geschütze ohne Räder und die Gäule mit dem wilden, blutdürstigen Blick, die die wütenden Schrecken, die entfesselte Riesenwut der menschlichen Bestie mitgesehen und mitgerast hatten. — All das quoll gehetzt und verfolgt grausenerregend durch die engen Gassen, als sollten die auseinandergesprengt werden.

Die Luft dröhnte von den Kanonenschlägen, die Häuser zitterten, die Fenster klirrten, und jedes Herz lebte in Angst und Grauen. Dann auf eine Weile Stille, schwüle Stille, ein sanfter Abendhimmel, todesruhige Straßen, das herbstliche Abendzwitschern der Spatzen, die ganze Gleichgültigkeit der Natur über dem Städtchen ausgebreitet. In den Häusern herzensbange Geschäftigkeit. — Dämmerung.

Und mit der Dunkelheit das Hereinbrechen des Schicksals, das alles Ahnen der bebenden Herzen überstieg.

Der Feind in der Stadt! Der Feind mit allen Rechten des Siegers — des Stärkeren.

Furchtbar klar muß es zutage treten, wenn die dicken Köpfe etwas begreifen sollen.

Und es trat zutage, das unantastbare Recht des Stärkeren, so klar zutage, daß auf den dicken, dumpfen Köpfen die Haare zu Berge standen, die Flammen aus den friedlichen Häusern schlugen, wilde Schreie aus den stillen Bürgerstuben hinaus in die Nacht gellten — Schreie, die ausgestoßen wurden, weil alles bedroht war, das Leben, das Gut, Ehre, das Obdach — alles.

Angstschreie vor dem Recht des Stärkeren heulten von Haus zu Haus, drangen durch alle Ritzen und Fenster, durch Rauch und Qualm, durch die düstere wilde Nacht.

So erfuhren sie das Recht des Stärkeren!

Jetzt zweifelten sie nicht mehr. Daß sie so etwas erleben mußten — die dumpfen braven Leute im Schloß und im Städtchen! — Die Zähne klapperten ihnen vor dieser großen Lehre, die von Zeit zu Zeit über die verschlafene Menschheit hindonnert, die große Lehre, daß unter dem bürgerlichen Ehrenrock, dem Zopf, dem Bausch, dem Schleppkleid, der Halsbinde, den engen Stiefeln, der ehrbaren Zimperlichkeit, der würdevollen Vortrefflichkeit, dem ganzen gedrehten, geschwänzelten Behaben die Bestie wohnt — die wilde, blutdürstige Bestie, an die niemand recht glauben will — und die, wenn ihre Zeit wieder einmal gekommen ist, hohnlachend die Maske abwirft und sie in Schmutz und Blut stampft und nackt und unverstellt hervorspringt zu Mord und Wut und Raserei, zu jeder Scheußlichkeit und Schändlichkeit bereit, die Bestie aller Bestien, der es keine nachtut. — Da ist's ihr wohl, dem sonst geschnürten, eingeengten Vieh.

Die Schreie der Mißhandelten das ist Musik, die hat es

lange nicht gehört! Heut' ist's sein Recht! Offen und unversteckt! Alles ist erlaubt! Es ist Wonne, es ist Raserei, der Schaum steht vor wilder Lust, das sein zu dürfen, was sie ist, der Bestie vor dem Maul, und es heißt ehrlicher Krieg und Mannesmut, und alles ist in schönster Ordnung.

Solches haben die Leute in Weimar bei finsterer Nacht und bei hellem freundlichen Sonnenschein kennen gelernt. Bei hellem freundlichen Sonnenschein, der der Menschen Elend naiv und göttlich gleichgültig beleuchtete. Die helle Sonne, die hat den Weimaranern damals weh getan; wie war das häßlich, diese helle Sonne über all dem Greuel — taktlos!

Und sie hatten doch gemeint, daß der Himmel mit ihnen weinen müßte. Das hätten sie sich nicht vorgestellt, das machte sie betroffen. Er lachte und das war auch in der Ordnung so — vielleicht hielt er's mit den Franzosen.

In dunkler Nacht, die von brennenden Häusern zuckend erhellt wurde, und im hellen bösartigen Sonnenschein, da war ein alter blonder großer Bursch auf seinen starken Beinen Tag und Nacht unterwegs. Er hatte keine Sorge für das eigene Haus und hielt es mit allen, die bedrängt waren. Wie ein Teufel fuhr er durch die Straßen, durch das wilde, schleppende, brüllende Pack, stürzte da in ein Haus und dort in eins, und wo er eintrat, war eine ruhige, gesunde Kraft eingetreten, die geängstigten Leute sahen auf. „Da ist der Förster", sagten sie — und da gab es immer zu tun für ihn. Er trat den Plünderern, die sich, von der unsinnigen Todesangst der Bürgersleute angestachelt, aufgeregt fühlten und sich ihrer Gewalt freuten, ruhig, gut gelaunt entgegen, riß den Mund auf und lachte das eindringende Diebsgesindel an und packte den ersten besten am Kragen und hielt ihn in die Höhe und ließ ihn zappeln und zeigte ihn gutmütig lachend wie einen Hasen den geängstigten Leuten und dem Gesindel, das nicht wußte, was es davon halten sollte — der alte Riesen-

bursche mit der Riesenkraft und dem guten Humor verblüffte sie, und sie zogen ab für einmal wenigstens.

„Da ist eine Kraft von Zwanzig drin!“ sagte der Förster und schlug sich auf die Brust und nickte den Leuten zu: „Ruhig Blut — ruhig Blut! Verblüfft sie doch, die Hunde!“ rief er den Zitternden, Hohläugigen, Bangwangigen zu.

„Wenn in jedem Haus so ein blonder Kerl säß, da würden sie so artig kommen und so vorsichtig nehmen, aus Angst, daß sie was auf die Tatzen bekämen.“ Das sagte er immer wieder und immer wieder und begriff nicht, daß die Leute es nicht verstanden und nicht taten, was er wollte, daß er keinen einzigen solchen blonden Kerl irgendwo fand, sondern lauter Leute, die drei Tage lang in der Gänsehaut steckten mit blauen Lippen, blauen Nägeln und klappernden Zähnen.

Der Förster vom Röddchen und Goethes kleines Weib, seine kleine, tapfere Freundin, von der ihr später einmal hören sollt, wie ihr die wilden Tage hingegangen sind, das waren die einzigen frischen Leute in Weimar, die nicht nur an sich und ihr Hab und Gut dachten, sondern für andre zu sorgen Zeit und Kraft fanden.

Mit den berühmten und bekannten Leuten befassen meine Geschichten sich nun einmal nicht, wie ich schon oft gesagt habe, sonst könnte ich an dieser Stelle auch von der edlen Herzogin sprechen. — Für einen Fürsten ist es eine dankbare Aufgabe, die Kräfte einmal ein wenig zusammenzunehmen und zu handeln, wie es sich für einen gesunden Menschen, dem das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, schickt, denn es wird als Riesentat, als Ausnahmetat in alle Winde und alle künftigen Jahrhunderte geblasen, als Ruhmeszeugnis und menschliches Armutszeugnis zugleich. Ich bleibe bei den Unbekannten, den Vergessenen und erzähle, wie der Förster vom Röddchen durch die Straßen läuft und schaut, wo etwas zu

retten, zu helfen ist, wie er mit den Hausvätern in der Vorwerksgasse, denen sie die Häuser angezündet haben, das Feuer löscht. Sie haben eine Spritze herbeigezogen und arbeiten im Schweiße ihres Angesichts. Niemand denkt daran, ihnen beizuspringen. — Es brennt und brennt rettungslos. Sie müssen ihre Spritze und ihre saure Arbeit gegen die Plünderer verteidigen.

„Saukerl!" ruft der Förster, als ihm ein Franzose mit der flachen Klinge eine überhaut; — aber er läßt den Schlauch nicht los, der den Wasserstrahl in die wilde Glut schickt.

Um die Spritze drängt und tollt und schwadroniert es jetzt. Sie schimpfen und wüten. Sie wollen nicht, daß gespritzt wird. Es soll brennen. Aber am Förster vom Rödchen zerschellt alles Schwadronieren und Wüten wie Wellen an einem Felsen.

Er reißt den Mund weit auf und lacht und lenkt seinen Schlauch und lenkt ihn auf die Franzosen, da zischt es unter sie hinein — Teufel auch! — Das hätte der Förster mit dem Leben büßen können! Aber er lacht dazu — und es hätten nicht Franzosen sein müssen.

„Bravo!" rufen sie. So leicht beweglich sind sie wie bei uns nur die Gassenbuben.

Der Förster spritzt weiter, jetzt wieder in die Glut hinein, und zwei armselige Hausväter pumpen zähneklappernd; da reißen die Franzosen dem Förster aus dem Rödchen den Schlauch aus den Händen. Zu Zwanzig fielen sie über ihn her; an der Schulter trägt er eine hübsche Wunde davon. Dann zertreten und zerschlagen sie den Schlauch. „Da kann ich nichts machen", sagte der Förster. „Hunde, verdammte!"

Er ließ sich seine Wunde von einem alten Weib verbinden, das den Kopf noch so weit beieinander hatte, um zwischen den Trümmern ihrer Habseligkeiten dem Förster einigermaßen zu helfen. — Darauf versucht er sein Glück weiter.

An dem Morgen, als die Weimaraner auf Befehl vor dem Schlosse, in welchem der Franzosenkaiser zurzeit residiert, ein Hoch ausbringen sollen, weil er die Stadt so gnädig verschont habe, da ist's ihm, dem Fröster, als hätten hundert Teufel ihn in der Mache.

„Sie werden's tun, die Memmen! die Kriecher, die Schlangenbäuche!" sagte er sich. Und wieder fährt er wie ein Teufel in der Stadt herum und geht ein und aus ungehindert in den Häusern ohne Türen, denn die Türen waren alle zerschlagen, und er tritt in die wüsten Stuben, in denen kein Stück mehr an seinem Platz steht, nichts als Trümmer und Lumpen und elende verängstigte und verhungerte Gestalten.

„Na", ruft er, so mitten im Elende stehend: „Heut' früh sollt ihr für die Schweinerei hier, und daß er euch die Haut auf den Knochen ließ, ‚Vivat' rufen vor dem Schloß. Das laßt euch gesagt sein, wer wirklich so eine gottverdammte Nachteule ist und ihm vorm Fenster krächzt, den zieh' ich bei Gelegenheit übers Leder, daß es dampft, daß ihr's wißt — ich bin am Platz."

So läuft er von Hausvater zu Hausvater und macht überall ein Donnerwetter.

In einem Hause hatte er eine Alte durch das Gewühl in Sicherheit gebracht, dort die Kinder, in einem andern hatte er einen Kranken vor den Diebsgesichtern beschützt, überall hatte er irgend etwas ausgerichtet und sich Dank verdient, da konnte er schon etwas wagen. Wenn auch wenige von den braven Bürgersleuten begriffen, weshalb er sich so darüber ereiferte, daß sie dem Kaiser Napoleon ein Hoch bringen sollten, dafür war er ja Kaiser. Mein Gott, und wenn es sich um einen Kaiser handelt, muß einmal Hoch gerufen werden unter allen Umständen, sei es wie es sei, und Napoleon war den Weimaranern auch ganz recht. Es gab viele, die hätten es gar nicht ungern gesehen,

wenn — — na, es ist eins wie's andre schließlich, meinten sie. Jetzt waren es Kriegszeiten, aber in Friedenszeiten da mochte der Napoleon so übel auch nicht sein. Es ist alles „Wurscht", — das waren so die Gedanken der braven Weimaraner und des guten deutschen Volkes damals.

Solche blonde alte Burschen wie der Förster vom Röddchen, so blinde tolle Teufel voller Haß und Schmerz, die waren selten, selten, wenn jetzt auch die Geschichte der damaligen Tage davon zu wimmeln scheint, — so selten wie die Verrückten, die Tobsüchtigen oder seltener.

Und an jenem Morgen, da war der Förster an seinem Platz, da sah er jeden, der gehorsam angeschlichen kam, um unter Napoleons Fenstern mitjubeln zu helfen. Wie waren sie alle verhungert, wie sahen sie alle aus; elende Jammerlappen!

Der Förster stand wie ein General und musterte seine Rekruten. Es waren ihrer nicht gar zu viele gekommen, und die Versammelten waren greulich in der Klemme. — So unter Napoleons Fenstern stehen zu müssen zum Hochrufen, nach glücklich überstandener Plünderung und ausgehungert, erfroren, klappernd, übernächtig, nüchtern, das war ihnen schließlich auch zu dumm, und der stramme Förster vom Röddchen, dem alle Teufel nichts anhaben konnten und der die armen Bürger sich so listig betrachtete, als dächte er: „Wer's Maul zuerst aufsperrt, der kriegt auch die Plätzerte zuerst!" der bedrückte sie stärker als Napoleon, der hinter niedergelassenen Gardinen für die Weimaraner gewissermaßen nur ein Begriff war — und von einem bloßen Begriff haben sich die Weimaraner ihr Lebtag keinen Begriff machen können. Es muß etwas Tatsächliches, Sichtbares, Hörbares, Fühlbares sein und darf hinter keiner Gardine stecken — dann —!

Der Förster riß das Maul hoch auf und lachte sie an und schlug in die Hände und gab so mit einemmal selbst das

Zeichen zum Hochrufen — und das hätte eigentlich der Bäckermeister Schilling tun sollen. Jetzt waren sie ganz außer Fassung. Ein paar fingen wirklich ganz heiser und erbärmlich an zu rufen; aber das klang, als wenn ihnen der Magen knurrte, und sie machten auch solche Gesichter dazu, als wären sie's gar nicht gewesen, und dann riefen noch ein paar wehleidig und jammervoll, als hätten sie Leibschmerzen, und so heulten sie da unten in ihrer seelischen und leiblichen Not — und kein Mensch hätte es mit dem besten Willen für Hochrufen halten können, was man auch in einer solchen Stunde und in so erbärmlichem Zustand keinem Hund und selbst einem verschüchterten Deutschen nicht zumuten konnte.

„Herr, mein Gott, daß der Kerl da oben von dem Gewinsel nichts gehört hat! Das verdienen die Lumpen wahrhaftig nicht", denkt der Förster. „Solch ein Volk! wenn ich Er wäre, mit der Hundspeitsche wollt' ich sie zusammenhauen!"

Und als der Förster der geplünderten Stadt den Rücken kehrt, fährt er in einem Karren einen armen Blessierten, der auf den bloßen kalten Fliesen der Stadtkirche mit hundert andern gelegen hatte, hinauf ins Rödchen. Und er hat ihn wohl ins Stroh gebettet und ist so vorsichtig mit ihm wie mit einem Wiegenkinde, weicht jedem Stein aus und zieht den Karren sorgsam und ängstlich, achtet auf die Wunde in der Schulter nicht, die ihm das Ziehen beschwerlich genug macht.

Und zu Hause angelangt, bettet er den armen Burschen, es ist ein Sachse, in sein eigenes Bett und holt die Frauensleute aus dem Versteck herbei und treibt sie an, zu tun, was sie tun können.

Er ist ungeplündert geblieben, der Förster; zu dem versteckten einsamen Haus ist niemand hingekommen.

Aber leer will er nicht ausgehen — es sollen noch Blessierte

herauf. In jedes Bett einen. Die Gesunden mögen schlafen, wo sie wollen. Die Försterin jammert darüber.

„Wenn Gott uns so augenscheinlich vor dem Kriegselend behütet hat, weshalb schleppst du's herauf?"

„Daß die Weiber keine Ehre im Leibe haben — auch mein's nicht!" sagt der Förster düster und geht seiner Wege und fährt mit dem Karren wieder zur Stadt hinab. —

„Und deine Wunde!" jammert die Försterin ihm nach.

„Die ist der Bock noch lange nicht!" ruft er ihr gut gelaunt zu.

Und es geschah, wie der Förster gesagt hatte, in jedes Bett im Hause kam ein Blessierter, und die Weiber mußten die armen Burschen pflegen wie ihre Brüder, und das Försterhaus im Rödchen ist den armen Gesellen nach aller Not und allem Elend in der Erinnerung geblieben wie ein Paradies.

Das ungefähr waren zu jener Zeit die Leute im Rödchen.

Und wieder einmal müssen wir uns mit einem harten Winter abgeben, mit solch einem großen Schneewinter, der die Liebschaften weich einhüllt, so zart, so frisch, so glückselig, so weltverloren, der die Träume mit offenen Augen so ungestört, das Wandeln zwischen den hohen Schneewällen so köstlich macht.

Gott weiß, was alles da geschah. Es war im Winter 1808, zwei Jahre nach der großen Plünderung. Oben im Rödchen steckten sie in der Schneewildnis, Weg und Steg verschneit. Die Post, die auf der Ettersburger Straße seit lange schon auf Schlittenkufen ging, war alle Nasenlang festgefahren und konnte nicht eher weiterkommen, bis der Schneepflug aus Ettersburg oder aus Weimar, oder wenn das Malheur hinter dem Ettersberg geschah, aus Buttelstädt ihr zu Hilfe kam.

Im Rödchen hörte man ganz entfernt und leise über die Schneefelder hin das Posthorn klingen.

Der Postillion blies allemal, wenn er in der Nähe des Röddhens vorüberfuhr, denn die Förstersmagd war sein Schatz.

Das Posthorn aber war der einzige Ton, der die große Schneestille rings umher belebte, und wenn es erklang, da steckte nicht nur die Magd den Kopf zum Fenster hinaus, auch Schlimpimperlein und Ludschevadel machten das Winterguckloch im Wohnstubenfenster auf und lauschten ganz andächtig, bis der letzte Ton verklungen war, dann gingen sie wieder an ihre Arbeit.

Draußen der Wald sah sonderbar aus. Die jungen Bäume hatte der Schnee zur Erde niedergedrückt und sich über sie gelegt, dicht und dichter, daß es die wunderlichsten Gestaltungen gab. Wie gebückte verschneite Männlein sahen die jungen Fichten aus, „getauchte Männer", wie der Förster sagte, und die jungen Erlen hatten sich wie Bogen über die Erde gelegt und trugen ihre gewaltige Last, und die alten, kahlen Bäume hielten mit ihren geduldigen Armen ganze Schneedächer fest. Die großen Tannen hatten schneeweiße Kuppeln auf den breiten grünen Zweigen, die sie eng an sich gedrückt hielten, und die Spitze hing ihnen von der Schneelast tief herab, und jeder Graben und jede Unebenheit war verschneit.

Im Garten lag eine Schneewehe gerade am Hause an, daß oben aus dem ersten Stock des Försters Dackel ganz bequem zum Fenster hinausspazieren konnte.

Beim Rauhfrost war eine unbeschreibliche Herrlichkeit, da hingen an jedem schneefreien Zweiglein dicke Eiskristalle wie Schuppen und Zapfen, und feine Kristallschleier waren darüber gewebt, und der ferne Wald lag wie in einer weißen, glitzernden, blitzenden Wolke. Wenn der Förster heimkam in seinen riesenhaften Schneestiefeln, hatte er über seinem alten Schafspelz einen köstlichen Spitzenüberzug, und sein Bart glitzerte, und an den Augenbrauen waren zarte Kristalle

aufgeschossen und die Pelzkappe flimmerte und tropfte. Der Dackel war ebenso weiß bereift.

Aber die Mädchen hatten ein gehörig einsames Leben oben im Rödchen, sahen nichts als Rabenzüge und vor dem Fenster auf dem Futterbrettchen die dicken, aufgeplusterten Amseln, die blauen, flinken Meisen und vor dem Kuhstall die Spatzen und die haubigen Goldammern.

Gegen Abend, wenn die Sonne eisig niedergegangen und an manchem Tag die Wölkchen über der verschneiten Erde rosig färbte, kamen die Rehe zum Futterplatz.

Vom Fenster aus konnte man sie durch die jungen Stämme sehen. Vorsichtig, in langer Reihe, eins nach dem andern, wie eine Prozession, und verschwanden hinter der großen Futterraufe, eins nach dem andern, immer spähend — immer in Sorge.

Wenn die Schneebahn auf der Ettersburger Straße instand war, kamen wohl ein paar verwegene Spaziergänger bis hinauf ins Rödchen gestiegen und ließen sich einen Glühwein brauen und hingen die Pelzröcke an dem Ofen im Wohnzimmer auf. Der Glühwein, den sie bekamen, das war zwar nur ein echter Jenenser Roter, aber der Förster hatte so seine Kniffe damit, die er niemand recht verriet — aber man wußte schon; er hatte eine solide Quelle in Jena, er bekam seinen Wein gut ausgelesen, und in Erfurt hatte er wieder einen guten Freund, der schickte ihm jedes Jahr mit dem Boten ein leeres Madeirafaß, und in das Madeirafaß wurde der brave Jenenser einlogiert — und suchte dann seinesgleichen. Die Schneeläufer wußten deshalb sehr wohl, weshalb es sie zum Glühwein bis in das Rödchen hinaufzog.

Unter diesen Bürgersleuten, die hin und wieder das Wagnis ausführten, Försters in ihrer winterlichen Einsamkeit aufzusuchen, war oft ein junger Maler zu finden, der in Gesellschaft oder einsam zum Rödchen hinaufkam, doch wie es schien, nicht nur des Glühweins halber. Die Ludschevadel

hatte es ihm angetan. Daraus machte er kein Hehl, Wohn- und Gaststube war im Winter eins geworden, und so saß denn die Familie mit ihren Gästen traulich zusammen.

Ludschevadel brachte hausfraulich und bescheiden ihrem Anbeter den Glühwein und setzte sich dann neben ihn nieder, in aller Gemütsruh, der junge Heinrich Strobel gefiel auch ihr.

Der Förster aber sah wieder mit Ärger vor seinen Augen, ganz offen und unverhohlen, eine neue Liebesgeschichte entstehen, die ihm wieder eine Tochter kosten sollte — und er konnte nichts dagegen tun, die Sache nahm ihren Lauf.

Aber von Ludschevadel hatte der Förster es sich doch nicht gedacht, deren war er so sicher gewesen. Sie hatte schon einige zu seinem größten Wohlbehagen und Triumph ohne weiteres ablaufen lassen, war mit Leib und Seele der elterlichen Wirtschaft ergeben und war ein rechtes Hauskind. Wie oft hatte sie gesagt, daß sie nun und nimmermehr aus dem Röddchen gehen würde, — aber trau' einer den Frauenzimmern.

Da ließ sich nichts machen, das wußte er aus Erfahrung, und so saßen sie alle miteinander beisammen, Schlimpimperlein kühl und gleichgültig über ihre Näherei gebückt; die Sache ging sie nichts an.

Niemand gab sich mit ihr ab und daß Ludschevadels Anbeter hin und wieder auf seine trockene Art ein paar Worte an sie richtete, das war für sie nicht der Rede wert. Sie war an solche Brosamen, die von einer andern Tisch fielen, nicht gewöhnt; das paßte ihr nicht.

Unten in Weimar hatten sie eine Tante, die Schlimpimperlein gerne auf ein paar Wochen im Winter bei sich gehabt hätte, um ihr etwas zugute zu tun. Aber der Förster wollte das nicht, besonders nicht seit Schmirankel mit ihrem Mann nicht mehr in Weimar lebte, sondern nach Eisenach versetzt war. So saß Schlimpimperlein oben und langweilte sich.

Der junge Heinrich Strobel fühlte sich wohl im Haus, er war so ein Biedermann, der die geordneten ruhigen Verhältnisse liebte, ein langer hagerer Bursche mit unglaublich emporstehendem Haar, das keiner Mode der Welt sich bequemt hätte, mit einem grauen unregelmäßigen Gesicht und guten gescheiten grauen Augen. Er hatte auch schon des Vaters Bock oben mit erlebt und sich dabei wie ein guter Sohn bewährt.

Der Förster war heimgekommen mit einem Gesicht, einem so starren entsetzten Gesicht, hatte kein Wort gesprochen, seinen Pelz ächzend abgeworfen und sich starr und steif an den Ofen gesetzt.

Die Försterin, die bedenklich auf ihn geschaut hatte, sagte ganz erschreckt: „Ach Herr Jes, der Bock, — da bringt dem Vatter nur alles, die Betten wärmt und die Habersäcke." Die Mädchen sprangen und taten, was ihnen geheißen war. Der Förster aber regte sich nicht, hielt seine, mit einem wollenen Lappen eingewickelte Hand wie ein Wickelkind vorsichtig auf dem Knie und stöhnte.

„Diesmal ist der Bock im Daumen", sagte er trostlos.

Heinrich Strobel, der vom Bock schon alles Nähere wußte, sagte: „Förster, alles was recht ist; — aber den Bock haben Sie nicht im Daumen, wenn nämlich der Bock wirklich Podagra bedeutet, dann kann der Bock nur im Fuß stecken."

„Wieso?" sagte der Förster.

„Im Daumen hat eben kein Mensch noch das Podagra gehabt", antwortete der Maler trocken.

„Woll — woll sel woll", sagte der Förster mißtrauisch. Das war eine tirolische Erinnerung das „Woll — woll — sel woll". Er hatte in Tirol bei einem Herrn Grafen als Förster in Dienst gestanden, und auch daß er seine Schmerzen „der Bock" titulierte, stammte aus jener Zeit.

Jetzt fingen die beiden an über den Bock zu streiten, und der Förster vergaß ganz die Schmerzen und stritt aus Leibeskräften, zum Erstaunen der Försterin.

„Jetzt geben Sie mal den Daumen her, Förster, daß ich seh', was eigentlich los ist. Geben Sie nur", sagte der Maler, als der Förster zögerte, und schälte den kranken Daumen aus dem alten wollenen Tuch, das der Förster im Umfang von einer alten Elle sich um die Hand gewickelt hatte, schaute und befühlte ihn, während der Riesenmensch mit geschlossenen Augen und zusammengebissenen Zähnen wie bei einer schweren Operation im Stuhl saß.

„Förster," sagte der Maler, „da ist ein Splitterchen im Gelenk. Gott weiß, — ich seh's — 's is ein bissel tief drin, 's wird rausschwären."

„O — woh'", meinte der Förster stöhnend und verächtlich, stand auf und ging ohne rechts und links zu sehen in sein Schlafzimmer und kroch in die gewärmten Betten und ließ sich auf den Daumen und zur Fürsorge auch gleich auf die Füße die heißen Habersäcke legen. Und in der Wohnstube hörte man ihn bald gewaltig schnarchen. Der Bock war also wirklich nicht gekommen. Und sie hielten sich im Wohnzimmer alle mäuschenstille, damit der „Vatter" seinen Schreck ungestört verschlafen könnte.

Als der junge Strobel nach einigen Tagen wieder durch den Schnee heraufgestapft kam, hatte der Förster seinen Daumen immer noch, trotzdem das Splitterchen richtig herausgeschwärt war, der Vorsicht halber mit einem großen weißen Schnupftuch umwickelt und darüber lachte der Maler und meinte, daß sie mit dem dekorativen Daumen einen Tarock miteinander spielen wollten.

„Er hat recht gehabt," sagte der Förster, „der Bock war's nicht."

„Na also", meinte der Maler und schob seine langen Beine unter den Tisch und steckte dem Förster die Karten zwischen den umwickelten Daumen und die Finger und hatte bei allem, was er tat und sagte, so einen trockenen Humor, der bei ihm nicht in den Worten lag. Ludschevadel saß, während ihr guter Freund mit dem Vater spielte, neben ihm mit ihrer Arbeit

und man sah ihr an, wie glücklich und ruhig sie sein mochte und wie lieb ihr der lange Mensch war.

In einer Pause, die sie im Spiel machten, sagte der Maler: „Bei euch, wenn man von der Chaussee abbiegt, wissen Sie, Förster, gerade wo der Ettersburger Forst den Zwickel macht, — da stehen drei ungeheuer traurige Bäume, kennen Sie die?"

Schlimpimperlein lachte, der kam das komisch vor.

„Ja, ja, mag sein," meinte der Förster, „Bäume haben oft so etwas — — so etwas — —." Der Förster kam nicht weiter und schaute nachdenklich vor sich hin.

„Traurig", wiederholte der Maler. „Ich weiß nicht, ich bin doch sonst so weit hasenrein in der Beziehung, aber mir legt sich's immer sonderbar auf den Buckel, ordentlich naß, wenn ich an den Bäumen vorüberkomme. Sie stehen da, als wenn sie über etwas Entsetzliches nachgrübelten."

Schlimpimperlein hatte ihre Arbeit sinken lassen, und auf ihr süßes Gesicht trat ein ganz weiches, verächtliches Lächeln, und sie sagte: „Ja, und da hängt an jedem von den traurigen Bäumen ein Schnupftuch herab, Herr Strobel, zum Tränen abwischen."

„Sehr gut", meinte Heinrich Strobel und lachte, Ludschevadel aber blickte ärgerlich auf ihre Schwester. Sie kannte die drei traurigen Bäume auch und erinnerte sich, wie damals bei der Schlacht von Jena, als der Kanonendonner herüberdröhnte, der Vater unter den Bäumen gestanden hatte, und sie wollte nicht, daß jemand ihren guten Freund lächerlich fand. Er war es ihr ganz und gar nicht. Sie liebte ihn mit einem Gefühl der Hochachtung. Es war so eine ernste Liebe, so eine Liebe wie zwischen Ehegatten, denn Ludschevadel war nicht spielerisch, sie war ein pflichtgetreues ruhiges Mädchen mit einem Herzen wie Gold, und Heinrich Strobel war ein Biedermann vom Scheitel bis zur Sohle. Er hatte sich bittersauer bisher durchs Leben schlagen müssen.

Sein Vater war ein kleiner Beamter in Kapellendorf bei Weimar gewesen und hatte seinem Sohn während der Lehrzeit nichts mehr als zwei bis drei Korb Kartoffeln jährlich in die Stadt zukommen lassen können, und was über die Kartoffeln ging, das hatte er sich dazu verdienen müssen. Und wie weit er mit Kartoffeln reichte, das läßt sich nachrechnen, wenn man bedenkt, daß der Korb zu damaliger Zeit vierzig bis fünfzig Pfennig im Preise stand. Aber er war über die böse lange Zeit mit Hangen und Bangen und durch die Hilfe gutmütiger Leute und durch Fleiß und Anstelligkeit für alle möglichen Dinge gekommen, durch Nachhilfestunden und Bilderkolorieren im Landes- und Industriekontor bei Bertuch und durch Handlangerdienste aller Art, und war ein ganz reputierlicher Porträtmaler und Kupferstecher geworden, der seinen eigentlichen Wohnsitz in Leipzig hatte, aber nach Weimar, Jena und Eisenach seine Porträtreisen machte. Es hatte sich da bei jedesmaliger Wiederkehr etwas für ihn zusammengefunden. Diesmal hatte er sich für längere Zeit in Weimar niedergelassen, weil es auch in Rudolstadt und Schwarzburg und Umgegend mancherlei zu tun gab, und besonders durch Bertuch hatte er einen großen Auftrag bekommen. Ludschevadel hatte also allen Grund, ihren guten Freund hochzuachten. — Sie war stolz auf ihn, und das ärgerte Schlimpimperlein. Sie gönnte der Schwester den Heinrich Strobel. Er war nicht der Mann, den sie sich gewünscht hätte. Er war ihr langweilig. Aber weil sie im Winter so gar nichts hatte, was sie freute, ärgerte sie sich über die beiden, die miteinander sich betaten, als gäbe es nichts Besseres und Schöneres und Vortrefflicheres als Ludschevadel und Heinrich Strobel — und darüber war Schlimpimperlein vollständig anderer Meinung, sehr ungerechterweise, denn es ist zu bezweifeln, ob sie ein besseres und vernünftigeres Mädchen wie ihre ältere Schwester und einen größeren Biedermann wie ihren künftigen Schwager jemals gesehen hatte.

Aber was fragt so ein schönes Ding wie Schlimpimperlein danach, wenn es Langeweile hat.

Wenn Heinrich Strobel aber von den Weimarschen unten erzählte, da spitzte Schlimpimperlein die Ohren. Herr Gott, was hätte sie darum gegeben, unten in Weimar bei der Tante sein zu dürfen, die sie so gern bei sich gehabt hätte.

Es war in Weimar immerhin noch etwas los; wenn es auch nicht mehr so zuging, wie ums Jahr 1777 etwa, von welcher Zeit die Försterin zu erzählen wußte, so war doch auch um 1808 noch für ein junges lebenslustiges Mamsellchen mancherlei zu hören und zu sehen. Da war gerade jetzt die Zeit der Redouten im Stadthaus und Komödie aller nasenlang und Schlittenfahren und abends auch in den Bürgerhäusern Tees und Gesellschaftsspiele.

Und das schöne Geschöpf, das seine Schönheit in der Einsamkeit und Langenweile wie eine bange Last umhertrug, litt und quälte sich. Sie waren alle versorgt im Haus, nur sie nicht. Ludschevadel und Heinrich Strobel und die ganze Zufriedenheit in den vier Wänden erregten das heißblütige Ding. Es war die große Herzenseinsamkeit, in der sie lebte, von der die Zufriedenen und Befriedigten nichts wissen, und die sie nicht verstehen und verlachen und nicht beachten.

Um diese Zeit gerade war es dem alten blonden Riesen, dem Förster, wohl in seiner Haut und in seinem Haus.

Der umgangene Bock, der hohe Schnee und der weiße Schneehimmel, der Flockenfall, die Einsamkeit und Weltabgelegenheit besänftigten die heftigen Gefühle und machten dem Behagen und der Zufriedenheit Platz.

Es wahr ihm so wohl unter seinen Leuten, und mit einer großen Zärtlichkeit hing er an seinem jüngsten Kinde, dem Schlimpimperlein, dem einzigen, das noch sein eigen war. Wenn sie etwas mürrisch und gelangweilt durch das Zimmer ging, zog er sie zu sich heran und hielt sie mit seinen unbezwinglichen Armen ein wenig an sich gedrückt.

Wie er ihr nachsah, wenn er sie wieder frei ließ! Sie war sein Stolz, sein Glück, das lag so deutlich in seinen offenen Zügen ausgeprägt, — und sie, das kühle Schlimpimperlein, fand diese Zärtlichkeit mindestens sehr unnötig, es kam ihr komisch vor und war ihr peinlich.

Sie verstand ihn nicht.

„Lassen Sie mich, Vatter, lassen Sie mich!" sagte sie halb schmollend, halb verlegen, wenn er sie so im Zimmer auffing und sie festhielt, und sie machte sich los und sträubte sich. Sie war ärgerlich darüber.

Ludschevadel aber tat der Vater dann leid, sie wußte selbst nicht weshalb.

Er kam ihr wie gekränkt und zurückgestoßen vor, und sie hatte einen Ärger über ihre Schwester. Weshalb tat sie das dem guten Manne an? Ludschevadel sprach darüber mit ihrem Verlobten, als sie miteinander bei Sonnenuntergang zur Wildrause gingen, um die Rehe kommen zu sehen. Da schlang er den Arm um sein Mädchen und sagte: „Ludovika," er nannte die Schwestern bei ihren Taufnamen, nie anders, „die ist ein rechtes Weibchen."

„Du, wie denn," frug Ludschevadel — „ich bin doch ein Weibchen?"

„Freilich, aber ein gutes dazu, ein ganzer Mensch, ein guter Kamerad und mein lieber Freund."

„Die Weibchen, die nur Weibchen sind," sagte Heinrich Strobel und wußte sich nicht recht auszudrücken — „die — die — vor denen graust's mich. Schöne Katzen und so hexenhaft wie Katzen — seelenlos. Wenn man nicht in sie verliebt ist, ist man so einsam mit ihnen wie mit einer Katze."

„Wie weißt du denn das?" frug Ludschevadel und legte ihren Kopf an seine Schulter. „Ludovika kennst du ja kaum. Sie kann auch anders sein. Sie kann manchmal gut sein, so mit einemmal, man weiß nicht wie, da fängt sie an zu weinen, und es tun ihr längst vergangene Dinge leid."

„Ja wohl", sagte Heinrich Strobel trocken. „Meine erste Liebe war auch so. Verfluchte Katzen!"

„Aber sie ist doch deine Schwägerin," sagte Ludschevadel ruhig.

„Ah was — Schwägerin, die schert sich den Teufel darum — Schwägerin!" Heinrich Strobel lachte.

„Ach geh', du sollst sie eben gern haben, so ein Kind wie sie ist, wir haben uns alle miteinander gern im Haus. In der Familie muß man einen wie den andern lieben, Heinrich, sonst ist der ganze Frieden nicht mehr im Haus. Findest du es bei uns nicht mehr hübsch?"

Das alles frug und sagte Ludschevadel durcheinander.

Und er schloß sie in die Arme und küßte sie.

„Du bist mein Weibchen und mein Kamerad, dabei bleibt's" sagte er. „Mir ist so wohl!"

Es war der ganze Frieden oben im Rödchen, wie Ludschevadel gesagt hatte, so wie Frieden auf Erden aussieht. Die Mutter und Ludschevadel und der Verlobte, die waren wirklich friedlich. In dem treuen unbiegsamen Herzen des Försters aber saß jetzt ein Wurm. Es graute ihm vor der Vereinsamung, wenn die Töchter einmal alle aus dem Hause sein würden. Da konnte er sich in Ruhe nicht hineinfinden.

Die verheiratete Tochter war ihm wie gestorben, und die Ludschevadel stand nur mit einem Schritt mehr im Haus — und nur Schlimpimperlein lebte ihm noch ganz, war noch ganz sein Kind. Die wollte er nicht hergeben.

„Mein Gott, was haben die Mädchen vom Heiraten — was haben sie denn, die armen Narren?" dachte er bei sich.

„Für Schlimpimperlein müßte mir schon einer vom Himmel fallen." Dem ersten besten wollte er sie nicht geben.

So saßen sie einmal alle beieinander und Schlimpimperlein neben ihrem Vater.

Der war den ganzen Abend auffallend still gewesen. Ludschevadel hatte schon gemeint, daß der Bock im Anzuge sei, aber da legte der Förster den Arm um Schlimpimperleins Nacken und zog sie zu sich heran und bückte sich zu ihr nieder und begann langsam und schwerfällig und bog sich immer tiefer zu Schlimpimperleins Ohr. Er sprach nur für sie allein: „Da war einmal ein Vatter," sagte er — „dem ging es auf Erden sehr wohl. Er hatte ein schönes Haus, ein gutes Weib und drei Kinder, das waren lauter Mädchen, und er hatte sie alle drei sehr lieb, die älteste hieß Schmirankel, die mittelste Ludschevadel und die jüngste war die Schlimpimperlein."

Jetzt paßten sie alle auf, denn der Vater erzählte etwas von ihnen selbst, aus dem eigenen Hause; aber weil er so ganz seinen großen blonden Kopf zu Schlimpimperlein hingebogen hatte, als wollte er es sie bloß hören lassen, da arbeiteten sie unverdrossen und taten, als ginge es sie nichts an. Heinrich Strobel zeichnete für Ludschevadels Wäsche die Namenszüge auf. Es lag ein ganzer Berg gezeichnete Wäsche und ungezeichnete vor ihnen, und er war dahinter fast versteckt.

„Als die drei, Schmirankel, Ludschevadel und Schlimpimperlein, klein waren," sagte der Förster leise, „da stritten sie miteinander, und Schlimpimperlein sagte: ‚Ich hätte den Vatter geheiratet, wenn er die Mutter nicht genommen hätte'; ‚nein,' sagte Ludschevadel, ‚nein, ich hätte ihn geheiratet.' Darüber stritten sie alle drei miteinander. Schlimpimperlein aber meinte, sie hätte es zuerst gesagt.

Der Vatter nahm sie, eins nach dem andern auf seine Knie, schaukelte sie und hatte seine Freude an ihnen und war stolz auf sie.

Als sie aber groß wurden, da dachten sie nicht mehr daran, den Vatter zu heiraten — sondern ein reicher vornehmer Mann kam und holte die Schmirankel zum Weib, und sie verließ das Vaterhaus und ging ihrem Glücke nach.

Sie hatte ihn lieb und er hatte sie lieb und sie bekamen Kinder, aber ein Krieg brach herein, und die Armut kam und der Meister Tod, und Schmirankel war traurig und betrübt — kein Mensch kann solchem Leid entgehen.

Aber auch Ludschevadel folgte einem Manne, einem reichen Fürsten, und auch sie ging ihrem Glücke nach und war glücklich; aber kein Glück besteht auf Erden. Der Mann wurde ihrer überdrüssig und verließ sie und nahm eine andre und ließ sie mutterseelenallein in Kummer und Schmerz.

Kein Mensch kann solchem Leid entgehen, wenn es über ihn hereinbricht.

Und als Schlimpimperlein an ihren Schwestern sah, wie das Schicksal mit den Menschen umspringt und wie auf Erden kein Glück ist, dem man vertrauen kann, da sagte sie unter heißen Tränen: ‚Da ist ja mir das allerbeste Teil geworden.' Und sie blieben beieinander, der alte Vater und das Schlimpimperlein, und sie pflegte ihn, bis der Tod sie schied. Aber sie leben heute noch."

Da hörte der Förster mit seinem Märchen, wie abgebrochen auf. Sein Töchterchen hatte sich von seinem Arme losgemacht und stand mit heißem Gesicht und mit Tränen der Ungeduld von ihrem Stuhle auf.

„Nein, Vatter, das wäre nichts für mich — das nicht — nein!" Und da brachen die Tränen aus ihren schönen Augen mit voller Gewalt hervor. — „Weshalb denn ich gerade!" schluchzte sie.

Der Förster stand auch auf und ging im Zimmer auf und nieder, hielt die Hände auf den Rücken und brummte in den Bart hinein: „Große Kinder — fremde Kinder." Er ging ganz gebückt, der starke Mann.

Sie rissen sich von seinem Herzen los, die Kinder, die einen sanft und kaum merklich, die andern schmerzhaft und grausam.

Er verstand den Lauf der Welt nicht und sträubte sich.

Die andern wagten nicht aufzublicken, als der Vater so auf und nieder ging, und Schlimpimperlein saß mit schnell getrockneten Tränen, aber trotzig da.

Heinrich Strobel reckte seinen Kopf über den Wäschewall, der vor ihm lag, auf und sagte wohlgelannt, um die schwüle Stille zu unterbrechen: „Aber Förster, daß Ihr den Strobel in einen reichen Taugenichts verwandelt habt, der noch dazu sein Weib sitzen läßt, darüber müssen wir noch miteinander ein Hühnchen rupfen.“

„Das weiß kein Mensch, was er tut oder nicht tut“ — sagte der Förster feierlich. „Heut liebt man einander, morgen läßt man einander!“

„Aber Fürst ist der Strobel drum doch noch nicht, so wenig als er die Anne jemals läßt!“ Dabei gab er seiner Braut einen herzhaften Kuß.

„Auch was Rechtes, Fürst! — Fürst oder Lump — Wurm oder Wurm. Es kommt auf eines heraus. Man soll an keinem Menschen hängen, das ist das Sicherste und Beste. Da schlägt man dem Schicksal ein Schnippchen. Merkt's euch.

Die Schlimpimperlein ist klug, die hängt hier an niemanden. Wohl ihr.“

Das sagte der Förster bitter, während er auf das Mädchen blickte, das scheinbar gleichgültig über die Näherei gebückt saß.

„Wie eine Gans wird der Mensch gerupft, Strobel, bis er zuletzt so nackt und bloß dasteht wie zu Anfang. Zu Anfang weiß er nichts, und zuletzt will er nichts mehr wissen, das ist der ganze Unterschied. Das bißchen Ehre, das sie einem lassen müssen, wohl oder übel — das ist zuletzt das einzige, was bleibt. Man könnte sich die Mühe sparen.“

Mit diesen Worten ging der Förster hinaus.

„Ludovika, warum hast du denn das getan?“ frug Anne vorwurfsvoll, auf ihre ruhige, milde Art.

Da weinte Schlimpimperlein und sagte: „Du hast gut reden. Was hat man denn vom Leben? Dir hätte er sagen sollen, du sollst bleiben — da hätte ich Dich sehen wollen!"

„Wenn du einmal einen Bräutigam hast, wird er's dir auch nicht sagen. Er läßt dich gehen, wie er mich gehen läßt", sagte die Braut ruhig.

„Er wollte dir ja nur zeigen, wie lieb er dich hat und da bist du — so."

„Da hätte er sagen sollen, was er wollte", antwortete das Mädchen. „Wie soll ich das verstehen."

Alles nimmt einmal ein Ende auch die Langeweile und Einsamkeit eines schönen Kindes, das seiner Schönheit froh werden möchte. Endlich kommt etwas, lang erwartet oder unvorhergesehen, aber es kommt.

Und so sahen sie tags darauf, nachdem Schlimpimperleins Lebensdrang so ungeduldig geworden war, wie ein Füllen, dem ein Zaum angelegt ist, und das nach allen Seiten ausschlägt, eine lange Schlittenreihe die Ettersburger Chaussee heraufkommen.

„Ja," sagte Ludschevadel, „was ist denn das!" als die Schlitten alle zum Feldweg, der zum Rödchen führte, einlenkten. Sie rief im Eifer Schlimpimperlein herbei, die aber der Sache außerordentlich kühl entgegensah.

„Ein paar unten aus Weimar", meinte sie gleichgültig.

„Du bist eine Feine", sagte Anne-Ludschevadel lachend. „Du läßt dir freilich nicht in die Karten sehen. Na! verstell dich nur nicht!" Ludschevadel packte sie an den Schultern und zog sie im Kreise herum.

„Geh, laß mich, was ist denn da weiter!"

Ludschevadel aber freute sich ganz offen und ehrlich für sie. „Aber was haben wir ihnen vorzusetzen, das möchte ich wissen! Wer denkt denn an so viele Gäste auf einmal!" rief sie.

Da ging aber schon die Tür auf und Heinrich Strobel sprang herein und hatte eine rote spitze Kappe auf. „Sie bringen alles mit, ihr Mädchens, seid ohne Sorgen."

„Desto besser!" rief Ludschevadel, „aber wie siehst du denn aus?"

„Masken", sagte Schlimpimperlein träumerisch.

Und da kam es auch schon ins Zimmer gequollen. Draußen hörte man die Schlittenpferde mit ihren Glöckchen läuten.

Die Försterin kam aus der Küche gestürzt.

„Ja du meine Güte! Die ganze Redoute aus dem Stadthaus kommt ja da aus den Schlitten!"

Sie standen ganz betreten alle drei über den tollen Menschenschwarm, der mit einemmal in ihre winterliche Einsamkeit übergeflossen kam.

Aus Tüchern und Pelzen sprangen die sonderbarsten Figuren: Harlekine und Ritterfrauen, weiße Bäcker und Mönche, Teufel und Bäuerinnen. Manche trugen Masken und manche schauten aus ihren Kapuzen und Kappen mit den rotgefrorenen Gesichtern unternehmend in die Welt hinaus.

Aber ob Masken oder keine, die Försterleute hatten noch lange nicht ihre fünf Sinne beieinander, um irgend jemand erkennen zu können. Draußen warf es jetzt mit Schneeballen an die Fenster und die Schlittenglöckchen läuteten so hell und lustig in die Schneeeinsamkeit hinaus. Und jetzt klang gar von der Tür eine Fiedel.

Sie hätten nicht verwunderter sein können.

Schlimpimperlein war ganz verstummt und schaute nur träumerisch in das Gewimmel hinein.

Die Förstersmagd war sogleich gesprungen und hatte im sogenannten Saal, in dem bei sommerlichem Regenwetter schon gar manches Tänzchen abgehalten war, ein gehöriges Feuer angezündet.

Inzwischen steckten sie alle miteinander noch in der breiten Wohnstube.

Große Körbe wurden jetzt hereingeschleppt und eine kleine Frau kommandierte.

„Das ist ja die Rätin Tiburtsius", sagte die Försterin zu Ludschevadel.

Die Frau Rätin war aber als Königin der Nacht aus ihrem Pelz gekrochen, steckte in einem engen schwarzen Kleid, das mit goldenen Papiersternen besät war, band sich in aller Eile, um vollständig zu sein, einen großen Stern, den sie im Strickbeutel gehabt hatte, auf dem Kopf fest und fing an in den Körben zu wirtschaften, wobei ihr die vortreffliche Magd Kathrine, die sie mitgebracht hatte, half.

Das Ganze war also die sogenannte Lawine der Frau Rätin Tiburtsius, die sich in Schlitten zum Rödchen heraus-gewälzt hatte.

Bald durchzog das ganze Haus ein gewürziger Kaffeeduft. Tiburtsiussens Kathrine und die Försterin brauten ihn mit-einander. Das Feuer im Saale brannte in voller Eile und mit Geprassel, daß das eiserne Öfchen pustete, fauchte und glühte und die schwarzen Rohre, die durch den halben Saal liefen, knisterten und vor Hitze dröhnten.

Wie im Handumdrehen war es warm, wenn auch in den Ecken und an den Fenstern sich noch ein eisiges Lüftchen auf-hielt, das wurde bald von den lustigen Masken verscheucht, die jetzt in den Saal einströmten und Tische und Bänke rückten und lachten und lärmten. Ludschevadel und die Försterin brachten die Tassen und die kleine, dicke Tiburtsius kramte in Kuchen und er, Tiburtsius, der als Maske seinen langen weißen Flausrock trug, auf den ihm sein kleines Weib einen großen goldenen Stern auf den Rücken genäht hatte, mußte die Berge von Kuchen, die die Königin der Nacht auf Schüsseln lud, auf die verschiedenen Tische verteilen. Er trug eine weiße Zipfelmütze auf dem Kopf, die als Troddel einen Stern hatte, und so war der Herr Rat ein billig her-gestellter Abend- oder Morgenstern.

Und bald saßen sie alle und schwatzten und wärmten sich und tauchten ihren Kuchen in den Kaffee.

Die Försters saßen auch alle mit am Tisch.

„Teufel auch", rief der Apotheker, „wenn das nicht gemütlich ist!" Und er stieß mit seiner Kaffeetasse links und rechts an und dienerte dabei.

Heinrich Strobel hatte einen jungen Menschen neben sich sitzen, der allen, wie es schien, fremd war, und den er den Försterslenten als Herrn Friedrich Herzlieb vorstellte; „ein Verwandter von der kleinen Minchen Herzlieb in Jena, die ich vergangenes Jahr gemalt hab'", sagte er. „Ich hab' ja von ihm erzählt.

„Er ist mein Gegenstück in allen Dingen", dabei faßte Heinrich Strobel das Gegenstück am Kragen. „Seht her, auch in Hinsicht des Mammons. Weiter: arbeite ich wie ein Pferd, er spielt nur und bringt mehr fertig als ich. Ich bin borstig," damit streckte Heinrich Strobel seinen unglaublich starr aufstrebenden Haarschopf vor, „er ist ein Karnickel an Zartheit der Behaarung.

Aus mir machen sich die wenigsten was, die Frauenzimmer gar nichts — bei ihm ist das anders.

Ich habe ihn mir zur Ausgleichung nach Weimar kommen lassen.

Er geht unten bei Exzellenz Goethe ein und aus, so ein Grünschnabel und ich könnte darüber verrecken, wenn ich mir in den Kopf gesetzt hätte, auch einmal so einer Ehre teilhaftig zu werden.

Na, ich gönne dir's! Und hiermit überliefere ich euch diesen Herzbruder und Seidenhasen. Ich denke, daß ich selten mehr ohne diese Menschenspezies heraufkommen werde, weil wir eben Ergänzungsstücke sind."

„Die Sache sieht anders aus, wie Strobelmeier sagt," unterbrach ihn der junge Mensch mit einer Liebenswürdigkeit, „er ist nämlich mein Herr und Meister."

„Welche von beiden ist nun deine Braut, Strobelmeier?" frug er unvermittelt und blickte auf Schlimpimperlein und Ludschevadel, die eben mit einer Ladung Tassen an den Tisch traten.

„Rate", sagte Heinrich Strobel.

Der Kamerad legte die Arme auf den Tisch und schaute auf beide Mädchen. Er gehörte zu den Menschen, bei denen der Hals richtig auf dem Rumpf sitzt und der Kopf wieder fein und künstlerisch, nicht grob zugehauen am Hals ansetzt, wie sich's eigentlich gehört. Es ist alles vortrefflich an ihm gebildet, in schönster Ordnung. — Etwas Weiches, Lässiges ist über die ganze Gestalt ausgegossen. Seine Lippen sind auch weich, sybaritisch, in seinen Augen liegt etwas Lebendiges. Er ist blond.

„Strobelmeier," so nannte er seinen Freund, „ist es die Kleine?"

„Reingefallen", lachte Strobel. „Wann lernst du mich kennen!"

„Ich denke die Gegensätze."

„Aber heiliger Strohsack, den Gegensatz doch nicht heiraten, Junge, den muß man jeden Augenblick wieder los werden können, wie wir beide einander, zum Beispiel."

„Also Sie, Demoiselle," wandte er sich an Anna, „Sie werden diesem Lebenskünstler angehören?"

„Wie denn, Lebenskünstler?" frug Ludschevadel, wie nicht angenehm berührt von der Art des jungen Menschen.

„Freilich Lebenskünstler, wissen Sie vielleicht, wie er sein Geld aufbewahrte, als wir miteinander in Dresden studierten, Demoiselle?"

„Wenn er nämlich eins hatte", warf Heinrich Strobel dazwischen.

„Das vorausgesetzt. Da hat er's in der ganzen Stube verstreut zwischen die Betten geschmissen, unter das Bett, auf den Ofen, in den Ofen, in die Asche, zwischen die Möbel,

überall hin, und wenn er ein Geld brauchte, hat er gesucht und gewirtschaftet und ist auf allen vieren herumgekrochen, aber so kam nie die Zeit, daß er mit gutem Gewissen hätte sagen können: Ich hab' wirklich nichts mehr, denn irgendwo konnte immer etwas noch stecken. — Und wissen Sie, wie er damals seine Abendsuppe sich kochte? Er hatte so etwas, das er seinen Apparat nannte, einen Henkeltopf an einem Bindfaden, den hing er an einen Nagel, und der Nagel steckte in einer Kiste, die auf seinem Tisch stand, und unter den Topf stellte er sein Licht und bei dem Licht, das kochen und leuchten mußte, hat er gearbeitet — und wie gearbeitet. Wissen Sie denn das auch noch nicht?" frug er eindringlich.

„Nein", sagte Ludschevadel und hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und sah mit eigentümlich bewegtem Ausdruck auf ihren Bräutigam, der gleichgültig dasaß, als wenn's ihn nichts anging. „Das ist kein Mensch, der Strobelmeier," fuhr der Kamerad fort, „das ist kein Mensch! Da hat er gar nichts erzählt. Auch nicht, wie er geheizt hat?"

Ludschevadel schüttelte den Kopf.

„Es war gehörig kalt, Demoiselle, die Fenster waren hinaufgefroren und wir sitzen bei ihm, in seiner Bude, vier Stock hoch unter dem Dach. Er ist ganz wohlgemut; daß es ein Ding wie Heizen gibt, fällt ihm gar nicht ein.

Da schaut er uns mit einmal an: ‚Ihr habt wohl kalt — wie?' ‚Ich glaub' schon', sagt einer und schüttelt sich.

‚Wart, das werden wir gleich haben', meint der Strobelmeier, kriecht unter den Tisch und holt einen uralten Pappdeckel vor. — Jetzt schlägt der Strobelmeier Feuer und zündet seinen Pappdeckel im Ofen an. ‚So, nun haben wir's gemütlich!' meint er. Und ich sag' Ihnen, Demoiselle, wir hatten es gemütlich, da war keiner, der die Herzlosigkeit gehabt hätte, noch weiter zu frieren.

Und wieder einmal war ein armer Teufel bei ihm auf der

Bude krank geworden, da hat er nachts um Zwölf, weil es auch bitter kalt war, ein altes zerfallenes Faß aus dem Hof vier Stock hoch heraufstibitzt und wollte damit heizen, macht aber so einen greulichen Spektakel, weil die Faßdauben nicht ohne weiteres auseinander wollten, daß das ganze Haus aufweckte.

‚So geht's, wenn man Luxus treibt', sagt er da.

Er war eben kein Mensch. Es konnte ihm nichts etwas anhaben."

Da reichten sich die beiden Verlobten die Hände — und schauten sich beide an, als wollten sie sagen: „Wir, wir verstehen einander", und in den Augen der Braut lag so ein unendliches Vertrauen so offen und ehrlich ausgesprochen — und Heinrich Strobel versank in diesen vertrauensvollen Blick. Er schien ihm gut zu tun.

„Mir ist wohl", sagte er zu seinem Kameraden trocken und ruhig.

„Das mag eine feine — feine Geschichte sein, die du da eingefädelt hast", meinte der Kamerad.

„Eine feine, haltbare Geschichte", antwortete Heinrich Strobel.

Schlimpimperlein war, während die drei miteinander sprachen, aufgestanden und hinausgegangen.

„Wo ist denn das kleine Wunder hin?" sagte Friedrich Herzlieb, als er nicht mehr sprach, und schaute sich um.

„Kleines Wunder ist gut", meinte Strobel für sich halblaut.

Es währte nicht lange, da trat sie wieder ein. Sie hatte ihr Hauskleid abgelegt und war in das weiße Sommersonntagskleid geschlüpft, sah liebreizend in ihrer taufrischen Jugendlichkeit aus. An der Brust trug sie eine frische Rosenknospe und einen Resedazweig und einen Heliotropstengel. Die Blumen hatte sie von dem Winterblumenfenster der Försterin sich abgeknickt.

„O weh, dein Freund hat ihr gefallen," sagte Ludschevadel leise zu ihrem Bräutigam, „der arme Vater! Sie ist noch so jung, die hätte gut noch warten können. Mir tut er selber leid, wenn er so bald allein ist."

„Da kennst du aber den Vater schlecht, der läßt sich zweimal so eine Lehre wie gestern abend nicht geben, der wird froh sein, wenn sie geht", sagte Heinrich Strobel.

„Da kennst du ihn nicht, Heinrich. Es ist etwas Eigenes. Wie sie ein ganz kleines Kind war, ist es schon so gewesen."

„Gestern hat sie ihm einen Tritt versetzt, dünkt mich, an dem ich wenigstens genug hätte."

„Aber Eltern, was ertragen die nicht mit ihren Kindern und bleiben ihnen doch gut."

„Mütterchen", sagte Heinrich Strobel freundlich, und dann: „Es ist aber doch kaum zu glauben, daß so ein Engelskind, wie sie jetzt so dasteht, so ein hartes, rohes Herz haben kann."

„Nimm du einmal so ein Jüngelchen oder ein kleines Mädchen, um es zu küssen, wenn es nicht will, da wirst du sehen, wie es schreit und zappelt und hat dann noch lang kein rohes Herz. So ist's bei ihr auch", sagte Ludschevadel.

„Sie hat eine gute Schwester, das scheint mir das Beste an ihr zu sein", sagte Heinrich Strobel.

Als Schlimpimperlein eintrat, hatten sich aller Augen auf sie gerichtet. Sie war ein kleines Wunder, das blütenjunge Weibchen, in seiner zierlichen Jungfräulichkeit mit dem runden weißen Gesicht, den braunen kühl blickenden Samtaugen.

„Von den Waltersmädchen ist doch eins schöner und braver als das andre, von oben angefangen, der jüngste Käfer ist wirklich ein exquisites Frauenzimmerchen", meinte der Apotheker. Es währte nicht lange, da wurden die Bänke und Tische an die Wände gerückt, der Fiedler stellte sich in Positur und die Masken schwirrten im Tanz untereinander. Alles tanzte, jung und alt.

Dazwischen wurde dem Jenenser, der in seinem Madeirafaß logierte, gehörig zugesprochen. Manche tranken ihn als Bowle, manche als Punsch und wieder manche verehrten ihn am meisten in Form eines derben Glühweins.

Die Försterin verstand ihn auf alle Art genießbar zu machen — und er *tat* auch auf alle Art seine Wirkung. Es war unsäglich gemütlich oben in dem einsamen verschneiten Rödchen.

Und mitten in dieser bürgerlich behäbigen Heiterkeit genoß ein junges schönes Paar die Glückseligkeiten der Jugend, schwenkte sich im Tanz und fühlte und sah nur sich allein.

Das alles geschah im Rödchen, in welchem vor dunklen Zeiten Doktor Faustus geboren war, im Rödchen, das über den Trümmern eines vergessenen Dorfes, über Gräbern vergessener Menschen aufgebaut und aufgewachsen war.

Zu Schlimpimperlein ist endlich das Glück und die Jugendlust heraufgekommen, sie brauchte sich deshalb nicht mehr nach Weimar hinabzubemühen — ihre unbeachtete Schönheit ist keine Last mehr, die Langeweile ist weggewischt und sie selbst liebenswürdig wie ein glückliches Kind.

Sie ist es jetzt, die den Vater aufsucht und sich an ihn schmiegt.

„Das sollte man vordem wissen," sagte der Förster zu Heinrich Strobel — „ehe man die Kinder auf die Welt setzt, glücklich kann man sie selbst nicht machen, das tun andre. Lieben tun sie uns auch nicht, Gott bewahre, das ist ganz etwas andres. Wenn es ihnen die Fremden wohlgemacht haben, fällt ein Brosamen für uns ab, und geht es ihnen nicht, wie sie wollen, kommt unsre Liebe ihnen erst recht armselig vor.

So ein alter Mensch lernt nicht aus."

Das Leben ging über den Förster hinweg, und er begann sich als Alter zu fühlen.

Die Jungen eroberten die Welt um ihn her.

Er verlegte sich, wenn er daheim saß, aufs Grübeln und wurde schweigsamer und teilnahmloser als sonst.

Er hatte da nichts mehr zu tun, wo er sich in seinem Eigentum, im unbestrittenen Besitz, geglaubt hatte. Wie Seifenblasen zerplatzte vor seinen Augen, was er für fest wie Felsenstein gehalten. Ganz anders sah alles aus, wie er geglaubt. Auf festem wohlgegründeten Boden hatte er zu stehen gemeint, und wie es hell wurde, sah er, daß er auf einer treibenden Scholle stand, an der die Wasser von allen Seiten gierig fraßen, um sie bald ganz aufzulösen.

Er war nachdenklich geworden.

An Kraft hätte er es mit all dem jungen Volke aufnehmen können. Er fühlte sich stark und gesund und mußte zurücktreten, andre machten sich breit.

Nicht nur im engen Hause war's ihm nicht wohl. Das weite Vaterland bedrückte ihn noch tiefer und schwerer und versank vor seinen Augen in Schmach und Knechtschaft.

Durch die Einflüsse des Lebens wurde aus dem mächtigen alten Burschen einer von den einsamen Menschen, den die andern nicht verstehen.

Die Försterin und die beiden jungen Paare aber freuten sich des Lebens.

Der Försterin ging es wohl auch nah, daß sie in absehbarer Zeit die Töchter hergeben mußte; aber es war auch ein gutes zufriedenstellendes Gefühl, daß sie dieselben so sicher angebracht hatte. Sie war stolz darauf.

Alternde unversorgte Töchter im Hause zu haben, wäre ihr wie eine Schmach erschienen.

Lächeln mußte sie aber gar oft über die große Verschiedenartigkeit ihrer beiden Paare. — Das war unruhiges Blut, die beiden Jüngsten! Sie, die Kleine, wohl zwar nicht, die blieb die Kühle, aber der junge Herzlieb machte so viel Wesens von ihr und von seiner Liebe zu ihr, wie der Försterin noch nicht vorgekommen war. Und daß Schlimpimperlein sich alle

Überschwenglichkeiten gefallen ließ, nahm sie doch wunder. Sie hatte ihre Mädchen so einfach und bescheiden erzogen, daß sie gemeint hätte, die Haare müßten sich der Kleinen sträuben bei dem Getue. — Aber im Gegenteil, wie ein Götzenbild, das mit Behagen den Opferduft schnuppert, so ließ sie sich jede Vergötterung gefallen.

Er war von ihrer Schönheit, ihrem Liebreiz berauscht, so daß sein Freund Heinrich Strobel es liebte, ihn manchmal mit einer Bemerkung abzukühlen.

„Mein Gott, Junge," sagte er ihm, als sie einmal miteinander vom Rödchen abends Weimar wieder zugingen, „so faß doch die Sache einfach auf, sie ist ein nettes Mädchen, sie wird dein Weib, sie wird Kinder gebären, deinen Haushalt führen und ein altes Weib werden. Du siehst, die Sache wird im Sande verlaufen."

„Strobelmeier!" rief der junge schöne Mensch. „Jetzt zum Teufel bleib mir mit deiner altbacknen Weisheit zu Haus. Verschände mir das Götterkind da oben nicht", er zeigte zum Rödchen zurück.

„Bleib mir mit deiner Ehe, deinen Kindern und Windeln vom Hals, deinen Hebammen und Pfarrern und Kindergeschrei — pfui Teufel."

„Na, pfui Teufel — was denn pfui Teufel?" sagte Heinrich Strobel trocken. — „Du willst Familienvater werden, da kommen dir und deinem kleinen Balg da oben diese Sachen alle über den Hals!"

„Strobelmeier!" rief der junge Herzlieb, „ich erkenne dich ja gar nicht, ein Philister warst du doch weiß Gott nie!"

„Bin auch keiner."

„Die Ludschevadel da oben macht dich dazu."

„Lieber Junge," sagte Heinrich Strobel ernst, „das bitte ich mir aus, — an die rühr' mir nicht — das verstehst du nicht. Es braucht auch kein Mensch zu wissen, was sie mir ist. Mit ihr spielen und es mit ihr treiben, wie mit einer Dirne

— nein — das eben nicht. Sie soll mein Weib werden — der Freund fürs Leben.

Ich habe dir's gesagt, wie's mit mir steht. Ich hab' mich durchs Leben würgen müssen; da oben," auch er zeigte, wie vorhin sein Kamerad, zum Rödchen zurück, „da oben habe ich mein Lebensglück gefunden."

Sie schwiegen beide.

„Aber verurteilen, dächte ich, solltest du's auch nicht, wenn ich mich an dem wundervollen Geschöpf freue, Strobelmeier."

„Gewiß nicht. Aber es schadet auch nichts, denke nur manchmal daran, daß sie dein eheliches Weib werden wird, daß sie Mutter deiner Kinder wird."

„Na natürlich wird sie das, der arme Narr," sagte Friedrich Herzlieb; „aber weshalb soll ich ihr und mir das beste Glück damit verderben. — Oder meinst du vielleicht, mir ist's nicht ernst mit ihr, — Strobelmeier?"

„Nein", sagte der, „das mein' ich nicht; — meint' ich's aber — ehe ich den Leuten, dem Förster oben, durch meine Schuld, weil ich dich brachte, so etwas antun ließ, fiel einer von uns beiden, mein Junge."

„Wer denkt denn daran, du struppiger Kerl. Was stellst denn du dir vor? Totschlagen lass' ich mich lieber, und jetzt halt dein Maul, Pfaff, und laß mich mein schönes Kind feiern, wie's mir beliebt."

„Jawohl", sagte Heinrich Strobel und summte vor sich hin:

„Und schrieb mit Tinte
Dem Kinde
'nen Liebesbrief,
Drei Ellen lang
Mit Tinte.
Dem Kinde
Juchhe!"

So gingen sie miteinander.

Friedrich Herzlieb aber feierte sein schönes Kind weiter wie's ihm beliebte. Da er der Sohn wohlhabender Eltern war, fehlte es ihm nicht an Mitteln, seine Liebste zu schmücken und zu erfreuen. Ein Bote lief jeden Tag von Weimar zum Röbchen hinauf mit Blumen und Briefchen, Bändern und allerhand Sächelchen.

Einmal kam er selbst und brachte ein wunderschönes Halsband mit, zog es aus dem Futteral und wollte seiner Braut damit das schlanke Hälschen schmücken.

Der Förster aber, der zugegen war, legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter.

„Nein, mein Bester, das steck' Er wieder ein, ist sie einmal Euer Weib, dann hab' ich nichts dagegen.

Mein Mädchen darf das nicht. Mir behagt's nicht, wenn eine Braut sich so beschenken läßt. Punktum."

Es war Mai geworden, ging auf den Juni zu. Das Röbchen war in voller Pracht, die Leute zogen hinauf, um sich am jungen Grün zu freuen, an dem Duft der Birken, am Garten der Förstersleute, der im Blütenschmucke prangte. Es war jetzt alles aufgebrochen, die Pfingstrosen, rote und rosa, Nachtviolen, Iris in allen Farben, Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht, Primeln und Narzissen, die Beerensträucher trugen ihre goldgelben Träubchen, die Apfelbäume blühten noch und hatten die rosigen Blumenschälchen weit geöffnet, und die dichten dunklen Geißblattlauben dufteten mit hundert Wohlgerüchen. Das hohe Lied des Frühlings in tausend frohen, neu erwachten Tönen und von jungen, Düften begleitet, stieg von der Erde gen Himmel auf.

Da war's im Röbchen schön und da hatte die Försterin alle Hände voll zu tun, um ihre Gäste zu befriedigen, und auch die Mädchen hatten zu helfen von früh bis abends. Am Vormittag Kuchen backen, Kaffee brennen und alles für etwaige Gäste herrichten und nachmittags die Gäste bedienen und mit ihnen plaudern.

Die Zeit der Lindenblüte war jetzt gekommen und die Zeit der Rosen, der Zentifolien.

Die Lindenblüte wurde, wie wir wissen, seit Menschengedenken mit Tanz und Fiedel unter dem alten Baum, dem Stolz des Rödchens, der uralten Dorflinde, gefeiert. Auch dieses Jahr.

Das ließen sie sich nicht nehmen, die Leute, so traurig es im deutschen Lande aussah.

Seit zwei Oktobern war die Kirchweih um Weimar ausgefallen, aber jetzt zur Lindenblüte, da sollte etwas nachgeholt werden.

Das einsame Haus im Rödchen hatte seine Gerechtsame, die gleichsam, wie an ihrem letzten Halt dort hängen geblieben waren, und die dem verschwundenen Dorfe, das im Bruderkriege zerstört wurde, einst eigentümlich waren. Der „Heimrich" oder das Hegemahl, das wurde da oben gefeiert, seit Menschengedenken, und weit über Menschengedenken hinaus. Das war ein Fest, das noch von alter Gerichtsbarkeit herrührte, die auf eingehegter Wiese einst stattfand, einer Feldgerichtsbarkeit, die mit einem Mahle, dem Hegemahle, schloß und dieses wieder gegen Morgen, wo noch einmal frisch ausgeschenkt und kalt aufgeschnitten werden mußte, mit dem „Hahnewackel", dem Ende des Heimrich. „Heimer" aber hießen die Bauern, die, die ein Heim hatten.

Um Weimar, unter alten Linden, da findet man noch hie und da uralte Steintische, die das Volk jetzt „Heinrichstische" nennt, Heimrichstische, aus alten Irrblöcken gehauen, an denen einst Gericht gehalten wurde.

Ein Heimrich, ein Hegemahl sollte nach altem Brauch im Rödchen wieder gefeiert werden, das ließ sich jung und altes Volk in Weimar nicht nehmen. Unter der blühenden Linde mußte getanzt und an den langen Tischen vor dem Försterhaus mußte getafelt werden bis zum Hahnewackel, und wenn es im deutschen Lande noch trauriger, schmachvoller

und hoffnungsloser ausgesehen hätte. Die weimarischen Bürger waren behagliche Leute, konnten sich nicht fortwährend ereifern und beklagen. Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind, und damit gut.

Der Förster fand, es wäre wahrlich nicht an der Zeit, Freudenfeste zu feiern und unnütz Geld auszugeben, wo Kriegskontribution das Land schwer drückte, Fremde sich breit machten und deutsche Fürsten und Bürger Knechtsgestalt angenommen und keiner so hoch im deutschen Lande stand, der nicht demütig den Rücken vor dem großen Tyrannen und seinen Schergen gebeugt hätte.

Aber so ein geplagter Bürgersmann will auch einmal aufatmen, und was geht ihn schließlich die Demütigung der Großen an. Er muß hart genug an Gut und Leben darunter leiden.

Hol's der Teufel! Er will aus dem Elend heraus. Er will ein freier Mensch sein, der sich um nichts schert, als um sein eigen Haus und Hof und Haut. — So kam es, daß mitten im Juni, wo die Erde voller Rosen strahlt und duftet und die Linden blühen, die Bienen schwärmen und die ganze Natur im Festkleid prangt, das sie auch angelegt hat, ohne nach Krieg und Frieden der Großen zu fragen, die Ackerbürgersleute aus Weimar ein Frühlings- und Freudenfest oben im Rödchen feierten, auf dem es lustig, so ausgelassen und reichlich zuging, als lebte man im tiefsten Frieden und nicht in Not und Gefahr.

Am Nachmittag begann die Herrlichkeit, da saßen sie an den Kaffeetafeln. Am Ehrenplatz der alte Kaufmann Zünkel, mit dem hohen Rohrstab, der einen gewaltigen Silberknauf hatte. Den Stab mußte er als Ehrenältester beim Hegemahl tragen, mußte so den ersten Tanz anführen, den Stab hochheben, wenn ein Trinkspruch gehalten wurde. Er war es auch, der Streitigkeiten zu schlichten hatte. So hatte sich auf ihn die sagenhafte Macht des hohen Richters der Feldgerichte, durch Jahrhunderte abgeschwächt, übertragen.

Ihm stand auch das schöne Recht zu, zwischen Braten und Nachtisch, die jungen Mädchen, die am Hegemahl teilnahmen, zu küssen, wozu er einen Umgang um die Tafel halten mußte.

Mit feierlichem Kaffeetrinken begannen sie und tanzten dann bei hellem Sonnenschein unter der blühenden Linde; Vogelsang und Bienengesumme in der golddurchwirkten Krone über ihnen.

Die Waltersmädchen waren heute von allen Verpflichtungen freigesprochen. An ihrer Stelle waren Mägde aus der Stadt mit heraufgebracht, die die Bedienung besorgten. Beide Bräute trugen weiße Kleider und Schlimpimperlein hatte auf dem schönen Kopf einen Kranz von Zentifolien, der ihr die Augen beschattete, Ludschevadel trug nur ein bescheidenes Rosensträußchen am Busen.

Schlimpimperlein, am Arme ihres Verlobten, war ein liebreizender Anblick. Die zarte volle Gestalt von dem engen dünnen Kleid umgeben, die zärtlichen runden Arme, das feine Hälschen, die zarten Schatten des jungen Busens.

Sie war ein Anblick, der grünem und dürrem Mannsvolk zu Kopf stieg, und sie hätte keinen Augenblick zu Atem kommen können, wenn ihr Verlobter sie einem einzigen zum Tanze gegönnt hätte; aber er hielt sie am Arm und im Arm den ganzen Abend.

Das war der Försterin recht und sie lobte ihn, denn ihr schien die Schönheit ihres Mädchens für ein Bürgerskind nicht recht am Platz.

Sie hätte ihr gern etwas angelegt oder abgenommen, und doch schlug ihr das Herz vor Freude zwischen Braten und Kochen und Schelten und Fragen und Antreiben der fremden Mägde, daß sie ein so schönes Kind besaß. Ludschevadel war eine liebe Seele, die niemandem besonders auffiel und mit allen gut auskam. Sie tanzte mit jedermann, mit alt und jung und sprach mit allen anmutig und bescheiden.

Wenn sie zu ihrem Verlobten zurückkehrte, schaute er sie glücklich und zufrieden an und sie ihn strahlend, und sie saßen miteinander und atmeten den Lindenduft ein und hielten sich an der Hand und schauten auf das Getriebe, das zuerst im Sonnenschein sich tummelte und auf das der Mond später sein mildes Licht warf und über das Fackeln und Windlichterschein zuckte.

Am Abend ging das rechte Leben erst an, da kam das eigentliche Hegemahl an die Reihe, und nach dem Trinken und Essen erwachten die Lebensgeister. Die herrliche Sommernacht hüllte alle ein und drängte sie zusammen auf den erleuchteten Platz unter der Linde. Und in diesem hellen Kreis wimmelte es wie ein Mückenschwarm, der ums Licht schwärmt. Nur hie und da fiel ein heißgetanztes Pärchen aus dem glänzenden Zauberkreise ab und wandelte im Dunkeln.

Und wie sie sich schwangen und wie sie lachten und flüsterten und wie die Herzen schlugen, und der Wein die Sinne belebte und trübte! Entfernt im dichten Gebüsch sangen die Nachtigallen, denen Liebessehnsucht die kleinen Herzen sprengen wollte.

Dem Förster war's nicht wohl zumute. Sie kamen ihm so erbärmlich vor, die gedankenlosen Leute, da Tod und Krieg und Schmach und Not über die Erde hinzog und alles mit sich riß, vernichtete, zerstampfte, wo keiner seines Lebens und seines Gutes sicher war, und Könige in den Staub getreten wurden und jeder Mutter junger Sohn sein Blut einem frechen Eroberer ohne Gnade und ohne Ehre hinopfern mußte.

Er fühlte sich einsam, verlassen in seinen heiligsten Gefühlen auch von den Seinen. Seine beiden jüngsten Liebesleute tanzten mit unversiegbaren Kräften.

So aneinander geschmiegt, in geheimnisvoll dämmriger Nachtluft, einsam unter Menschengedränge dahinzufliegen

durch Blütendüfte und die jungen warmen Körper zu empfinden und jede Regung, Liebeslust und Liebesglut und jede Bewegung Zärtlichkeit und Schönheit und Jugend. Das steckt die Sinne an allen Enden zugleich an, wie eine feindliche Stadt, das flackert und loht, das möchte in Flammenglut die ganze Welt begraben. — Und dieses Mückenpärchen fiel auch vom Lichtkreis ab.

Die Kleine hing so matt wie ein gehetztes Wild am Arme ihres Liebsten, der Rosenkranz auf ihrem Haar duftete, die Rosen hatten sich warm und welk ihr tief in die Stirn gesenkt. Dem jungen Bräutigam vergingen die Sinne. Ihr kühles Herzchen hatte ihn oft irregeführt; er hatte sich erschöpfen müssen in Zärtlichkeit, Aufmerksamkeit, um ein gnädiges Lächeln seines schönen kleinen Götzen zu erhaschen. — Und jetzt, welches Wunder! — jetzt war er Herr und Meister, zitternd, mit klopfendem Herzen lag sie in seinen Armen.

Jetzt fuhr sie zusammen. Das waren Schritte! Gleichgültig kühl legte sie ihren Arm in den seinen und ging mit ihm, und sie begegneten Heinrich Strobel, mit dem sprach sie harmlos und liebenswürdig, als hätte kein Windhauch ihr die Seele bewegt. Ihrem Begleiter aber war, als würde ihm der Hals zugeschnürt, er hätte kein Wort hervorbringen können.

„Was für eine kleine süße Hexe war sie doch!"

Friedrich Herzlieb wollte heute nicht mit seinem Strobelmeier vom Rödchen hinabgehen, wartete nicht bis zum Morgengrauen, bis beim Hahnewackel das Fest neu auflebte, sondern ging früher, als die Sommernacht noch dunkel über der Erde lag. Als er von seiner Braut Abschied nahm, flüsterte er mit ihr und frug sie bang und erregt und sie erwiderte ihm flüsternd und berührte leicht seine Lippen mit einem Küßchen.

„Aber du, tanz mir nicht, tanz mir nicht mehr", sagte er, da lachte sie und er stürzte davon in die dunkle Nacht hinaus.

„Wo ist er denn?" frug Heinrich Strobel, als er Schlimpimperlein allein auf dem Tanzplatz stehen sah.

„Fort ist er gelaufen."

Da lächelte Heinrich Strobel.

„Wie wär's denn mit 'nem Schwagertanz?" meinte er, „den wird er doch erlauben? Wir sind einander ungefährlich, wir beide, denke ich."

„Ich denke es auch," sagte sie kühl, „der Herr Schwager mag mich nicht besonders."

„Wenn Sie brav sind, Schlimpimperlein, mag ich Sie schon, weshalb nicht — schon um Ihrer Schwester willen."

„Sehr schmeichelhaft", sagte Schlimpimperlein.

„Und wenn Sie an Ihrem Vater gut machen, was Sie Böses getan haben!"

„Na, was denn?" frug Schlimpimperlein ungeduldig.

„Damals, im Winter, den Abend eh' ich den Herzlieb brachte."

„Daß ich nicht wüßte."

„Als der Vater Ihnen das Märchen erzählte."

„Ach gehen Sie, Herr Schwager, das ist nett nachträglich, da kann sich meine Schwester freuen, wenn Sie so sind. Der Vater hat das längst vergessen, mein Gott!" Sie war sehr ungeduldig.

„Das hat er nicht vergessen, Schwägerin, vielleicht vergißt er's sein Lebtag nicht. — Sie müssen das gut machen, Ludovika, mir hat's schon längst auf dem Herzen gelegen Heut sag' ich's Ihnen.

Diesen Vater, daß Sie den kränken konnten! Machen Sie's gut. Und nun den ‚Schwagertanz'."

„Er möchte nicht, daß ich tanze."

„So," sagte Heinrich Strobel lächelnd, „Sie böses Kind, vorhin wollten Sie doch, und nun, weil ich Sie gescholten habe, wollen Sie mich strafen."

„Nein, er will es wirklich nicht."

„Ich bin da ausgeschlossen, meine Beste, bei dem Verbot. Sagen Sie ihm, Sie hätten mit dem Schulmeister getanzt, das ist ungefährlich."

Sie tanzten den Schwagertanz miteinander.

„Hast du mich mit dem kleinen Affen gesehen?" frug Heinrich Strobel seine Braut. „Wie nahmen wir uns aus?"

„Nicht besonders, mein Herr Liebster; wir sehen schon besser miteinander aus, glaub' ich."

„Das wollt' ich meinen. Sie ist ein Weibchen, wie ich dir sagte, geradeso ein Weibchen, wie ich damals meinte, eine Katze. — Was weiß ich! Prost Mahlzeit, wenn bei Herzliebs einmal die Herzliebe verraucht und die Tasse Schokolade ausgetrunken sein wird, möcht' ich um die Welt nicht in Friedrichen seiner Haut stecken.

Jetzt ist der arme Teufel so verliebt, daß er davongelaufen ist. Vor so einer fressenden Liebe bewahre einen der Himmel!"

Heinrich Strobel und Ludschevadel hielten den Hahnewackel aus bis zu guter Letzt.

„Auch des Lebens Hahnewackel miteinander, so Gott will, bis ans Ende", sagte Heinrich Strobel, und Anne-Ludschevadel gab ihm die Hand darauf.

„Wenn die Kinder," fuhr er etwas weitsichtig fort, „einmal alle verheiratet und untergebracht sind, da haben wir beiden Alten dann unsern Hahnewackel, dann leben wir noch einmal auf, gerade wie das Hegemahl." Das Bild gefiel ihm und er spann es aus und variierte es noch weiter, und seine Braut hörte ihm friedlich und glücklich zu.

Die Nacht, die auf diese festlich durchlebte folgte, erwachte Ludschevadel, sie schlief mit Schlimpimperlein in der Dachkammer zusammen. Der Mond schien durch das Kappfenster in einem breiten Strahl in das Zimmer hinein. Die alte Schwarzwälder Uhr tickte, und Ludschevadel konnte nicht wie-

der zum Einschlafen kommen. Sie dachte an Heinrich Strobel, an das schöne Fest, an ihr tiefes stilles Glück, an die Zukunft, die so schön und sicher vor ihr lag, an ihr künftiges Heim, an ihre Aussteuer, an alles, was sie an der Seite des geliebten Mannes erwartete. Wie wollte sie es ihm hübsch und behaglich machen! Sie lächelte dabei, als sie sich's vorstellte, wie gut er's haben würde; die schwere Jugend sollte ihm vergessen gemacht werden.

Mit einemmal aber hatte sie das unbestimmte Gefühl, als wäre sie allein im Zimmer, als wäre Schlimpimperlein nicht da. „Ludovikchen", rief sie vorsichtig, um sie nicht zu wecken, und doch so laut, daß die Schwester es hören konnte, im Fall sie auch wach läge.

Sie erhielt keine Antwort — da lauschte Ludschevadel noch ein Weilchen, erhob sich dann und schaute nach dem Bette der Schwester, da war es wirklich leer, und wie von ungefähr berührte sie die Kissen, die waren kalt. Schlimpimperlein mußte schon lange aufgestanden sein. Daß sie nichts gehört hatte, sie waren doch miteinander schlafen gegangen!

Einen so sonderbaren Schreck empfand sie.

Es war ihr, als müßte Schlimpimperlein etwas geschehen sein. Sie schlüpfte in Rock und Schuhe, horchte zur Türe hinaus, da war alles dunkel und still im Haus. An der Schlafstube der Eltern horchte sie, weil sie meinte, Schlimpimperlein könnte zur Mutter gegangen sein, wenn ihr vielleicht nicht wohl war, auch da war alles still. Im Wohnzimmer war sie auch nicht, im ganzen Hause nicht. Wo war sie denn? In die Nacht hinausgegangen? Ludschevadel verstand es nicht, weshalb sollte sie denn das getan haben?

Sie öffnete die Haustür und trat in die milde Juninacht. Der Jelängerjelieber und die Lindenblüten dufteten im Mondenschein. Es war eine köstliche Nacht.

„Ludovikchen!" rief Ludschevadel leise. „Ludovikchen!" Es war ihr so bang ums Herz.

War's ihr nicht, als wenn sie Schritte jetzt hörte, eilige Schritte? Nein, jetzt war's still.

Eine Nachtigall hub an zu schlagen: Tû — tû — tû „Ludovikchen!" rief sie jetzt lauter. Wo war die denn um Gottes willen?

Anne Ludschevadel ging weiter bis an den Garten.

Wie der Mond so unbeschreilich über allen Sträuchern und Blüten lag! Wie alles undeutlich schimmerte und eine Nachtigall sang fort und fort: Tû—tû—tûûû.

Wie heilig schön war alles. Schöner noch als am Tage. Aber die Nacht ist nicht für die Menschen gemacht, die sind da beiseite geschafft. Tags über gehört ihnen die Erde, nachts nicht mehr, nachts gehört die Erde sich selbst an. So etwas empfand Ludschevadel, als sie scheu den nächtlichen Garten betrat.

„Ludovikchen! Ludovikchen!" rief sie zaghaft.

Und wie erschrak sie, als die Schwester aus einer Laube trat und ihr entgegenkam.

Sie wußte gar nicht, was sie sagen sollte.

„Nun, weshalb kommst du denn?" frug Schlimpimperlein.

„Was tust du denn hier?" frug Ludschevadel endlich. „Ich fand oben das Bett leer und hab' dich überall gesucht."

„Das war nicht nötig, ich geh' nicht verloren."

„So allein in der Nacht — da draußen, das hast du nie getan. War dir denn nicht wohl?"

„Mir war wohl."

„Na komm." Anne-Ludschevadel wollte sie an der Hand fassen.

„I, laß mich!" sagte Schlimpimperlein ärgerlich.

So gingen die beiden Schwestern, ohne wieder miteinander zu reden, und legten sich zum zweitenmal diese Nacht schlafen.

Ludschevadel aber war es bang zumute.

„Hast du denn die Schritte nicht gehört, die ich hörte, als ich rief", frug Ludschevadel nach einer langen Weile, bekam aber keine Antwort, denn Schlimpimperlein schlief fest und ruhig.

Der Sommer verging leise abnehmend, wie er leise ansteigend gekommen war, die Blätter färbten sich, der scharfe Herbstduft stieg aus dem feuchten gefallenen Laub auf.

Oben auf dem Rödchen wurde eifrig genäht und zugerichtet, denn zu Mitte Oktober war die Hochzeit der Jüngsten. Friedrich Herzlieb hatte auf nichts zu warten, es waren wohl geordnete und glückliche Verhältnisse, in denen er lebte.

„Gönnen wir's ihnen," sagte Heinrich Strobel zu seiner Braut, „bei uns geht's ein bißchen langsamer, aber was lange währt, wird gut. Und so zwei Mädchens auf einmal verlieren, das würde dem Alten jetzt hart ankommen."

„Jawohl, gönnen's wir ihnen, du goldenes Herz", sagte Ludschevadel.

„Der Alte gefällt mir jetzt gar nicht mehr", meinte Heinrich Strobel darauf. „Daß er sich so ganz in die Politik hineinvergräbt, ist nicht gut. Das sollte keiner tun, der nichts dabei mitzusagen hat. Befriedigung kann's doch nimmer geben — und es frißt ihm am Herzen, dem braven Menschen. Wenn man ihn doch davon abbringen könnte, du."

„Das ist eins mit ihm, Heinrich."

„Wenn wir viele solcher Förster Walter hätten, sollte es dem in Erfurt doch verdammt schwer werden, das solltest du sehen, Anna, das würde anders werden."

„Freilich", sagte Anna.

„Solche Schmachtlappen! Ich kann's mir vorstellen, wie das so einem Kraftmenschen wie unserm Alten in die Galle fährt. Es ist ein elendes Schauspiel; das wird man in hundert Jahren erst überschauen. Jetzt ist zu viel darum und daran, weißt du, zu viel zu sehen und zu hören. Es ist so eine

angenehme Aufregung dabei — und sie schwärmen im Grunde für den Riesenteufel. Er strömt Leben aus, wie ein Gewitter. Sie grausen sich auch wie bei einem Gewitter, aber es prickelt ihnen doch in den Nerven — und das französische Theater! Ich glaube, in Weimar gibt's schöngeistige alte Weiber beiderlei Geschlechts, die das ganze Deutsche Reich um ein Freibillett zu einer Vorstellung geben, in der sie Talma hören können, und es segnen, daß Napoleon gekommen ist und bei uns festsitzt, weil er Talma mitgebracht hat. Das ist schon ein Opfer von tausend und aber tausend Leben wert. So klar denken sie's natürlich nicht, aber sie fühlen etwas Angenehmes, — als wäre Paris zu uns gekommen. Und Paris ist Paris! Weißt du, Vaterlandsliebe ist etwas, wie soll ich sagen — sie ist doch eine Art Treibhauspflanze, in Gottes freier Natur wächst sie nicht. — Es ist eine gezüchtete Pflanze. Weiter als ihr die Wurzeln reichen, geht auch einer natürlichen Menschenpflanze der Erdboden nichts an."

Heinrich Strobel hatte hiermit eine seiner längsten Reden, die er je von sich gegeben, gehalten.

„Du solltest doch einmal mit dem Vater sprechen", so sagte Anna.

„Tu' ich auch, hab' ich auch getan — oft; aber der Alte donnert mich jedesmal so nieder, vor dem bin ich wie eine Pfütze im Vergleich zu einem Strom. Dem Alten kommt's gar nicht vor, als ob ich gerade in so ein Horn tute, wie er eins hat. Es ist ihm viel zu nüchtern. Ich glaube, er meint, ich rede das Gegenteil von dem, was ich rede, so wild wird er jedesmal.

‚Ihr verdammten Lumpenhunde' heißt's da, so in dem Stil: ‚Ja, das glaub' ich, das wär' euch recht! So eine Saugesinnung, und das nennt ihr Schöngeisterei? Dafür wollt ihr euer Vaterland verraten Ein Künstler hat doch nie und nimmer ein Herz im Leib. Da sieh dir diese Kumpane unten in Weimar an. Ist da ein warmer Tropfen Blut zu finden?

Was kauf' ich mir denn für euer bißchen Faselei! Geht mir, ihr eiskaltes Volk!' und so weiter aber es schafft ihm Erleichterung. Und manchmal muß man die Schleusen bei ihm öffnen."

Es hieß zu dieser Zeit, daß Karl August dem Kaiser Napoleon ein großes Fest in Weimar geben würde, und alle Köpfe und alle Mäuler waren voll davon — ein Fest — das war etwas!

Die Fürstlichkeiten würden alle von Erfurt nach Weimar kommen. Zwei Kaiser, vier Könige, acht regierende und nicht regierende Herzöge, deutsche, französische, russische Matadore und Magnaten.

All diese Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten, Exzellenzen, alles drunter und drüber nach Weimar!

Was würde es da zu sehen geben! Großer Allmächtiger! Das war ja, um sich neue Augen und Ohren und einen neuen Anzug zu bestellen! Das war etwas für die Weimaraner!

Talma und das ganze französische Theater sollte auch kommen. Herrlichkeit über Herrlichkeit!

Es war eine großartige Aufregung überall zu spüren. Man sprach von Dingen, die alles Dagewesene überstiegen. Es gab Bürger, die ihre Häuser abputzen ließen. — Man wollte Unerhörtes aushecken; aber über Illumination, Stadtbekränzung, Bälle für alle Gilden, Aufzüge, Einholungen, weiße Jungfrauen kamen sie doch nicht hinaus. Die Phantasie gab nichts weiter her. Aber sie fühlten's, das war gar nichts. Na, der Hof wird schon etwas ausfindig machen! Aber was? Es gab Leute, die den ganzen Tag auf den Straßen herumliefen, um irgend etwas zu erfahren, was sie weiter tragen könnten. Es war in Weimar eine Stimmung, als fielen alle Feste auf Gottes Erdboden mit einemmal auf einen einzigen Tag zusammen und man stände am Vorabende dieses Monstrefesttages.

Die, die gebrannt hatten, einmal nach Erfurt zu kommen, und nicht gekommen waren, konnten sich nun die ganze Herrlichkeit in der Nähe nach Herzenslust begucken. Es fiel ihnen nur so in den Schoß. Aber noch wußte immer noch niemand etwas Näheres, womit die Überschwemmung höchster und allerhöchster Herrschaften eigentlich gefeiert werden sollte. Hoftafel und französische Komödie, das war abgemachte Sache.

Hofball natürlich auch; aber das Allgemeine — das Allgemeine! das, wobei es etwas zu sehen und zu hören gab, das war es, was alle Gemüter bewegte. Und schließlich erfuhren sie's. Eine Treibjagd auf dem Ettersberg — und den andern Tag die Besichtigung des Schlachtfeldes bei Jena. Napoleon wollte es dem Kaiser Alexander von Rußland zeigen und dort eine Hasenjagd abhalten. Und es wurde an einem Triumphtempel mit Säulen, Altären, Girlanden gebaut, von dem aus er bequem alles seinem hohen Vetter zeigen konnte. Die Säulen sollten mit Blumen reich geschmückt sein, und die Besiegten, Niedergetretenen bauten höflich und untertänig, wie es zu jener Zeit gut geschulten Deutschen zukam, diesen hübschen Pavillon, von dem aus er ihr Feld der Schmach behaglich übersehen konnte. Sie schmückten ihn liebevoll mit Blumen, Sprüchen und Girlanden, wie einen Weihnachtsbaum, waren so voller Festerregung, daß sie nichts hörten und nichts sahen, und es gab gar manche, die sich durchaus nicht recht klar wurden, an was sie eigentlich bauten — und die Hasenjagd auf dem Schlachtfelde.

Der Förster oben im Rödchen war über die allgemeine Feststimmung und über die sinnige Hasenjagd wie ein Rasender. Die Leute trugen ihm diese Feststimmung hinauf, tranken nachmittags in der Oktobersonne unter den bunten blätterregnenden Bäumen ihren Kaffee und schwadronierten. Der größte Kummer, den sie bei der ganzen Angelegenheit laut werden ließen, war schließlich, nicht alles zu sehen zu bekommen.

Die Leute, die am Erfurter Tor herumwohnten, wurden glücklich gepriesen und fühlten sich auch als etwas ganz Besonderes. Eine unbezwingliche Heiterkeit und Schaulust durchströmte alle Herzen.

Vom Förster wollten sie Näheres über die Ettersburger Jagd erfahren, kamen aber übel bei ihm an. „Jagd?" sagte er. „Wenn ihr das Jagd nennt, mir ist's recht."

Auf dem Ettersberg, auf einer freundlichen Waldwiese wurde aber ebenso ein Pavillon gebaut, wie auf dem Schlachtfelde bei Jena, an dem das zusammengetriebene Wild vorübergehetzt werden sollte, um in aller Bequemlichkeit niedergeschossen zu werden.

Als der Förster vor siebenundzwanzig Jahren hinauf ins Rödchen gezogen war, da hatte er erbärmliche Wildverhältnisse oben im Berg angetroffen. Und ihm und dem Oberförster in Ettersberg war es gelungen, einen gesunden reichlichen Wildstand zu erhalten — und jetzt in Zeit von ein paar Stunden sollte alles in Grund und Boden vernichtet werden.

Der Förster war wie ein geschlagener Mann, wortkarg und finster, besorgte alles, was ihm vom Hofamt aus befohlen wurde, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit; aber tagelang hörten die Seinigen kein Wort von ihm.

„Das geht mir ans Leben", sagte er eines Abends, als die Mädchen schon schlafen gegangen waren, zu seiner Alten.

Die war froh, daß er endlich wieder sprechen konnte, das hatte ihr Angst gemacht, das Schweigen.

„Siehst du, es wird ja so schlimm nicht werden, so heiß wie gekocht wird, ißt man nicht. Sie werden dir ja doch nicht das ganze Wild zusammenschießen."

„Mögen sie's in Gottes Namen! Es ist ihnen immer noch nicht Blut genug geflossen — den Narren! Ein ganz neues Schauspiel, eine Metzelei!

Ich glaube, sie wollen ihn damit kitzeln. Sie wollen ihn an Blut riechen lassen. Ich glaube, sie wollen ihm einen Rippenstoß geben, doch endlich wieder an sein Handwerk zu gehen."

„Ach du," sagte die Försterin, „ereifere dich doch nicht so, nach meiner dummen Meinung denken sie sich gar nichts dabei. Sie wissen nur nicht, was sie mit ihm anfangen sollen!"

„Stimmt", sagte der Förster.

„Eine Kugel sollten sie ihm zwischen die Rippen jagen, statt sie an einem elenden Rehbocke zu verpuffen, das sollten sie mit ihm anfangen", brummte er in den Bart hinein.

Die Försterin drückte ihm die Hand auf den Mund.

„So red' doch nich' so hin, Alter — du willst uns wohl alle unglücklich machen."

„Seid ihr denn glücklich?" donnerte er sie an.

„Die Kinder doch, Alter, so junges Volk ist immer glücklich und gar wenn's auf die Hochzeit zugeht, da schert sie nichts."

„Das ist ein sauberes Leben." Der Förster schlug mit der Hand auf den Tisch. „Ich wollte, daß mich der Teufel holte. Ist denn irgendwo eine Freude zu sehen!"

„Die Kinder sind brav, Alter." Und sie fügte hinzu: „Du undankbarer Mensch, du!"

„Nicht wahr, du weißt noch was", rief er und lachte laut auf.

„Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst. Da sind doch andre wahrlich schlimmer daran als wir."

„Oho, ich merke schon, jetzt geht's ans Fressen und Saufen. Ich soll mich übers Fressen freuen?"

„Wie du das nennst!"

„Die Gabe Gottes soll ich sagen!"

„Ja, wir sollen dafür danken."

„Gut — auch gut! Hat mir Gott ein Maul gegeben, mag er's auch stopfen!"

„Aber er stopft's so manchen nicht."

„Dann wird er eben ein ganz andres Gesicht haben, als du es dir vorstellst. Was weiß ich! Große Herren haben das so an sich, daß man nicht weiß, wie und wo."

„Du lästre nicht, das straft sich."

„Jawohl", da lachte er wieder. „Da hätte er viel zu tun, wenn er alle, die er tritt und die deshalb schimpfen, strafen wollte."

„Denk doch, wie glücklich wir immer waren, wie treu und gut ich's mit dir gemeint hab'!" sagte die alte Frau weinend.

„Du willst auch eine Extra-Belobigung für deine Treue haben, nicht wahr? Ich soll mich auch hinsetzen und mich darüber freuen, daß du mich wahrscheinlich nicht hintergangen hast."

„Das nicht. Ich wollte dir nur sagen, daß ich doch immer meine Pflicht getan habe und das Haus wohl gehalten habe, die Kinder geboren und erzogen, und daß wir immer ehrliche und von allen geachtete Leute waren. Ist denn das nichts, Alter?"

„Es muß wohl was sein." Seine Stimme klang weicher. „Ehrliche, geachtete Leute, das sind wir weiß Gott immer gewesen. — Das bleiben wir auch, Alte." Er gab ihr die Hand und schüttelte sie ihr.

„Mich packt's manchmal, als ob es mich zerreißen wollte. Siehst du, bei mir wird's nicht eher gut, als bis einmal ernstlich zum Aufmarsch geblasen wird, bis alle Schlafmützen mitsammen erwachen — dann soll's einer mit uns aufnehmen! Dann bin ich auch dabei, Alte."

Es war abends vor der großen Hofjagd. Im Försterhaus im Rödchen ging es drunter und drüber. Da waren die Oberförster aus Ilmenau und Stützerbach einquartiert, die beide zur Jagd befohlen waren. Forstgehilfen liefen aus

und ein. Aus den umliegenden Ortschaften kamen die Landleute, die nachts über den Treiberdienst im Ettersberg versehen sollten. Es war ein gewaltiges Hin und Her, und wie ein Feldherr der Förster Walter mitten darunter. Jeder wendete sich an ihn, er mußte herhalten für zehn. Die Forstgehilfen zogen mit ihren Treibern ab, um sie zu postieren.

Wagen voll Jagdnetze fuhren vor und der Förster fuhr mit, der beim Aufstellen der Netze zugegen sein mußte. Den Forstgehilfen wurde Abendbrot gereicht, Bauersleute gingen aus und ein und holten sich Fackeln. Vom Walde her tönte das Schreien und Lärmen der Treiber die ganze Nacht durch, und auf dem sonst so stillen Berge war eine Hölle losgelassen. Feuer brannten am Waldessaum, da lagerten und tranken die Bauern und brüllten und johlten.

Die Försterin mußte ein gutes Abendessen für die Kameraden ihres Mannes herrichten und wollte sich nicht lumpen lassen. Sie sollten einen Begriff bekommen, wie man bei Förster Walter lebt, und so arbeitete sie mit zwei Mägden und den Töchtern im Schweiße ihres Angesichts.

Es mußte auch mancherlei zu einem opulenten Frühstück hergerichtet werden, und im Hause ging und kam es wie im Taubenschlag.

So geht's: dem Förster drückte alles, was in dieser Zeit geschah, das Herz ab, und der Försterin war's zumut wie an ihrem Ehrentag. Sie wollte Familie und Haus glänzen lassen und ließ sich deshalb keine Müh' verdrießen. Die alte Kummerfelden, die die Nählehrerin der Waltersmädchen gewesen, war auch mit oben, um mit ihrer zierlichen Altweibergeschäftigkeit die Försterin zu unterstützen. Sie war allerbester Laune, das war so etwas für sie. Bei der Aussteuer für Schlimpimperlein mußte sie auch raten, und das Hochzeitskleid wurde ohne die Kummerfelden auch nicht beschafft. Wer einmal bei der Kummerfelden in die Nähschule

gegangen war, wendete sich in allen Lebenslagen, in Freud und Leid, an die prächtige Frau, und sie versagte Rat und Hilfe nirgends, solange ihr die Kräfte aushielten.

In das Rödchen hinauf ging sie übrigens gar zu gern, die Förstersleute waren ihr sehr lieb und das muntere Leben im Hause behagte ihr.

Mitten in ihrer eifrigen Geschäftigkeit, sie rührte einen gewaltigen Heringssalat zusammen, schnitt Salzgurken und Schinken und hantierte mit allerlei Feinheiten, die sie zu ihrem Salat brauchte, und war dabei so flink und behende und sauber in ihrem geblümten Kleide und der großen Haube, da rief sie nach Schlimpimperlein.

„Ludovikchen, mein Kind," sagte sie, „ist das eine Art, wie ein glückliches Bräutchen sich beträgt, das in ein paar Tagen Hochzeit machen soll. Ich schau' dir die ganze Zeit jetzt zu — ist dir nicht wohl?"

„Mir ist wohl", sagte Schlimpimperlein gleichmütig.

„Überanstrengen tust du dich aber nicht, dächte ich. Ich hab's ja gesehen, die ganze Zeit hast du da am Fenster gelehnt, und wo sind denn die roten Backen hin? Na? Du Mädel, verdirb dir die schöne Zeit jetzt nicht mit weiß Gott was. Schmacht' nicht so. Die Ehe kommt dir bald genug über den Hals, geh, sei frisch, wer wird denn bei allem Glück wie eine Wehmutsspritze dastehen. Wenn man in etwas frisch gehen muß, ist's in die Ehe. Glaub mir, da darf man gar manches Mal den Humor mit allen Leibeskräften halten, damit er einem nicht auskommt. — Und was sind denn das für Geschichten, wenn er mit dir herumscharmutziert, da bist du ja ganz obenauf?

Kaum ist er fort, läßt du die Flügel hängen.

Na, das sag' ich dir, da wirst du schön hereinfallen, — da kennst du die Männer schlecht.

Glaubst du denn, das geht so fort, wenn du Frau bist? Du weißt nicht, was Ehemänner für miserable Müffe sind.

Wenn da die Frau nicht für beide den Humor hat, ging' es ja weiß Gott in jedem Haus wie bei Trappisten zu.

Geh nur um Gottes willen frisch in die Ehe, sonst bist du verloren. Verloren, sag' ich: wenn's in einem Haus brummig zugeht und trübselig, dann wollt' ich lieber beim Teufel sein, sag' ich.

Also Kopf oben und merk dir's, vom Mann mußt du nie etwas verlangen, das wie Aufmunterung aussieht. Jeder Ehemann, jeder deutsche wenigstens, ist im Handumdrehen ein Muff, ein muffiger Muff. Na, erschrick nur nicht, wenn's kommt, dann kommt's, denn kommen tut's sicher. Tu das deine! und daß ich dich nicht wieder stehen sehe, als wär' dein Brot auf die Butterseite gefallen. Geh, mach was, Faulpelz."

Schlimpimperlein blieb bei der herzhaften Rede der Kummerfelden ziemlich indolent stehen und drehte an einem Brotkügelchen.

„Na", sagte die Kummerfelden.

Da schaute Schlimpimperlein auf und der Kummerfelden war's gerade, als wenn die Augen der kleinen Braut voll Tränen ständen.

„Na", sagte sie noch einmal mit merkwürdiger Betonnng. „Hast dn was? Oder riecht dir Hering und Zwiebel zu stark?"

„Was soll ich denn haben?" sagte Schlimpimperlein, „gar nix."

„Also, dann zeig's auch."

Jetzt hatte die Kummerfelden gesagt, was sie zu sagen hatte, und wendete sich wieder zu ihrem Salat und schnitt und hackte so emsig darauf los, als wäre dieser Salat von wahrhaft unermeßlicher Bedeutung für das ganze menschliche Geschlecht.

Abends spät, als die Förster abgetafelt hatten und ihre Pfeife bei einem Gläschen Jenenser, der noch immer im

Madeirafaß logierte, schmauchten, die Kummerfelden und die Försterin, Ludschevadel und Heinrich Strobel gemütlich in der Küche saßen, in der die Mägde noch den letzten gespülten Napf an Ort und Stelle brachten, stand Schlimpimperlein unten vor der Tür und sah zu, wie den Bauersleuten von einem Forstgehilfen Fackeln verteilt wurden; da legte sich ein Arm um ihren Nacken.

„Wo treibst du dich denn herum, Katz'?" frug eine frische, muntere Stimme.

Schlimpimperlein war zusammengefahren.

„Nur nicht schreckhaft! Komm, Weibchen, kleines." Willenlos ging sie mit ihm und sie schlüpften heimlich in den dunkeln Garten. Auf den Wegen lag das bunte, feuchte Laub und die Herbstblumen dufteten so wehmütig. Das war der Duft der sommerlichen Reseda nicht mehr, der sonnendurchwärmte Duft — der war so herbstlich geworden, so schwer und mit der Ausdünstung der gefallenen Blätter vermischt. Der Mondenschein lag über den herbstlichen Bäumen, dem herbstlichen Nebel.

Sie gingen stumm miteinander, das Mädchen fest und wie angstvoll an ihren Bräutigam geschmiegt.

„Nun sind wir bald am Ziel, mein armes, kleines Närrchen", sagte er. „Wart' nur noch ein paar Tage, dann ist die dumme Komödie aus."

„Ja, aber es ist Zeit, Friedel; Friedel, denk doch! Wenn's doch früher gegangen wäre mit der Hochzeit."

„'s ist ja alles gut, Engelskind. Der Alte wollt' es nicht, so ein Narr. Aber sei nur ruhig, die paar Tage tun nun nichts mehr, die halten wir aus. Morgen um die Zeit sind wir wieder einen Tag weiter; was meinst du, die Zeit wird schon vergehen. Nur Mut."

„Der Vater tut mir leid," sagte sie, „daß es ihm mit den Rehböcken so zu Herzen geht", meinte Schlimpimperlein und weinte.



„Deswegen tut er dir leid?"

„Deswegen," antwortete sie leise, „und noch — außerdem auch."

„Ach, laß das! Mein Gott, wenn du dächtest, wie ich denke, da ist nichts, gar nichts, um sich zu kümmern."

Da hielt er sie innig an sich gepreßt — und sie schwiegen beide.

Wie er sie so hielt, empfand er, wie das Angstvolle in ihr nachließ, und wie sie sich dem Wohlgefühl, ihm nahe zu sein, hingab.

„Gottlob", sagte er. Und nun plauderten sie miteinander und lachten und zählten die Tage, die noch vergehen mußten.

Und damit sagten sie sich gute Nacht.

Schlimpimperlein ging hinauf in ihre Dachkammer, um sich schlafen zu legen, und Friedrich Herzlieb gesellte sich zu den Förstern und zu Heinrich Strobel, mit denen er morgen früh in den Wald ausrücken sollte.

Der große Tag der Ettersburger Jagd und des Einzugs der Kaiser, Könige, Herzöge und Fürsten in Weimar brach sonnig an. Es war ein Tag wie in goldenes Licht getaucht, frisch wie Champagner, ein Herbsttag ohnegleichen. Die Straße von Erfurt nach dem Ettersberg war von unzähligen Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckt.

Die Monarchen, an der Landesgrenze von dem Herzog und der ganzen Jägerei zu Pferde empfangen, langten mit ihrem Gefolge unter dem Schalle der Jagdfanfaren gegen ein Uhr mittags an. In der Mitte des freien Rasenplatzes im Ettersburger Wald, in dem riesigen Jagdpavillon, der vierhundertfünfzig Schritte in der Länge und fünfzig Schritte in der Breite maß, und in den großen Seitenbalkons verteilten sich die gekrönten Häupter mit ihrem Gefolge. Die mittlere Abteilung des großen, reichgeschmückten Baues war für die beiden Kaiser und für die Könige bestimmt.

Wie mochte sich der alte simple Ettersberg verwundern, was für ein Wesen mit einem Male auf ihm getrieben wurde! Er, der, solang er nun langgestreckt dalag, immer nur in Einsamkeit gelegen hatte. Auf seinem Rücken sproßte ihm der tiefe grüne Buchenwald, der die stillen, flinken Rehe barg und die lustigen Vögel. Auf seinen kahlen Seiten wehten die langen Gräser im Wind und leuchteten die weißen Distelsterne und Regen und Schneewasser legten geheimnisvolle Schätze bloß, die er in seinem Innern barg, Versteinerungen von Pflanzen und Tieren, die von dunkeln versunkenen Jahrtausenden erzählten, als Meereswogen über die langgestreckten Seiten des uralten Berges hinrollten, jahrtausendelang und wieder jahrtausendelang.

Jetzt nach ungezählten Zeitläuften machte das Menschenvolk sich hier oben einmal wichtig, auf ein paar kurze Stunden. Ob das den alten Berg in Erstaunen setzte? Schwerlich. Er war an Eintagskreaturen aller Art gewöhnt, an welche mit Flossen und Schuppen, an welche mit Klauen, an andre mit Federn und Schnäbeln, an kriechende, schwimmende, fliegende, hüpfende, ringelnde; er hatte Kampf und Liebe zwischen aller Art Bestien jahrtausendelang mit angesehen — und jetzt diese bunten, wunderlichen Geschöpfe, die er auf seinem Rücken zu tragen hatte, die sich so merkwürdig wichtig benahmen, voreinander tänzelten und schwänzelten, Männchen machten wie die Hasen, vor dem einen krochen, den andern fast über den Haufen rannten, die sich mit bunten Lappen und Flicken behangen hatten und Gesichter schnitten, als wären sie die Herren der Welt — und andre schnitten Gesichter, als wären sie geringer als das geringste Tier, ja es gab gar kein Tier, das je so ein armseliges Gesicht gemacht hätte, wie diese bunten Kreaturen. — Das war dem alten Berge neu. So etwas hatte er noch nicht in der Nähe gesehen — noch nie. Alle Geschöpfe waren bisher ihres Weges harmlos hingeschwommen, gelaufen, gehüpft und geringelt.

Und die Arten untereinander hatten miteinander verkehrt, wie es sich eben gehört, wenn einer vor dem andern nichts voraus hat.

Er hatte sich auch schon manchmal in den ungezählten Jahrtausenden, die er so still dalag und von Geschöpfen aller Art umtummelt und belaufen war, seine Gedanken gemacht über die ungeheure Mordlust, die in jeder Bestie steckt. Was hatte er nicht schon für Erhaschen, Erbeuten, Zerfleischen, Verzehren mit angesehen. Der Schwache hatte immer sein Grab im Leibe des Starken gefunden. Es war dem alten Berg noch nie ein Geschöpf begegnet, das nicht Mordlust und Todesangst gekannt hätte. Was hatten sie in der kurzen Zeit ihres Daseins nicht alles angerichtet und ausgestanden, diese unseligen Kreaturen. Aber die sich so sonderbar auf seinem Rücken drehen und wenden, was taten denn die? Die mordeten, wie er noch nie etwas gesehen! Sie standen da, wie aus dem Ei geschält, so appetitlich, und machten unausgesetzt Männchen und sahen so harmlos aus, harmloser wie die Hasen. Und satt und wohlgefüttert standen diese furchtbaren Tiere um mit der freundlichsten Miene zu morden, schnipp-schnapp, da stürzten des alten Berges schöne Rehe blutend zusammen und andre tobten in Angst und Qual vorüber, um sich zu retten — Todesangst in jedem Glied, Verzweiflung in den Augen — da war kein Entkommen!

Die bunten, possierlichen Geschöpfe waren gräßlicher als alles, was der Berg vordem gesehen hatte! Wie das arme Wild zitterte und bebte! Die schönen, stillen Augen, wie die um Erbarmen flehten! Und die Bunten mordeten lustig darauf los — mordeten — mordeten ohne Hunger. Der alte Berg fühlte aus Herzenswunden Blut in sich einsickern. Er fühlte Todeszuckungen.

Hätte er aber gewußt, daß einer, den er die Ehre hatte, auf seinem Rücken zu tragen, der Mächtigste unter allen andern war, der, der sich unter ihnen hervorgetan hatte

und sich anmaßte, mit seinem ganzen Tun und Treiben auf Erden Weltgeschichte zu machen — „Weltgeschichte"! diese bunte, giftige Eintagsfliege! Da hätte der alte Berg aus voller Brust gelacht, gedonnert, das wäre ihm nach allem, was er mit angesehen, seit ungezählten Jahrtausenden komisch vorgekommen.

Er hatte doch wahrlich Bestien aller Art gekannt und hatte sie ihr ganzes Leben bös herumwirtschaften sehen — ganz gewaltig — aber Weltgeschichte zu machen, das war noch keiner in den Sinne gekommen — ganz gewiß nicht. Aber der Berg blieb still, jedenfalls aus tief angeborener Devotion.

Die Treiber hetzten das unglückselige Wild stundenlang, und ganze Rudel stürzten in Todesangst an dem blumengeschmückten Pavillon vorüber, in dessen Mitte Napoleon unter den Fürsten stand und heiter mit großem Eifer und wenig Glück auf die vor Angst sinnverwirrten schlanken Flüchtlinge schoß.

Um den eingehegten Rasenplatz, der zu der großen Metzelei ausersehen war, hatte man Buden mit Eßwaren aufgeschlagen, für die Bevölkerung, die so nah als tunlich dem köstlichen Schauspiel sein wollte, daß zwei Kaiser, vier Könige, acht regierende und nicht regierende Herzöge, Majestäten, Königliche Hoheiten, Hoheiten sich vergnügten.

Wohin man sah, Jubel, Essen und Trinken, lodernde Feuer, Spannung, Erregung und wie ein Blutdunst lag es über der erlauchten Gesellschaft. Unter den gestickten Uniformen saß ihnen Jagdlust, ließ die Augen blitzen, die Herzen schneller schlagen, jagte die Blutwellen rascher durch die Adern. Vornehm oder gemein, Blutdurst lag in der Luft, war da, fuhr auch den Treibern in die Glieder, die sich an den Feuern wälzten nach der durchwachten Nacht im Walde, während der sie das Wild zum großen Tag zusammengehetzt hatten. Wie horchten sie auf die Fanfaren! Wie jubelten sie, wenn es verlautete,

wieviel sie drüben zur Strecke gebracht hatten, wie soffen sie, wie fluchten sie, was hätten sie darum gegeben, wenn sie die vornehme Arbeit hätten mittun dürfen. Das wäre etwas für sie gewesen, so gut wie für Kaiser, Könige und Herzöge. So in die verdammten Viecher hineinzuschießen, blind und toll.

Bei den Feuern da kramten sie statt dessen Schauergeschichten aus, schwatzten von Jagdglück, von Mord und Totschlag, von Weibern und Liebesgeschichten. Einer überbot den andern. Es war eine Stimmung wie um Mitternacht, so überreizt, so überlustig, so wild und doch schien die kristallklare Oktobersonne über das laute Treiben. Förster Walter mußte an allen Ecken und Enden zugleich sein. In ihm kochten und brauten die heftigsten Gefühle. Zwischen Befehlen und tausend Hetzereien empfand auch er gar wohl den Blutdunst, der sich allen auf die Sinne legte. So eine Kreuzschwerenotjagd hatte es da oben wahrlich noch nicht gegeben, und daß sie keine je wieder so halten konnten, dafür sorgten sie selbst. „Da zum Teufel sollte doch" — träumte der Förster — „zwischen allen Hetzern einer sein, der den Mut hätte — weiß Gott — wo so viel unschuldig Blut vergossen wird — schuldiges zu vergießen. Hier wäre der Platz für den Rächer. Wo nimmt so ein Teufel den Mut her, so voller Schuld, wie der, den ich meine, mitten unter Waffen, mitten unter Feinden, unter Kugeln, von denen eine einzige den Weg zu verfehlen brauchte, zu stehen und sich zu vergnügen, so als könnte Rache und Verrat nie und nimmermehr ihn erreichen. Das ist's eben! — Das ist's! — Da wag' es einer! Und es wagt es keiner — trotz allem Haß — nicht einer!"

Den Riesen, den Förster, trieb es immer wieder wie gebannt, einen Blick auf den kleinen Mann zu werfen, vor dem Könige zitterten. Wie der so dastand, wie aus Elfenbein so fest, so gelblich, so breitschultrig und mit dem verdammt zusammengeknufften Nacken und mit den Adleraugen um sich

blickte und so gottserbärmlich schoß — — so verteufelt schlecht schoß.

Da war's dem Förster, als drehten sich seine Sinne im Kreise — der Mann machte ihn schwindeln — da stand er unbezwinglich und in Feindesland so sicher wie ein Heiligenbild. Und nicht lange konnte es dauern, da würde er wieder die Kriegsfurie und den Tod über die Erde schicken, den Tod tausendfach, wie Gott ihn schickt, ruhigen Herzens. Was war dem Leben! Was waren dem Tausende von Leben? Was war dem tausend- und abertausendfältiger Mord!

Und bei all dem schoß er so schlecht — so hundsföttisch schlecht, daß es dem Förster in den Fingern zuckte. Seinen jüngsten Forstgehilfen hätte er maulschelliert. Er hatte nie so gefühlt, nie ähnlich; ihm war's, als hätte er dem leibhaftigen Teufel gegenüber gestanden und hätte ihn betrachten dürfen.

Es war eine Jagd, die den Leuten zu Kopfe stieg. Es war so eine verdammte Festfreude, so eine Erregung und Schaulust, so etwas fieberhaft Gespanntes, so eine tolle Gedankenlosigkeit.

Und morgen die Hasenjagd auf dem Schlachtfelde von Jena! Der Förster mußte bitter auflachen. Es war nicht besser auszudenken! Und alle Welt machte diese Hasenjagd mit, ohne zu mucksen — und er, dieser gelbliche, kleine Mann, wie mußte er im stillen lachen — lachen über die Komödie, die er sich erlauben durfte. Wie weit durfte er denn eigentlich gehen? Kam es ihm denn nicht selbst spaßig vor?

„Gott verdamme sie, sie verdienen's nicht besser", das war des alten Riesenburschen Schmerzens- und Stoßseufzer während des wilden Treibens auf dem Ettersberge.

Die beiden Maler, Heinrich Strobel und Friedrich Herzlieb, hatten mit den Förstern die Jagd mitgemacht, und es war ihnen von der ganzen Herrlichkeit nichts entgangen.

Die Förster hatten sie kameradschaftlich reichlich mit Champagner versorgt, und so hatten auch sie den Überfluß dieses üppigen Hoffestes kennen gelernt. Der wilde Zauber war ihnen zu Kopfe gestiegen, der Glanz und die Pracht, der köstliche Weingenuß, die Nähe des großen Kriegsgottes und all der gekrönten Häupter. Es war so etwas Fabelhaftes bei der ganzen Sache und trug das Zeichen einer Ausnahmsstunde an sich.

Die beiden wichen einander nicht von der Seite, hörten und sahen alles mitsammen und ließen es sich wohl sein.

„Mach nur, daß uns unser alter Griesgram nicht immer in den Weg läuft, Strobelmeier; wenn der sieht, daß wir uns erlustigen, hält er uns für Gotteslästerer, der Alte," meinte Friedrich Herzlieb, als sie miteinander an einem der Schenktische standen und sich gütlich taten. „Ich habe nicht gesehen, daß der Dickkopf einen Tropfen angerührt hätte."

„Alle Achtung," sagte Strobel, „ich glaub's auch nicht." Friedrich Herzlieb war fidel und obenauf wie ein Schulbub, nahm den ganzen Handel von der leichten Seite und freute sich über die Pracht, „die famosen Kerle", wie er sagte. Der Napoleon machte ihm großen Spaß, das Volk draußen zwischen den Buden, an den Feuern, der kostbare Herbsttag, die tolle Jagd. Er sah alles schön und heiter — Was er sah, das faßte er leidenschaftlich auf, was es bedeutete, damit gab er sich nicht ab. Das Stürzen des Wildes riß ihn hin.

„Strobelmeier!" rief er. „Siehst du, man muß leben! Man muß unausgesetzt Neues sehen — und fühlen, dann ist man selbst neugeboren. In der Alltäglichkeit verrostet unsereiner. Strobelmeier, ich weiß nicht, wie du es anfängst, so ein schändlicher Philister zu sein und dabei so ein Prachtkerl."

Als der Jagdzug der Monarchen nach Weimar hinunterzog, trieben sich die beiden noch zwischen den Feuern und den Buden umher.

Die Oktobersonne stand tief am Horizont und vergoldete die wehenden braunen Grasbüschel auf den kahlen Seiten des Ettersberges an der Hottelstädter Ecke. Die Feuer fingen nun schon an zu leuchten, die Nebel sanken, die Leute rüsteten sich zur Heimfahrt. Aber in die Treiber, die um die hochaufgeschürten Feuer lagen, war jetzt erst das rechte Leben gefahren. Es wurde gejohlt und gebrüllt. Die Weiber und Schätzchen hatten sich, wo es nichts mehr zu sehen gab, zu ihnen gesellt, und es regte sich ein lautes, wildes Leben. Die Buden mit Eßwaren waren von malerischen Gestalten umlagert.

Die Forstgehilfen luden das zur Strecke gebrachte Wild auf die Wagen, um es in Sicherheit zu bringen. Ganze Fuhren hatte es gegeben, die Weimaraner konnten sich gütlich tun. Und wagenvoll haben sie's später, als kein Mensch mehr davon essen wollte und konnte, mitsamt den Hasen vom Jenaischen Schlachtfeld nachts in die Ilm werfen müssen. Das Volk durfte in den nun vereinsamten eingefriedigten freien Platz strömen, auf dem kurz vordem Kaiser, Könige und Herzöge unnahbar gethront hatten. Und mit Hast und Neugier, diesen geheiligten Platz zu sehen, stürzten sie hin und betrachteten ihn mit staunender Ehrfurcht, als wäre noch etwas von der vergangenen Herrlichkeit daran hängengeblieben.

Strobel und Herzlieb traten, als sich die Masse verlaufen hatte, in den gewaltigen Pavillon.

Friedrich Herzlieb stellte sich auf den Platz, auf dem Napoleon gestanden hatte, und blieb da stumm mit geschlossenen Augen stehen.

Heinrich Strobel saß mit übergeschlagenen Beinen auf der Brüstung und schaute sich seinen Herzbruder an.

„Was treibst du denn da?" Er bekam aber keine Antwort.

„Ein erbärmliches Leben", sagte Friedrich Herzlieb und sah mit schwimmenden Augen auf Heinrich Strobel. „Es lohnt

sich nicht! So ein elender Schlucker, ein Wurm unter Würmern! Wie so einem Riesenkerl zumute sein mag! — Wenn ich daran denke, ist mir's, als steckten wir andern alle wie die Hühnchen in der Eierschale.

Wie müssen dem gewöhnliche Sterbliche vorkommen?"

„Wie Schweine", sagte Heinrich Strobel. — „Er hat's ja selbst gesagt, von den Deutschen wenigstens."

„Ja, ja", sagte Friedrich Herzlieb.

Sie vergnügten sich auf diesen geweihten Plätzen wie zwei ausgelassene Buben, beschnüffelten alles und trieben es, bis die Dämmerung mehr und mehr hereinbrach. Friedrich Herzlieb zog es zu den Feuern zurück, und an den Buden blieben sie hangen und tranken Glühwein; da hatte sich jetzt alles zusammengefunden: Förster, Forstgehilfen, Bürgersleute mit ihren Weibern und Töchtern.

Die Feuer waren hochaufgeschürt, die Treiber johlten und sangen, und der weimarische Wirt, der auf den Einfall gekommen war, einen Kessel mit Glühwein oben auf dem Ettersberge aufzutun, machte die besten Geschäfte. Der Wein war scharf gewürzt und heiß wie der Teufel und tat an dem nebligen Oktoberabend gut.

Der Mond stand jetzt schon am Himmel. Die Feuer leuchteten grell und in dem Lichtschimmer schwirrte es wieder wie damals beim Hegemahl, wie Mückenschwärme um die Flammen.

Die Forstleute saßen auf langen Holzbänken um den Glühweinkessel, und Heinrich Strobel mit seinem Herzbruder strich bald da, bald dort herum.

„Walpurgisnacht", sagte Friedrich Herzlieb.

„Walpurgisnacht, wo?" frug Strobel und packte ihn mit einer Hand am Schopf. „Da oben — wie gewöhnlich?"

„Gottlob, auch unter dem Schädel", sagte Herzlieb.

„Aber sieh einmal dorthin, Strobelmeier!"

Sie gingen miteinander und stiegen über Stock und Stein.

Um ein gewaltiges Feuer hatten die Treiber einen Tanzplatz gemacht, da ging es hoch her.

Sie tanzten sich an dem kalten Oktoberabend heiß. Vorwitzige Burschen sprangen johlend durchs Feuer die Mädchen kreischten, Funken sprühten.

Der dunkle Rauch wälzte sich, vom Luftzug niedergedrückt, über die wirbelnden Paare hin.

Die Forstleute kamen, auch vom Wein erhitzt, den beiden Malern nach. Der Wirt stellte seinen Glühweinkessel bei diesem Feuer auf, das den Sieg über alle andern davongetragen hatte, die nach und nach verglommen, und alle Mücken strömten dem einen großen Schwarme zu. Das Leben und Treiben, Johlen und Schreien, Funkenstieben, Tanzen und Trinken wuchs mächtig an. Friedrich Herzlieb goß ein Glas nach dem andern von dem heißen Wein in sich ein und tanzte mit einer drallen Dirne, einer Magd aus Weimar.

Als er einmal an Heinrich Strobel, der sich zum Gehen, wie es schien, bereit gemacht hatte und auch sein Jagdgewehr schon über die Schulter gehängt hatte, vorüberraste, hielt ihn der am Ärmel auf. „Ich geh' jetzt gleich, komm mit."

„Laß mich zufrieden."

Strobel aber kannte den Kumpan und wollte ihn nicht zurücklassen. Wenn einmal der Lebensdrang in seinem Herzbruder geweckt war, wurde er zügellos wie ein junges Fohlen, das sich frei fühlt. Und der wilde Abend an dem prasselnden Feuer, der Glühwein, der Tanz mit der urwüchsigen Dirne, das war etwas für ihn. Zu jeder andern Zeit hätte Strobel ihn austoben lassen, aber heute nicht, und nicht unter den Augen der Gäste aus dem Rödchen, wenige Tage vor der Hochzeit.

Was sollten sie sich denn denken, die Leute! und der Förster. Nie und nimmermehr durfte er Herzlieb lassen, wenn es nicht ein Unglück geben sollte. Der Förster verstand keinen Spaß.

„Also," sagte Strobel, „jetzt mach, wir müssen gehen."

„Teufel auch, häng' ich denn an dir?" rief Herzlieb verdrossen und umfaßte die Dirne wieder zum Tanz.

„Rächt so!" sagte die. — „Nu' gerad erscht rächt."

Heinrich Strobel aber langte nach Herzliebens Hand und faßte sie.

„Komm, Alter, wir haben mancherlei miteinander ausgefressen und ich hab' dich meines Wissens nie zurückgehalten. — Folg mir heut."

Darüber lachte die Magd und schlug Herzlieb auf die Schulter.

Herzlieb wurde ungeduldig, der Wein stieg ihm heiß zu Kopf.

„Geh deiner Wege!" rief er.

„Nein", sagte Strobel.

„Gut, dann bleib also!" und wieder packte er die Dirne, um zum Tanze anzutreten.

Strobel hielt ihn wieder zurück.

„Morgen wirst du dich darüber ärgern", sagte Strobel. „Ein paar Tage vor der Hochzeit mit deinem kleinen Mädchen, das wird dir selbst nicht gefallen!"

„Du bist ja sehr besorgt", meinte Herzlieb.

„Der Herr macht Hochzeit!" lachte die Dirne. „Gucke, gucke!"

„Jetzt hol dich der Teufel!" rief Herzlieb, „und tu' nicht so heilig! So rein wie du will ich auch zum Hochzeitstag kommen!" lachte er und sah auf Strobel mit verschwommenen Augen. Dann legte er die Hand auf Strobels Schultern und zog ihn zu sich heran — und bog sich zu ihm hin, als wollte er etwas heimlich sagen: „Frag sie doch — sie, zum Beispiel," sagte er, aber mit einer Stimme, die er nicht in der Gewalt hatte, — „sie, — wie's denn mit ihr steht? Weißt du, Alter, — frag sie einmal. — In Ruh' sollt ihr mich lassen!"

„Herzlieb!“ schrie Strobel.

Aber Herzlieb taumelte auf ihn zu. Heinrich Strobel stieß ihn von sich. Beide stürzten. Da geschah etwas! — Ein Schlag. — Ein Dröhnen. — Pulverdampf. — Ein Todesschrei. —

Da lag einer vornübergestürzt auf dem Antlitz und einer hockte da, starr, aschfahl — und eine dralle Magd schrie auf: „Das hat er awer selbst gedahn! — Ich hab's gesehen! — so wahr mir Gott helf!“

Jetzt stürzte alles im ungewissen, flackernden Licht des Feuers auf den Gestürzten zu. Der andre blieb starr — aschfahl. Ein Murmeln lief durch die Menge, so dumpf, so düster. Von den Forstleuten bogen sich etliche zu dem Getroffenen nieder und richteten ihn auf. — Da quoll ihm beim Aufrichten ein Blutstrom aus dem Munde. Und sie sahen in ein Gesicht, das von ungeheurer Todesangst verzerrt war, — und das Gesicht war starr auf Heinrich Strobel gerichtet, verzweifelt, so angstvoll und entsetzt. Es war, als wenn der Schwergetroffene reden wollte; man sah ihn sich quälen — unerhört quälen. Er arbeitete. — Es gelang nicht. — Ein gurgelnder Schrei — und der Kopf sank weit zurück.

Heinrich Strobel kniete jetzt neben ihm — und hielt ihm den Kopf und sah in die gebrochenen Augen — starr und sinnlos.

Die dralle Magd wich nicht von den beiden, stand aufrecht da und wiederholte immerfort in ihrem Schreck: „Das hat er awer selbst gedahn! Ich hab's gesehen! Mein Wort darauf.“

Ein großer Mensch machte sich durch die Menge Platz. Man wich ihm angstvoll aus — und er stand vor der Leiche des Verlobten seines jüngsten Kindes.

Der Oberförster aus Ilmenau trat auf ihn zu, packte ihn an der Hand und sagte: „Da ist ein Unglück geschehen, alter Freund!“

„Das seh' ich."

Tiefste Stille.

„Strobel?" frug der Förster.

Der antwortete nicht und starrte vor sich hin.

Der Oberförster aus Ilmenau aber sagte: „Ich bezeuge es vor Gott und zu jeder Stunde. Er ist auf Herrn Strobel zugestürzt und hat sein Gewehr zu packen bekommen, da geschah das Unglück. Er mochte des Guten zu viel getan haben."

Stumm bog sich Schlimpimperleins Vater zu dem Verlobten seines Kindes nieder, legte ihm die Hand aufs Herz und hielt die schlaffen Hände des Toten in den seinen.

Einer rief: „Schickt zu einem Arzt hinunter."

„Ach was, Arzt, dem hilft kein Arzt mehr, der hat die ganze Ladung im Leibe."

„Faßt einmal an." Er hob ihn und trug ihn mit einem Forstmann in einen der Wagen, die an den Buden standen. Sie legten ihn zurecht und taten Tannenzweige unter ihn, die vom Wildaufladen noch dalagen. Der Förster führte das Pferd am Zaum. Strobel und der Förster aus Ilmenau, der im Rödchen einquartiert war, folgten stumm.

Als der schwermütige Zug unter den drei alten Kiefern angelangt war, wo der Weg zum Rödchen abzweigt, sagte der Förster: „Ich geh' voraus."

Er ging und sein Gast folgte ihm. Strobel hatte ihm ein stummes Zeichen gegeben.

So blieb er allein unter den Bäumen, die er einmal die drei traurigen Bäume genannt hatte, und wachte über seinen stillen Herzbruder, der lang ausgestreckt und kalt im offenen Wagen auf Tannenzweigen lag. Der Mond schimmerte auf dem entstellten Gesicht. Das alte Pferd wurde hin und wieder unruhig, als wittere es den Tod.

Heinrich Strobel war es so, als wenn es ihn selbst getroffen hätte.

Und wenn er zehnmal unschuldig war — und wenn es Hunderte bezeugten. Er hatte ihm doch den Tod gebracht und war ein gebrochener Mensch, vom Schicksal gezeichnet. Grauenhaft ernst lag der junge, leichtsinnige Bursche vor ihm, und er starrte auf ihn hin und riet an dem Rätsel, das kein Lebender je erraten hat.

Die letzten Worte, die der Unglückliche trunken gesprochen, bewegten sich in Heinrich Strobels Kopf wie dumpfes, wie banges Unglücksgeläute. Und bei diesem dumpfen Dröhnen sah er Dinge und Gestalten; — alles wie mit einemmal in die tiefste Hölle der Schmerzen gestoßen, aus harmlosen Lebensgenuß hinausgestoßen.

Jetzt mußte er im Hause sein, der Förster. — Jetzt sprach er das Entsetzliche aus. — Jetzt! — Ihm war es, als strömte der Jammer wütend auf ihn ein. Er fühlte mit jedem, mit dem Förster in seinem stummen Schmerz über das Unglück seines Kindes, mit der Mutter — mit seiner armen Anne. Das hatte sich alles mit einem Schlage verändert! Ihm gehörte sein Lebensglück nicht mehr — sein erstes — sein einziges. — Da stöhnte er tief auf.

Heinrich Strobel war das Blut in den Adern erstarrt.

Nun saß er da und das unerbittliche Schicksal schoß seine Pfeile, einen nach dem andern, auf ihn ab und alle fuhren mitten ins Herz, verwundeten, zerrissen, marterten; aber töteten nicht.

Der Tote stand zwischen ihm und Anne, der war nicht fortzudrängen. — Unerbittlich war er da.

Wo sollten sie den Mut hernehmen, glücklich zu sein. Wie sollte er, der Gebrandmarkte, nach der ruhigen reinen Anne die Hand ausstrecken?

Herzliebens kleine Braut, die sah er jetzt vor sich — endlich auch die!

Er sah sie in ihren Tränen. Er sah sie ganz überwältigt, von ungeheurem, ungeahntem Schmerz verwirrt. Er sah,

wie sie sich vor dem Toten mit dem entstellten Gesicht entsetzte, graute und fürchtete. Wie sie zusammenschauerte.

Und jetzt hörte er wieder die letzten Worte Herzliebs sich im Kopfe dröhnen. — Was bedeuten sie? Was wollen sie? Sollte da noch andres kommen?

Er blickte fragend auf den starren Toten.

Da kam der Förster über die kahle Anhöhe allein zurück und ohne zu reden faßte er den Gaul wieder am Zaum und führte langsam den toten Verlobten seinem Hause zu und denen, die den jammervollen Anblick nun erwarteten.

Heinrich Strobel ging wieder hinter dem Wagen her.

Er war ohne Hut. Der leichte Wind wehte sein straffes aufrechtstehendes Haar hin und her, wie einen Büschel. Er sah so sonderbar aus, das unregelmäßige fahle Gesicht, die lange knochige Gestalt, das Düstere, Trostlose, das über ihm lag. Er war nicht einer von den Festgebauten, denen die Wassergüsse, die Sturmstöße äußerlich nichts anhaben können, die glatt und ansehnlich bleiben, wie die Fischottern zu Wasser und zu Land.

Er ging so zugerichtet, so umgewandelt und zerzaust.

Tief in der Nacht. — Der Tote liegt auf einem Bette aufgebahrt auf weißen Tüchern und mit weißen Tüchern bedeckt in dem sogenannten Saal, in dem zu Karnevalszeit die lustigen Masken in dem verschneiten Rödchen sich vergnügt hatten.

Die Kummerfelden hat ihm zu Häupten zwei Kerzen gestellt.

In dem dämmerigen Raum, ganz einsam, sitzt Heinrich Strobel und hat den struppigen Kopf in die Hände vergraben und läßt sich von seinen Gedanken, ohne sich zu regen, martern und bis aufs Mark quälen.

Er hält still.

Die andern sind alle vor kurzem, dem Namen nach, zur Ruh' gegangen, nachdem niemand mehr wußte, was tun, nachdem sie stumpf geworden waren.

Wäre die alte Kummerfelden nicht gewesen, da hätte der Tote jetzt noch auf der Matratze im Vorhaus gelegen. Niemand hatte sich zu helfen gewußt. Niemand hätte etwas zu tun gewagt.

Die Försterin hatte nichts machen können, als den Kopf ihres unglücklichen Kindes zu halten, den das arme Geschöpf an sie gepreßt hielt.

Schlimpimperlein war wie ein Mensch mit Brandwunden gewesen, der liegen bleiben will, wo er liegt, dem es Entsetzen ist, angerührt zu werden, der nicht angesprochen sein will, keine Hilfe will, nur liegen in seiner Qual. Heinrich Strobel hatte wie gebannt auf das unglückliche Mädchen gesehen.

Es war in ihrem Schmerz etwas so Scheues, so Gedrücktes; wie ein geschlagener Hund lag sie da. Herzliebs letzte Worte dröhnten Strobel fort und fort in den Ohren.

„Heinrich, Heinrich!" hatte seine Anne gerufen und war ihm schluchzend um den Hals gefallen, „armer Heinrich!"

Der Förster aus Ilmenau war da zu ihnen getreten. „Ihm geschieht nichts, Jungfer Anne, kein Mensch wird ihm etwas anhaben. Der ist daran so unschuldig wie ich und alle, die dabei standen."

„Ja, gelobt sei Gott — das ist er! Aber wie soll er mir denn je im Leben wieder froh werden!" — Da war sie in heiße Tränen ausgebrochen und war zu ihrer kleinen Schwester gegangen, hatte sie der Mutter aus den Armen genommen und sie still hinauf in die gemeinschaftliche Schlafkammer gebracht, hatte sie da auf ihr Bett niedersitzen lassen und war immer noch in heißen Tränen vor ihr niedergesunken — und so weinten die beiden Mädchen, ohne ein Wort zu finden, miteinander.

Mit einemmal fühlte Anne sich von ihrer Schwester wie zurückgestoßen, die richtete sich auf, streckte die Arme von sich und schrie auf: „Anne! — Anne! Anne! Der Vatter schlägt mich tot — Anne, was soll ich tun!" Dann stürzten die Tränen so wild und unaufhaltsam aus ihren Augen. Ihr Körper zuckte in Qual. Und Anne stand da und blickte beim Schein des trüben Lichtes mit entsetzten Augen auf die unglückliche Schwester.

„Anne — Anne!" wimmerte die.

„Was willst du denn? Was denn?" frug Anne zitternd. Ihr ahnte dunkel etwas und verschloß ihr den Mund, die Knie bebten ihr, die Lippen trockneten ihr aus und alles drehte sich wie im Kreise.

Sie frug nicht wieder.

So schwiegen sie beide und regten sich nicht.

„Anne", jammerte es von neuem — „Anne."

Die fühlte sich durchschauert von dem Hilferuf, aber konnte sich nicht regen.

Da sank ihr die Schwester zu Füßen, umfaßte ihr die Knie und flüsterte ihr etwas so Jammervolles zu.

„Der Vatter schlägt mich tot! — Der Vatter schlägt mich tot, wenn er's erfährt!" schrie sie.

Anne stand, ohne sich zu bewegen, die Wangen brannten ihr vor Scham und Qual. Sie schwieg — sie reichte der Schwester nicht die Hand. Sie rührte sich nicht und ließ sie zu Füßen liegen und sah, wie sie sich krümmte vor Angst und Qual. — Sah oder sah sie es nicht?

„Anne!" schrie die Schwester laut.

„Was soll ich nur tun!" rief Schlimpimperlein, „sprich doch, ich soll ..." und wieder weinte sie herzzerreißend.

„Ich soll mich umbringen — du — das willst du!" sagte Schlimpimperlein zitternd. — „Sag doch!"

„Nein" — antwortete Anne wie im Traum.

Aber sie blickte nicht auf die Schwester, sondern geradaus vor sich hin.

„Was soll ich denn tun?" jammerte das arme verlassene Geschöpf, auf das ganz unvermittelt alle Schrecken des Lebens gefallen waren, Schuld und Tod. — Sie bekam keine Antwort.

Die Schwester wendete sich von ihr ab und ging ans Fenster, stand da ruhig, preßte die gefalteten Hände an die Stirn und sah in die Dunkelheit hinaus.

Schlimpimperlein schleppte sich auf ihr Bett, legte sich da hin und blickte mit zitternder Angst auf ihre Schwester wie auf ihren Richter.

Schwere Schritte kamen die Treppe herauf.

„Der Vatter", sagte Anne.

Sie faßte Schlimpimperleins Hand und preßte sie — und sieht auf die Schwester mit einem Blick so gequält — so unglückselig, daß es der wie ein Schauer überläuft.

„Daß mir's der Vatter nicht erfährt", sagt sie fest. „Du bist still." —

Jetzt legt sich eine Hand auf die Türklinke — der Förster tritt ein.

„Kind", sagt er bebend und sinkt am Lager seiner Jüngsten hin und faßt ihre Hand und küßt diese Hand, und Schlimpimperlein fühlt die Tränen ihres großen, starken Vaters auf die Hand tropfen.

„Vatter! — Vatter!" ruft sie fassungslos.

Annes Blick ist unerbittlich auf sie gerichtet. Der Förster fährt fort sein unglückliches Kind zu liebkosen.

Das Mitleid hat ihn nicht ruhen lassen. Er mußte bei ihr sein. Er sieht schlecht aus. Anne denkt: gerade als wenn der Bock kommen wollte.

Schlimpimperlein liegt stumm und still und läßt alles über sich ergehen wie einen reißenden Strom. Das plötzliche Todesentsetzen, ihr Schuldgefühl, ihre Verlassenheit, den bittern

Schmerz, die Todesangst vor Schmach und Strafe, die Hoffnungslosigkeit und Hilflosigkeit, die rührende Güte ihres Vaters, sein Mitleiden, seine Tränen, die wie Feuer brennen — und das Grauen vor ihrer stummen entschlossenen Schwester, die wie ein furchtbarer Engel in ihrer Reinheit vor ihr steht, die etwas unerbittlich von ihr zu verlangen scheint, die etwas will und weiß, wo es nichts zu wollen gibt als den Tod, keinen Ausweg und keine Rettung. Aber das Erschreckendste von allem sind die Mitleidstränen des Vaters, die sich mit einem Wort, wenn sie die Wahrheit sagte, umwandeln würden zu einem grausenerregenden Schauspiel.

Sie liegt still und stumm. Ein Wort und eine Regung und sie würde fassungslos sein. Es würde alles gestanden, alles gesagt sein.

Anne aber steht an ihrem Bettende und läßt sie nicht aus den Augen.

Der Vater geht, nachdem er sein armes Kind auf die Stirn geküßt und ihr zum letztenmal zart und ängstlich mit den harten Fingern die Hand gestreichelt hat. Er sieht schwerfällig und gealtert aus.

Und als er gegangen, bricht Anne zusammen und schluchzt, als wollte sie sich zu Tode weinen.

„Er darf nichts erfahren, nie!" das ringt sich wieder und wieder zwischen dem heißen Schluchzen hervor. „Guter allmächtiger Gott, hilf uns!" ruft sie sinnlos.

Schlimpimperlein graut es vor ihr. — Was war aus der vernünftigen Ludschevadel geworden!

Ihr schwindelt — sie kommt sich vor wie in die Hölle geworfen, und sie weint und weint.

So vergeht die Nacht. Die herbstliche Morgendämmerung bricht an. Es wird fahl und hell. Ludschevadel wäscht sich das Gesicht, das trostlose, verzweifelte Gesicht, steckt sich die Haare fest, bringt ihre Kleidung in Ordnung und tritt an Schlimpimperleins Bett.

„Daß ich ruhig gehen kann," sagt sie, „versprich mir, nichts zu tun ohne mich. — Versprich mir's — und halt's. Sei still."

Das sagte sie mit tiefem traurigen Ernst und reichte Schlimpimperlein die Hand hin.

Die wagte nicht die Hand zu fassen und blickte die Schwester an wie ein geschlagener Hund.

„Was willst du denn nur?" frug sie — und zögerte mit ihrer Hand.

„Ludschevadel!" schreit sie mit zitternder Stimme — „du willst doch — — Ludschevadel, ich fürcht' mich so. — Ich kann's nicht! Sag' ihm, daß er mich erschießen soll wie Friedel — sag's ihm."

Und jetzt brach ein Schmerzenstrom los bei diesen Worten, so unaufhaltsam, so wild, so jammervoll. Ludschevadel stand still und blaß und ließ es vorüberrauschen.

Als die Gewalt nachließ, sagte sie: „Nimm das zurück!"

„Bitt' ihn, daß er auch mich erschießt!" jammerte das arme Geschöpf. — „Mir ist's ja gleich, wer ihn erschoß — wenn er tot ist!"

„Du sollst's nicht denken — du darfst nicht", sagte Anne fest. — „Er tat's nicht, so wahr Gott lebt. Sage es selbst, daß du's nicht glaubst!"

Schlimpimperlein starrte sie an — und blickte in die entschlossenen traurigen Augen!

„Was du willst, Ludschevadel: Er hat es nicht getan!"

„Er hat's wahrlich nicht getan!" sagte Ludschevadel feierlich. „Er ist ein Mensch so treu und gut wie Gold, so einzig gut! — Siehst du, wie kein Mensch auf der Erde, so klug und brav." —

Ludschevadel rannen die Tränen über die bleichen Wangen, und sie stand still und rührend da. —

„Gib mir jetzt deine Hand und sag' mir, daß du nichts tun willst ohne mich und daß du alles tun willst, was ich dir sage." —

Da legte das arme Mädchen die Hand in die der Schwester.

„Ich will nicht, daß du stirbst, Ludovika. — Aber ich will vor allem nicht, daß der Vatter es erfährt — das wäre schlimmer als der Tod!"

„Ich geh' jetzt — und du sprich mit keinem Menschen — auch wenn die Mutter kommen sollte — kein Wort."

„Kein Wort", antwortete Schlimpimperlein und sah durch Tränen auf die Schwester — und wagte nichts zu fragen und zu sagen.

Anne-Ludschevadel ging leise die Treppe hinab — und leise nach dem Saal, in dem der Tote lag. Die Tür stand auf, und sie blieb auf der Schwelle stehen.

Der Tote lag im grauen Morgenlicht in seinen weißen Tüchern. Die beiden Lichter ihm zu Häupten glommen qualmend, tief herabgebrannt. Der Talg war an den Leuchtern in großen Zapfen herabgeflossen.

Heinrich Strobel, mit dem Kopf an einem der Fensterpfosten gestützt, das straffe Haar zerwühlt, wie in Fittichen abstehend, saß ganz in sich versunken mit geschlossenen Augen.

Daß er nicht schlief, gewahrte Anne an seinem tiefen Stöhnen.

„Heinrich," flüsterte sie von der Schwelle aus über den Toten hinweg.

Heinrich Strobel stand auf und kam auf sie zu.

„Was willst du, Anne?" sagte er und sah auf sie mit einem liebestraurigen Blick.

„Komm mit, Heinrich."

Er ging mit ihr, und sie traten miteinander zum Hause hinaus und gingen in dem grauen Morgennebel, ohne zu sprechen, vorwärts. Der Nebel lag dicht und kalt an den nassen gelb und braunen Bäumen an.

Heinrich hatte ihre Hand gefaßt. „Willst du sprechen, Anne?"

Sie sah ihn an, wie jemand, der schon mit dem Tode ringt, sprechen möchte und nicht kann — und sie gingen weiter Hand in Hand — und wagten sich nicht anzusehen.

„Was ist denn, Anne?“ sagte er. Da standen sie bei den drei Kiefern, von denen sie so oft gesprochen.

„Jetzt sind wir unter den verfluchten Bäumen,“ meinte Heinrich Strobel, „nun sag, was du zu sagen hast! Du willst mit dem Unglücksvogel nichts mehr zu tun haben. Mach's kurz. — Ich weiß schon.“

„Heinrich!“ rief sie angstvoll. Sie schlang die Arme um seinen Hals und weinte an seiner Brust und weinte und weinte.

Jetzt hob sie den Kopf und sah ihn an und faßte seine beiden Hände. — „Gott hat den Toten zwischen uns gedrängt“, sagte sie langsam, „— und noch etwas andres, Heinrich.“

Er stand stumm und fahl und düster vor ihr.

Sie sagte mit Worten, was er am Abend unter diesen traurigen Bäumen, als er bei seinem Herzbruder Wache hielt, gedacht hatte.

Die beiden treuen Menschen standen und trugen miteinander das Schicksal, das über sie hergefallen war. Sie trugen eine schwere Last und dachten nicht daran, sie abzuwerfen, abzuschütteln, was abzuschütteln war.

Und ob er zehnmal unschuldig war, daß der frische, leichtsinnige Gesell jetzt unter den weißen Tüchern als Toter lag — durch ihn war es doch geschehen!

Er war doch die Veranlassung und blieb die Veranlassung. Durch ihn war Unglück gekommen. Gott hatte ihn als Werkzeug gebraucht, um Jammer hereinbrechen zu lassen. So ein Werkzeug ist und bleibt gezeichnet. Ein Richtschwert wird nimmermehr zum Brotmesser gebraucht.

Die beiden fühlten gleich. Sie waren dieselbe Art Menschen. Sie ergänzten einander nicht, sie waren eins. Ihre Liebe war Friede; eine kampflose Liebe fürs Leben.

Sie schauten einander in die traurigen Augen und verstanden einander. — Sie hatten nicht zu reden gebraucht, dachten dieselben Gedanken, — fühlten dieselbe Qual, und die düstere Stunde war die Krone ihrer Liebe. Sie waren eins, ganz eins, für immer eins.

„Was noch, Anne? — Du sagtest —" Er legte ihr den Arm um die Schulter und zog sie dicht zu sich heran.

„Anne." — Und wie ein Schreckenslaut rief er fassungslos: „Deine Schwester . . ."! Weiter sprach er nicht. Er schaute sie an, fragend — wissend. Er sah ihr bis auf den Grund ihrer Seele, bohrte seinen Blick in ihre Augen.

„Heinrich!" Und leise wie ein Tränenstrom rang sich die traurige Geschichte der Schwester ihr vom Herzen.

Das arme gute Mädchen stand wie ein abgeschiedner Geist. Alles war von ihr gefallen, alles Irdische, Hoffnung und Liebe und jedes Lebensglück. In ihren Zügen war eine rührende Entsagung ohnegleichen zu lesen.

„Heinrich!" Sie sank vor ihm in die Knie und hob die gefalteten Hände hoch zu ihm empor.

„Rette uns, Heinrich."

Dem hagern Gesellen mit dem struppigen aufstrebenden Haarschopf liefen die hellen Tränen über die fahlen Wangen, als er sie so vor sich knien sah.

„Mach' sie zu deiner Frau, Heinrich — dann sind wir gerettet! Nur dann. Wenn der Vatter es erführ'! Du weißt doch, der Vatter!"

So in Todesangst sprach und kniete sie da. Und er hob sie nicht auf. Er ließ sie knien, starrte auf sie hin, wie im Traum.

„Anne, mein Weib!" schrie er auf.

Sie hielt noch immer die gefalteten Hände hoch.

„Rette uns, Heinrich — rette uns! Wenn der Vatter es erführ'!" Sie wußte nichts mehr zu sagen. Sie fand die Worte nicht.

Und so kniete sie und hielt immer die gefalteten Hände hoch und sah auf seine Lippen.

„Heinrich! Heinrich!"

„Anne."

Und sie nannten ihre Namen gegenseitig. Das war alles, was sie konnten.

„Wenn nicht Rettung kommt, gibt's ein Unglück sondergleichen! Wenn es auf Erden etwas gibt, das ihn und uns davor behüten kann. — Heinrich — wenn es etwas gibt?"

Sie kniete immer noch in ihren Tränen vor ihm.

Er wendete sich stumm, mit einem starren grauen Gesicht von ihr ab, lehnte sich mit dem Kopf an einen der rotbraunen Kiefernstämme und schloß die Augen.

So blieben sie unbeweglich.

Dann wurde unter den Unglücksbäumen so treu und todestraurig geredet, so hoffnungslos und gut, wie es hin und wieder auf dieser Erde geschieht.

Als sie dem Trauerhause zugingen, sprachen sie nicht mehr miteinander. Zwischen ihnen war alles abgetan.

„Heinrich," sagte sie endlich, als sie ins Haus traten, „ich sage es ihr und den Eltern jetzt gleich — dann ist's geschehen."

Als sie an Schlimpimperleins Bett trat, fand sie die schlafend. — Und sie sah in das verweinte Kindergesicht.

„Ludovika", sagte das ernste blasse Mädchen.

Mit einem Jammerruf erwachte sie. Es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie im Unglück eingeschlafen und im Unglück wieder erwachte.

„Was!" flüsterte sie bang.

Ludschevadel stand ruhig vor ihr. „Es gibt nur einen Weg."

„Daß ich sterbe", sagte Schlimpimperlein.

„Nein — du mußt Heinrichs Frau werden", antwortete das arme junge Weib kurz und schroff.

Da traf sie ein Blick ihrer Schwester, ein so sonderbarer verblüffter, entsetzter Blick, so etwas Verwirrtes im Blick und etwas, als wenn sie mitten in ihrem Elend lachen wollte.

Sie saß stumm und starr, als wäre ein Blitz vor ihr niedergegangen.

Dann warf sie sich mit dem Gesicht auf die Kissen und schluchzte: „Friedel! Friedel!"

Ihre Schwester stand unbeweglich vor ihr und sah mit den entschlossenen Augen auf sie nieder. Sie ließ ihr Zeit, sich auszuweinen.

„Es gibt den einen einzigen Weg", sagte sie tonlos. „Oder hast du den Mut, auf und davon zu gehen in die Fremde, daß man, wenn man dich tot findet, nie erfährt, wohin du gehörtest, dann geh und mach' dich auf den Weg; aber geh auch!"

„Anne!" schrie Schlimpimperlein auf.

„Wenn's der Vater erfährt, schlägt er dich doch zuschanden — und über uns alle kommt Elend und Schmach genug. Ich weiß nicht, weshalb der brave Mann, der sich sein Lebtag nichts hat zuschulden kommen lassen, wegen seiner Tochter untergehen soll. — Das soll er nicht — du!"

Anne sprach leidenschaftlich erregt — und war so blaß und traurig — und so fest und unbezwinglich in ihrem Mut.

Schlimpimperlein in ihrem trostlosen Elend saß armselig zerknickt vor ihr.

„Kannst du sterben, hast du Mut?"

Sie sah auf die strenge ernste Fragerin, die sie mit ihren Blicken nicht los ließ.

Die Augen füllten sich dem gepeinigten Geschöpf wieder mit Tränen, und sie sah zur Schwester auf und sagte: „Nein, Anne, nicht."

Anne wankte nicht, ging unaufhaltsam auf ihr Ziel zu und riß ihre unglückliche Schwester mit sich. Ja, es war, als

faßte Schlimpimperlein endlich angstvoll selbst nach der rettenden Hand, die sie aus Schmach und Not, die über sie zusammenschlagen wollten wie dunkles Wasser, zu retten suchte, sie und die andern mit ihr.

Und so kam es, daß Anne mit ihrer Schwester und Heinrich Strobel vor die Eltern trat und das wunderlichste Geständnis machte.

„Bist du von Sinnen!" rief die Försterin entsetzt — und faßte ihren Mann an der Schulter. „Hör' doch!" rief sie.

Anne aber sprach ruhig: „Der Heinrich und ich, wir haben zu sühnen, Mutter, wir dürfen an Glück miteinander nicht mehr denken."

Der Förster blickte Anne durchdringend an mit so ein Paar düstern Augen. — „Nun, und die andern beiden?" frug er.

„Die sind entschlossen" — sagte Anne für sie.

„Strobel", sagte der Förster.

„Es ist so, wie Anne sagt — wir sind entschlossen."

„Du auch, Mädchen?" wendete sich der starke blonde Mensch an seine jüngste Tochter.

„Ja", sagte diese leise.

Der Förster lachte ingrimmig auf. Die Heftigkeit, das Mißtrauen schoß ihm in die Augen. Die breite Brust begann zu keuchen.

„Alter", jammerte seine Frau auf.

Da trat Anne zu ihrem Vater.

„Vatter", sagte sie in großer Einfachheit und mit einer Reinheit, die auf den heftigen Mann wirkte, als spräche ein Engel mit ihm. „Das ist eine große Sühne vor Gott — Vatter. Da darfst du nicht auffahren — da ist auch nichts daran zu ändern — das ist, wie es ist. — Wir drei verstehen einander — und wir werden verantworten, was wir tun. Du kennst ja Heinrich. — Und wenn die Leute die Mäuler aufsperren, so laß sie es tun. Es ist vor Gott nichts Unrechtes, was geschieht."

Es lag wie ein schwerer Bann über allen, als fände niemand den Mut, zu fragen. Sie waren verstummt und betäubt unter der Schwere des Schicksals.

Der Förster wurde krank, sei's, daß er sich auf der Hetzjagd erkältet hatte, oder war's die vielgestaltete Aufregung, in der sein heißes Blut nun schon tagelang kochte. Sein ingrimmigster Feind, der Bock, hatte sich wirklich gemeldet.

Er legte sich ins Bett unter heiße Habersäcke und stöhnte und schrie auf und raste vor Qual und frug nichts und sagte nichts.

Anne und die Försterin hatten alle Hände voll zu tun, um dem ungeduldigen Kranken alles zu verschaffen, was er wollte und wünschte.

Die gerichtliche Untersuchung des traurigen Falles und das Begräbnis gingen vor sich, ohne daß der Förster auf seinem Schmerzenslager etwas davon erfuhr; ohne daß er ein einziges Mal gefragt hätte. Es wurde auf das einstimmige Zeugnis aller, die bei dem Unglück zugegen gewesen waren, Heinrich Strobels völlige Schuldlosigkeit festgestellt. Der blieb ein freier, unbescholtener Mann.

Die Kummerfelden war es, die alle Nachrichten ins Röddchen hinaufbrachte und von Anne einen verschlossenen Brief an Strobel mit herabnahm, der sich seit jenem Morgen nicht mehr bei den unglücklichen Leuten hatte sehen lassen.

In diesem Briefe standen die wenigen Worte: „Heinrich, nicht zögern, um unsertwillen und ihretwillen nicht."

Der Brief war ohne Überschrift und ohne Unterschrift.

Als Anne ihn der Kummerfelden übergab, konnte die ihrer Bewegung nicht Herr werden und sagte: „Komm, Ludschevadel, Anne, wollte ich sagen — und geh ein Stück mit mir vors Haus."

„Siehst du", sagte die Kummerfelden mit ihrem wackeligen Altweiberstimmchen. „Ich muß statt deiner Mutter mit dir reden. Du gutes Mädchen — die kann's dir nicht, die bringt's

nicht übers Herz. Als du gestern abend drin beim Vatter warst, da hat sie's mir unter Zittern und Zagen gestanden. Die Mutter denkt sich alles — die weiß alles. Das kannst du dir denken, ein Weib und eine Mutter.

Weißt du, Anne — da kann man gar nichts darüber sagen — ich nicht und die Mutter nicht — dafür gibt's keine Worte."

Sie drückte mit ihren lebendigen flinken Fingerchen Annen die Hand, und die hellen jungen Tränen liefen ihr über das kleine, ältliche Gesicht.

„Soll's denn wirklich geschehen, Anne?"

„Ja — bald — aber bald."

„Gott sei gelobt, daß der Vatter den Bock hat!" sagte die Kummerfelden. „Aber ein Mannsbild ist immer kurios, was einem Frauenzimmer durchsichtig ist, da entdeckt so ein Mann noch lange nichts — auch ohne Bock. Gottlob, daß es so eingerichtet ist. Siehst du, und wenn es denn nun einmal wirklich geschehen soll, da wäre meine Meinung, man müßte mit einem einzigen Menschen ganz offen reden, und dieser Mensch wäre der Oberkonsistorialrat Voigt. Wenn du mich's machen läßt, Anne, richt' ich dir's ein, ich kenne ihn ja, daß alles in größter Schnelle vor sich geht — ohne Aufgebot, wenn's sein muß, oder mit nur einem Aufgebot. Er ist ein Mann, der dein großes Opfer zu schätzen weiß, dir helfen wird und der schweigen wird, Anne. Und ihr habt dann einen würdigen Fürsprecher, wenn die Leute anfangen, die Mäuler über euch aufzureißen. Und siehst du, es muß, wenn es geschehen soll, schnell geschehen — du armes Kind."

„Ja — bald — bald," sagte Ludschevadel flehend — „und eh' der Vatter wieder gesund ist."

Die alte kleine Kummerfelden hatte ihrem Herzen auf ihre Art Luft machen müssen, umarmte und streichelte das arme Ludschevadel, auf deren glattgescheiteltes Haar der feine kalte Oktoberregen fiel.

Die alte Kummerfelden aber hat das schwere Opfer von Anne und Heinrich mit Feuereifer aufgefaßt und alles wie für ihre eigene Sache getan und alles eingeleitet. Sie ist gelaufen und hat gesprochen und hat ihren guten Freund, den Oberkonsistorialrat Voigt, in die jammervolle Geschichte eingeweiht.

So war es schon am Sonntag, daß die Försterin, die Kummerfelden, Ludschevadel und das junge Paar in der Sakristei vor dem Altar standen und das bittere Opfer dargebracht wurde.

Der Oberkonsistorialrat Voigt selbst vollzog die Trauung und drückte Heinrich Strobel die Hand, als der die Ringe mit seiner jungen Frau gewechselt hatte.

Als das Paar vom Altar getreten war, da mochte es dem braven Oberkonsistorialrat zu Herzen gehen, und er winkte Anne zu sich an den Altar heran und ließ sie niederknien auf dem Kissen, auf dem ihr Heinrich vordem gekniet hatte, und der Priester legte ihr bewegt die Hände aufs Haupt und segnete sie.

Da ging ein jammervolles Schluchzen durch die alte Sakristei, die Försterin hatte sich in ihrem Leid nicht mehr aufrecht halten können und hatte das Gesicht auf die Stuhllehne der Kummerfelden gestützt. — Die Kummerfelden saß aber und sah auf ihre Nähschülerin mit verklärten Augen. Heinrich Strobel hatte sich abgewendet und blickte nach dem vergitterten Fenster in den grauen Morgenhimmel hinein. Er sah gealtert und aschgrau aus. Sein straffes Haar stand ihm glanzlos und melancholisch in die Höh'. Die hagere Gestalt war in sich zusammengesunken.

Die Extrapost des jungen Paares hielt hinter der Kirche vor Oberkonsistorialrat Voigts Amtswohnung. Und so nahmen sie Abschied voneinander in der alten Sakristei. Die Försterin reichte ihrem Schwiegersohn die Hand. „Strobel," sagte sie bebend — „Strobel ..." weiter kam sie nicht. Sie konnte nicht sprechen.

Ihrer Jüngsten gab sie auch die Hand und flüsterte ihr mit gebrochener Stimme ins Ohr: „Erbarm' sich Gott deiner!"

Schlimpimperlein war angstvoll wie ein scheues Tier. Sie trug Kranz und Schleier und war in diesen weißen Schleier ganz eingehüllt und weinte vor sich hin, sah aber lieblich aus.

Die Kummerfelden nahm ihr den Schleier und den Kranz nach der Trauung ab, legte beides vorsichtig in eine Pappschachtel, gab ihr die in die Hand zum Mitnehmen und hing ihr das warme Reisemäntelchen um und setzte ihr eine Kapuze auf. — Dann gingen alle aus der hintern Kirchtür hinaus, um das junge Paar zum Reisewagen zu bringen, der sie nach Leipzig führen sollte. Anne und Heinrich gaben sich erst vor der Kirchentür stumm die Hand und schauten sich an wie in der Todesstunde. Dann half Heinrich Strobel seinem jungen Weib behutsam in den Wagen, stieg selbst hinein, die Pferde zogen an, und die schwerfällige alte Kutsche rumpelte den unbequemen Weg hinter der Jakobskirche hinab, bog in die Jakobsgasse ein und war verschwunden.

Die Frauen gingen miteinander stumm durch die noch morgenstille Stadt dem Rödchen wieder zu.

Als sie den einsamen Feldweg, der zum Rödchen führt, einschlugen, blieb Anne hinter der Mutter und der Kummerfelden zurück, um allein zu gehen. Ein feiner kalter Oktoberregen rieselte nieder. Die Kummerfelden hielt über sich und die Försterin den großen roten Familienschirm mit dem messingenen Knauf gespannt.

Der Weg war aufgeweicht und schlüpfrig. Stoppeln, wohin man sieht, nichts als Stoppeln, verkrüppelte und entblätterte Weiden, Rabenzüge, grauer gleichmäßiger Himmel und als Ziel das vereinsamte spätherbstliche Rödchen, den fahlen Wald, das Haus, in das das Unglück eingezogen ist, der vom Bock geplagte mißmutige Förster und die ganze öde Hoffnungslosigkeit, die da oben auf ihr Opfer lauert.

Anne wagte nicht den Kopf zurück nach Weimar zu wenden, da war die Allee mit den hohen Pappeln, die nach Apolda führt, lang, unendlich lang zu verfolgen. Sie fürchtete sich, in weiter Entfernung undeutlich einen schwarzen verschwindenden Punkt zu sehen.

Und so schaute sie nur und einzig nach dem Rödchen hinauf, ohne zu denken, stumpf und trostlos.

Die Försterin wendete sich um und rief ihr zu: „Anne, sowie wir nach Hause kommen, muß neuer Haber für den Vatter geröst' werden."

„Ja!"

Da sah sie im Geist, wie ihre Schwester im Schleier und Kranz heute in aller Himmelsfrühe vor dem Bett des Vaters gestanden hatte, um Abschied zu nehmen — und der Förster in einem wilden Schmerzensanfall mit ihr ein paar Worte gesprochen hatte, ein paar nichtssagende scheue Worte. — Er hatte ihr die Hand nicht gegeben.

Anne wußte nicht, was sie vom Vater denken sollte. Er war von der heimtückischen Krankheit wie vom Teufel besessen, litt körperlich mit wütendem Widerstreben und auch im Geiste. — Ahnte er etwas? Ließ er den Dingen seinen Lauf? Ahnte er nichts?

Anne konnte sich darüber nicht klar werden. In ihrem Kopf tauchte ein Gedanke auf, den sie mit heiliger Scheu wie eine Gotteslästerung von sich wies, der wieder untertauchte; aber wie einen hellen wunderbaren Schimmer zurückließ, der ihr die ganze Seele erfüllte. Und der Gedanke, ausgedacht, mochte vielleicht sein: Ist es die heilige Geschichte von der Erlösung? Einer gab sich unschuldig hin und opfert sich für die andern — und aller Zorn ist verraucht, und die Strafe ist zurückgezogen und die Sünde vergeben.

Das ehrbußliche Weiblein

Auf dem Horn bei Weimar, einer Anhöhe, von der aus man auf das grüne Ilmtal weit hinabblickt und auf das Städtchen, das von der grauen zweitürmigen Stadtkirche und dem grünkuppeligen Schloßturm und dem spitzen Hofkirchturm überragt wird, da wohnten Herr und Frau Egidi in einem alten Sommerhaus, das am Ende eines ansteigenden Gartens lag.

Das Häuschen stand gerade über Goethes Gartenhaus, und auch in Pogwischs Garten konnte man von dem Wohnzimmer aus blicken. Es hatte, wie Frau Friederikchen Egidi sagte: „wirklich eine recht kommode und amisante Lage. Kommod eigentlich nich gerade, weil mer doch weit von der Stadt wohnt, aber weil mer äben alles hat, was mer braucht, da macht sich's; Gemise un Obst, eine Zwetschendarre sogar. Hilner un ene Ziege, äben alles — Bier hamm mer eingelegt un die gute Luft fir ‚Lein-Öl', wegen der sin mer 'nausgezogen, die duht ihn so wohl, un der Spaziergang allemal 'nunter ins Hofamt — äben alles."

So ähnlich antwortete Frau Egidi stets, wenn die Freunde in der Stadt ihr immer wiederholten: „Na aber, so weit draußen!"

Übrigens „so weit draußen" war es eben nur für die bequemen Weimaraner.

Frau Egidi war ein ganz kleines, junges, bescheidenes Persönchen mit flachsgelben Haaren, die mit einem hohen Kamm fest und stramm oben auf dem Wirbel zu einem Knötchen zusammengesteckt waren. Ihr Kleid schien ganz besonders eng zu sein, und der schmale Longschal und der Strickbeutel und die Kreuzbänderschuhe, alles war so bescheiden und hausfraulich, ganz musterhaft; und wie jedes Fältchen lag und die steifen Seitenlöckchen an den Schläfen, und die Schritte,

wie sie das Horn hinabtrippelte, das war alles so gut weimarisch, so ein bißchen „ehrbußlich", wie sie in Weimar sagen, und wie sie's in Weimar ganz gern bei einem jungen Frauchen sehen, denn so ein Frauchen, das kocht und backt und stopft und flickt und handelt und wandelt gut, und der Mann ist bei ihr vortrefflich versorgt, und das ist die Hauptsache.

Und das hatte in diesem Falle auch seine Richtigkeit, Frau Friederikchen Egidis Mann, Lionel Egidi, war sehr gut aufgehoben. Was hatte er immer für gute Dinge gegessen und getrunken, wenn zufällig die Rede darauf kam, und sein Rock war tadellos und seine Wäsche blendend, und das alles bei einem winzigen Gehalte, bei dem man allerlei Unzureichendes leicht hätte entschuldigen können. Er war ein langer Mann mit einer großen, breiten Denkerstirn und großen Händen und Füßen und einer tiefen Stimme, und sah aus, als hätte er es weiter bringen können, als zu einem Sekretär am Hofamte. Dazu war es nur so eine Art Aushilfstelle, die nicht gerade auf festen Beinen stand.

Und zu seiner großen Person und seiner kleinen Stelle hieß er auch noch mit Vornamen Lionel, das war Frau Friederikchens Stolz, daß er so hieß — aber auch ihr Unglück; „Lionel" — das brachte mit aller Mühe und aller Hingebung ihre gut weimarische Zunge nie und nimmer fertig. „Lei-o-nehl, Lein-ehl" — dabei blieb's.

Und alle Mühe, die Lionel sich gab, der Zunge seines kleinen Weibes den stolzen Namen beizubringen, war fruchtlos „Lein-Öl" oder „Lein-Ehl" höchstens mußte er sich rufen lassen und hätte es nicht für möglich gehalten, seinen wunderschönen Namen auf diese Weise verlieren zu müssen. Nie hätte er eine Weimarerin geheiratet, wenn er gewußt hätte, daß die weimarischen Zungen so unbiegsam sind.

Und zu seinem größten Ärger hieß er nun „Lein-Öl", wo er sich auch blicken ließ. Auch geschicktere Leute blieben bei

„Lein-Öl", weil die Weimaraner ihren Spaß daran hatten, daß ein Mensch gewissermaßen „Lein-Öl" getauft war. Da half ihm seine hochstrebende Natur nichts und seine Denkerstirn nichts; das alles vertrug sich mit „Lein-Öl" nicht. Man konnte ihn mit diesem Namen unmöglich ernst nehmen, meinte er. Mit dem Namen Lionel Egidi aber glaubte er, daß ihm die Welt offen gestanden hätte.

Die Umtaufe, die sein Weib mit ihm vorgenommen hatte, war verhängnisvoll geworden auch für das brave Weibchen. Die ersten Mißstimmungen kamen dadurch, und es flossen Tränen. Sie hatte sich zwar geübt, „Lein-Öl" richtig auszusprechen, und wenn ihr auch hin und wieder ein Anklang geriet, so war das Unglück doch einmal angerichtet. „Lein-Öl" saß einmal den Weimaranern in den Ohren, sie hörten es gar nicht mehr anders, und Lein-Öls oben auf dem Horn mußten sich eben darein finden. Sie hatten auch den schönen Namen Egidi verloren und hießen in aller Mund nun einfach Lein-Öls. So dumm war es Lionel Egidi mit seinem Namen ergangen. Als er aus Erfurt nach Weimar kam, da hatte er große Ideen im Kopfe, und die kleine Stelle am Hofamt betrachtete er damals nur als eine Art Absteigequartier, bis er Umschau gehalten. Er war auch Poet, und es konnte ihm kaum in Weimar fehlen. Mit einem wunderschönen himmelblauen Frack war er damals angekommen, und der stattliche Mann in diesem blauen Frack und mit dem stolzen Namen wurde auch durchaus nicht unbemerkt gelassen.

In Weimar sind von alters her die Weiber in Überzahl gewesen, und ein neuer Mann im Weichbild des Städtchens war jedesmal ein Ereignis, auch von alters her. Die weimarischen Weiber hoben einen reputierlichen männlichen Ankömmling, bildlich gesprochen, alsobald wie auf einem Schild empor, daß er allen Augen sichtbar war. Unbekannt konnte ein Mann im himmelblauen Frack und gar mit einem so schönen Namen gewiß nicht bleiben.

In den ersten Wochen war er auch schon der erhoffte Schwiegersohn von so und so viel Bürgerhäusern, und ehe ein paar Monate in das Land gingen, war er wirklich der Schwiegersohn eines sehr angesehenen und reputierlichen pensionierten Rentamtmanns geworden, der samt seiner Familie Weidgans hieß. So kam es, daß Friederikchen Weidgans die Ehehälfte des vielversprechenden Lionel Egidi wurde.

Zur Zeit unserer Erzählung aber sind sie schon ein paar Jahre verheiratet, der himmelblaue Frack ist abgelegt, Lein-Öl ist in einen kaffeebraunen gekrochen, und aus dem blauen hat sich Friederikchen einen Spenzer gemacht. Die übergebliebenen Fleckchen verarbeitet sie zu blauen Kreuzbänderschuhen für sich, denn sie versteht alles, sie schustert wie ein gelernter Meister, und auch der Gatte trägt oben auf dem Horn blaue Pantoffeln, die ihm sein Weib aus dem blauen Frack gemacht hat, der in Lappen und Läppchen zerschnitten ist, wie seine Hoffnungen und Pläne auch.

Er war sich in den ersten Jahren seiner Ehe vollkommen klar darüber, daß er einen rechten Hemmschuh angelegt hatte, als er die kleine Weidgans heiratete. Die Arme der Weimaranerinnen, die ihn auf dem Schild triumphierend hochgehalten, sanken wie mit einem Schlage gleichgültig herab, als er das Unrecht begangen, eine einzige von allen glücklich zu machen, und er stand in seinem blauen Frack und mit dem stolzen Namen und mit der kleinen Weidgans plötzlich da, als wäre er unsichtbar geworden. Niemand kümmerte sich um ihn.

Und von diesem Augenblicke an wollte ihm nichts mehr glücken. Er war nahe daran gewesen, daß Exzellenz Goethe seine schriftstellerischen Erzeugnisse untertänigst überreicht worden wären, aber die Hände, die sich zu diesem Liebeswerk erboten hatten, waren mit einemmal paralysiert, und die Köpfe, die dieses Anerbieten ihm gemacht hatten, waren schwachsinnig geworden und verstanden nichts mehr und erinnerten sich an nichts mehr.

Ganz natürlich, sie hatten das dem hoffnungsvollen, vielversprechenden Lionel Egidi zugedacht, dem jungen Mann im blauen Frack, dem die Welt offen stand, von dem sie erwarteten, daß er eine ihrer Töchter heimführen würde — aber dem Mann der kleinen Weidgans, dem „Lein-Öl", brauchten sie nichts von alledem zu halten. Der war durch seine alberne Heirat in eine Sphäre geraten, in der er den Weimaranern nichts mehr nützen konnte, also von ihnen auch nichts mehr zu erwarten hatte.

All diese Erfahrungen hatten Lionel Egidis Wohlgefallen an seiner Weidgans nicht gerade gesteigert, besonders da er sich gar nicht mehr recht erinnern konnte, wie er selbst eigentlich auf die Idee gekommen war, die Kleine zu heiraten.

An eins erinnerte er sich noch ganz wohl. Auf einem Ball im Stadthaus hatte er sie zum erstenmal gesehen und auch mit ihr getanzt, und daß es ihm Spaß gemacht hatte, wie der blonde, frisierte Kopf der kleinen Weidgans sich auf seinem blauen Frack während des Tanzes gut ausgenommen — das wußte er noch ganz gut; auch daß er öfters, als erlaubt, mit ihr getanzt hatte, denn in seinen blauen Frack war er gewissermaßen verliebt gewesen, und wer und was zu diesem gut stand, das oder der oder die war ihm nicht unsympathisch. Von diesem Abend an aber war er wie in einen Wirbel von lauter Verwandten, Basen, Tanten und Onkeln, Großmüttern und Müttern der Weidgansschen Familie geraten. Weidganssche Abendessen, Weidganssche Nachmittagspartien, Weidganssche Geburtstage mit solenner Feier waren sein Schicksal geworden, und das Ende all dieser Weidgansschen Feste war sein und Friederikchens Verlobungsfest gewesen, und zu allerletzt seine Hochzeit, die von der Weidgansschen Familie splendid ausgerichtet wurde.

So war er zu seinem Friederikchen gekommen, er wußte selbst nicht, wie, und daß er dieser Weidgans nun Opfer

über Opfer bringen mußte, diesem kleinen Götzen, der ihm vom Schicksal aufgehalst worden war, das stimmte ihn nicht freundlich und nicht heiter, und er war dabei, ein wenig liebenswürdiger Ehegatte zu werden. Mürrisch ließ er sich alle Hingebung und Fürsorge der Kleinen gefallen, ließ sie springen und laufen, kochen und backen, früh aufstehen und spät zur Ruhe gehen, und ließ sich's schmecken, was sie kochte und buk, und kroch in lauter schön gewaschene und geflickte, blendende und duftende Wäsche und schlüpfte in Schuhe, die immer bereit standen, und hatte abends eine immer hell- und gleichbrennende Kerze, denn das war eine Extrageschicklichkeit der Kleinen, leise aufzustehen, ohne alle Auffälligkeit, so daß niemand es zu bemerken brauchte, und das Licht zu schneuzen, gerade im rechten Augenblicke. Nie brachte es ihre Kerze zu einem qualmigen Räuber, und in der Lichtputzschere brenzelte und roch es deshalb auch nicht, und die Kerze kam nicht zum Träufeln und war nicht zu kurz geschnitten. Vielleicht brannte in ganz Weimar keine Kerze, die es mit der Egidischen hätte aufnehmen können.

Als Lionel Egidi Junggeselle war, da hatte das kleine Einkommen, das ihm seine Stelle einbrachte, nicht hinten und nicht vorn gereicht, und jetzt hatte es den Anschein, als wäre er ohne sein Wissen avanciert. Sie hatten immer Geld; die Weidgans tat, als wenn sie im Überflusse wirtschaftete, und er mußte sich selbst gestehen, sein Lebtag hatte er nicht so vortrefflich gegessen.

Sie hatte sich eine Ziege angeschafft, trotzdem ihr Gatte nie einen Tropfen von der Milch dieses Tieres anrühren wollte, da er vor Ziegenmilch einen Ekel habe.

Es war aber mit der Ziege alles so still vor sich gegangen, und er trank Ziegenmilch, ohne es zu ahnen.

Als endlich die Rede darauf kam, sagte das kleine Weibchen: „Siehste, Lein-Öl, das macht, weil se so renklich ge-

halten is, und es is auch die Art, von der die Milch nich bockelt."

Ja, hätte sie den Mund nicht aufgetan, die kleine Weidgans!

Da war es wieder, das miserable „Lein-Öl" und der ganze weimarische Schwanz hinterher — reden konnte er sie eben gar nicht hören — es fiel ihm auf die Nerven.

„Na, übst du denn ordentlich, was du üben sollst?" fragte er sie barsch.

„Ja, beim Melken heute un iberhaupt immer, wenn ich dran denke. Das letzte war: ‚Hewe, läwe, schwäwe!'" sagte sie trocken und schulmäßig, wie sie sonst wohl zu ihrem Herrn Lehrer gesprochen haben mochte.

„Wie sagst du?" fragte er und korrigierte sogleich: „‚Hebe, lebe, schwebe.' Du sagst ewig, daß du geübt hast; aber es fällt dir gar nicht ein!"

„Jawohl", antwortete sie schluchzend. „Hewe — läwe — schwäwe!"

Und sie schluchzte so heftig und bitterlich und legte ihren Kopf, wie schutz- und stützesuchend, an einen alten Pflaumenbaum und setzte ihre gefüllte Gießkanne nieder, und das war das erste Mal, daß sie so ganz hilflos vor ihm weinte.

Und bei dem großen Respekt, den sie vor ihm hatte, tat sie es in wahrer Todesangst. „Sei nur nich bes," — schluchzte sie — „ich weine gar nich — ne, wirklich nich — es weint äben so von sälwer."

Und wie er sie gebrochen und ganz in Tränen aufgelöst vor sich stehen sah, so unglückselig und bescheiden und so winzig, — da rührte sich etwas in seinem Herzen, er griff nach ihr, sie fuhr zusammen wie ein Hündchen, das geschlagen werden soll — und da schämte er sich, daß sie so etwas von ihm denken könne, und er erkannte, wie unfreundlich er immer gegen sie gewesen war, und sie so gut und untertänig.

„Mein gutes Weib!" sagte er und zog sie zu sich heran.

„Ach du mein Gott!" schluchzte sie und lag mit dem Kopf nicht mehr am Pflaumenbaum, sondern an der Brust ihres Gatten.

„Ach Lein-Öl!" — Aber kaum war das Wort heraus, da schreckte sie bis ins innerste Herz zusammen, machte sich aus seinen Armen los, griff zu ihrer Gießkanne und trippelte eilig ab.

Als sie aber am Abend dieses selben Tages sich zur Ruhe begaben, er, der große Lein-Öl, und das winzige, ängstliche Püppchen, das er für alle ihre Hingebung immer so rauh und gleichgültig behandelt hatte — da kam es ihm in den Sinn, einen Spaß zu machen, und er sagte großmütig: „Na, ‚hewe, läwe, schwäwe!' — gute Nacht!"

„Gute Nacht, ‚hebe, läbe, schwäbe!'" sagte sie so gut sie konnte — und sagte es ganz freundlich und anmutig.

Und Lein-Öl dachte: Sie versteht also einen Scherz, die kleine Weidgans.

Das hätte er gar nicht von ihr geglaubt. Sie war ihm immer wie ein Opferlamm vorgekommen, und das hatte ihn gelangweilt — und mehr als gelangweilt, es war ihm peinlich gewesen.

Von nun an sagten sie sich jeden Abend dasselbe.

„Gute Nacht, ‚hewe, läwe, schwäwe!'" er, und sie: „Gute Nacht, ‚hebe, lebe, schwebe!'" — ganz richtig und wohleingeübt.

Und er ertappte sich einmal bei dem Gefühl, daß er sich auf den Gutenachtgruß der kleinen Weidgans freute.

Sie war wirklich untertänig wie ein Hündchen und immer unsäglich ehrbußlich und bescheiden und still wie ein Mäuschen. Wenn er abends über seiner Arbeit brütete — er schriftstellerte immer noch in seinen Freistunden — da saß

sie ihm gegenüber und wagte kaum zu atmen, und wenn sie einmal aufstehen mußte, schlich sie wie im Zimmer eines Todkranken umher.

„Ist nicht nötig, Friederikchen, so leise zu sein. Was ich da treibe, bekommt ja doch nie im Leben eine Menschenseele zu sehen", sagte er mißmutig und stützte den Kopf auf und schaute vor sich hin, griesgrämig und freudlos.

Da fühlte er das Händchen seiner Frau auf der Schulter, und sie sagte ganz schüchtern: „Ach nee, das mußt de nich denken, so ein Mensch wie du, der wird schon seinen Lohn bekommen. Bei all denen hier in Weimar is es sicher auch nich so gleich auf einen Schlag gegangen. Mach nur weiter!"

Wie freundlich meinte es das gute Geschöpf!

Sie hielt also etwas von ihm.

Das tat Lein-Öl wohl.

Ja, sie war doch nicht so dumm, wie es den Anschein hatte, und er wollte sich mehr mit ihr abgeben.

Zumeist waren sie ja auch allein miteinander. Hinunter in die Stadt zu ihren Bekannten und Verwandten kamen sie eben nicht oft.

Er nahm sich vor, jeden Abend etwas Domino mit ihr zu spielen.

Das geschah nun bald ganz regelmäßig. Sie machte ihre Sache gut, wie alles, was sie anfaßte, pflichttreu und aufmerksam.

„Weißt du," sagte sie einmal, „zu Haus ham mer immer gespielt, wie's nausgeht!"

„Wie denn?"

„Wenn's zum Beispiel du gewinnst, da kriegt August von Goethe die Schopenhauern oder irgendeine, oder wenn's 'nausgeht, daß ich gewinne, da kriegt er die Pogwischen und dann wieder geht's darauf naus, ob die Frau Rat Tiburtius ein neues Kleid bekommen hat, oder ob die Mus-

kulus ihre Perücke verlieren wird. Oder wenn eine heirat't oder ob eine noch ein Kind kriegt — eben solche Sachen. Siehste, wir kennten fragen, ob's 'nausgeht, daß du dem Geheimrat Goethe deine Schreiberei doch noch einmal vorliest, und ob's ihm gefallen dhut — und was for 'ne Stelle er dir verschafft und ob du bald aus'n Hofamt kommst. Siehste, so!"

Und ohne viel Worte darüber zu machen, wurde der Vorschlag angenommen, und oben auf dem Horn arbeiteten zwei, wenn sie abends beieinander saßen, an ihrem eigenen Schicksal und an dem Schicksal der übrigen Weimaraner, und bauten Luftschlösser über Luftschlösser und erhitzten sich über alles Mögliche, was keineswegs in ihrer Macht lag, und die Kleine war so eifrig dabei, und Lein-Öl vergaß seine Würde und spielte mit seinem Frauchen, als ging es um Tod und Leben.

Manchmal kam es ihm in den Sinn, daß es eine sehr alberne Sache sei, mit der er sich da abgebe, und er unterbrach das Spiel plötzlich und ging im Zimmer auf und nieder. Er hatte aber die Entschuldigung, daß er es zur Unterhaltung seiner kleinen Weidgans tue, daß es gewissermaßen sein Pflicht sei.

Als Weihnachten wieder einmal ins Land kam, waren sie schon fast drei Jahre verheiratet, und als sein Weib sich das Kapuzchen über den Kopf zog, um mit ihm hinunter zu den Eltern zu gehen und dort den Weihnachtsabend zu feiern, und sie die schmale Treppe miteinander hinabstiegen, da lag mit einemmal seine kleine Weidgans schluchzend ihm an der Brust.

„Na, was ist denn, was fehlt dir denn?" fragte er sehr erstaunt. Er konnte lange fragen, und immer heißer wurde das Schluchzen, aber eine Antwort bekam er nicht.

„Na also, was denn?" fragte er barsch, um der Sache ein Ende zu machen.

„Ein Kindchen!" — sagte sie — „Ach siehste, ein Kindchen, wenn wir ein Kindchen hätten!"

Das klang zitternd unter den heißen Tränen hervor.

„Nun sehnt sie sich wieder nach einem Kinde — mein Gott, diese ewigen Geschichten", dachte Lein-Öl und meinte, daß es besser sei, keins zu haben. Er war so vortrefflich versorgt, konnte sich es gar nicht besser wünschen, hatte, weiß Gott, genug Not mit seiner Frau gehabt, daß er es ohne Kinder nun sehr wohl mit ansehen konnte.

Deshalb war auch seine Entgegnung auf ihre Tränen kühl.

„Du lieber Gott, es gibt genug Kinder auf der Welt", sagte er ihr. „Du hast für deinen Mann zu sorgen, das ist auch etwas — und schließlich kriegen wir Kinder, mehr als wir wollen. Laß gut sein."

So ging sie still neben ihm her, und die Tränen liefen ihr über die Wangen, und der Atem zitterte dem kleinen, einsamen Weibe. Als sie aber der Stadt näher kamen, dachte sie: „Herr Jes, sie werden doch nich sehen, daß ich geweint habe!" und nun hauchte sie eifrig auf ihr Taschentuch, übertupfte sich die Augen und machte sich mit ihren Seitenlöckchen zu tun, und hörte aufmerksam, wie ihr Lein-Öl sagte, daß sie Rat Tiburtiussens auf die Feiertage zu sich bitten müßten, und was man ihnen vorsetzen könnte.

Lein-Öl sah sein kleines Weibchen nun lange nicht mehr wieder weinen, und er hütete sich wohl, sie an jenen Abend zu erinnern. Er wollte eine ruhige, vernünftige Frau, aber durchaus nicht eine, die ihm Szenen machte, das fehlte noch.

Aber beim Domino entfuhr es ihm einmal, und er sagte, um ihr einen Gefallen zu tun: „Na, und wenn wir ein Kind hätten, wie würden wir denn das nennen?"

Da sagte sie, weil sie es längst und ganz genau wußte:

„Lieschen", und die Tränen traten ihr wieder in die Augen, gerade als wären sie von jenem Abend an noch darin — und das waren sie wohl auch.

„Ei du mein Gott", sagt er.

„Sei nich bes, Leinel," bat sie; „siehste —"

Weiter konnte sie nicht sprechen, sondern ging zur Türe hinaus, wie eine Katze so leise. Und als sie wieder hereinkam, da brachte sie Lein-Öls dampfenden Schlummerpunsch auf einem Teller getragen — und Lein-Öl drohte ihr mit dem Finger, da ging ein Zittern durch den Arm, der den Teller hielt. Diesmal aber bemerkte das Lein-Öl nicht.

Mein Gott, so ein Frauenzimmer bringt eben tausenderlei Ärger und Unannehmlichkeiten mit sich, dachte er oftmals, wenn das Dasein seines Weibchens ihn in irgendeiner Weise daran erinnerte, daß eine fremde Persönlichkeit neben ihm ihr eigenes Leben hatte. Sie war eigentlich nur bequem, wenn sie ganz in ihm aufging, nur für ihn da war, sich selbst völlig vergaß, da ging es an; sowie sie aber sich mit der eigenen kleinen Person abgab, erschien es Lein-Öl, als lärmte sie doppelt und dreifach. Frühmorgens, wenn er noch schlief, und sie sich an ihrem Spiegelchen mit aller Sorgfalt ihr Haar machte und dabei höchst akkurat und ernstlich zu Werke ging, das erschien ihm unerträglich, und gar am Abend, wenn die Frisur aufgemacht wurde und die Kämmerei von neuem losging, verlor er alle Geduld.

„Herrgott noch einmal!" brummte er oftmals, halb verschlafen, „hat denn die abscheuliche Kämmerei kein Ende!" oder: „Jeses, jetzt halt aber Ruh!" oder: „Heute wird's wohl ewig dauern!" oder: „Willst du mich denn zur Verzweiflung bringen, du?"

Sie hatte von ihrem hübschen, blonden Haar tausend Ärger und Ängste.

Das Spiegelchen hing nun einmal im Schlafzimmer und gehörte ins Schlafzimmer.

Die Haare im Wohnzimmer zu kämmen oder wohl am Ende in der Küche, das wäre ihr der Inbegriff von Unreinlichkeit und wüster Wirtschaft gewesen.

Eines schönen Morgens hatte ihr Lein-Öl wieder gehörig gebrummt, und sie hatte gesagt: „Weißte, da schneid' ich sie mer äben einfach weck!"

„Meinetwegen", hatte er verschlafen aus dem großen Bett herausgegrunzt.

Als an diesem Tage Lein-Öl heimkam, trug ihm ein Kahlköpfchen, ein ganz kurzgeschorenes Geschöpf, die Suppe auf den Tisch.

Das war, als wenn der Blitz eingeschlagen hätte. „Herrgott in deine Hände! — der Kopf! — der Kopf! — der Kopf!" schrie Lionel Egidi auf. „Bist du verrückt!" Und er fuhr sich mit beiden Händen nach dem eigenen Kopf. Er stand wie erstarrt. „Pfui — pfui — pfui!" schrie er wieder außer sich, „was hast du denn getan?"

„Aber ich hab' dich doch gefragt," antwortete sie ganz verängstigt, „du hast doch ‚meinetwegen' gesagt."

„Wahnsinn!"

„Nein, du hast's doch gesagt."

„Bewahre!" donnerte er sie an.

„Heut morgen doch, als ich dich frug."

„Ja, wie konnte ich denn denken, daß du so ein Narr wärst, so ein alberner! Geh — geh — mach' fort — ich kann dich nicht ansehen! — Auch das noch! Das fehlte noch gerade!"

Er deckte die Augen mit beiden Händen zu, um sie nicht ansehen zu müssen, aß nicht und war ganz außer sich. Sie hingegen löffelte bedrückt und untertänig ihre Suppe. Sie war so daran gewöhnt, gescholten zu werden, daß es sich bei ihr ganz gut mit einer Nebenbeschäftigung vertrug.

Sie hatte gemeint, er würde es gar nicht bemerken, daß sie geschoren war — vielleicht erst am Abend, wenn die Kämmerei ausfiel.

Ihr hatte es leid getan, sich das Haar abzuschneiden, aber das Zanken wegen ihres Frisierens und die Angst immer, das hatte sie nicht mehr gewollt, und wenn es ihm so widerwärtig war, weshalb sollte sie denn ihr Haar behalten, für wen denn und weshalb denn? Es war nun einmal alles, wie es war. Und sie hatte so allerlei dumpf und bang gefühlt, als wenn es mit ihr aus wäre, ganz aus. Das bißchen Kochen und Flicken und Säubern, dazu brauchte sie ihr Haar nicht, das ging auch so.

Und er hatte ja doch „meinetwegen" gesagt, als sie fragte, ganz so, wie sie es sich gedacht hatte.

Und nun — was war denn nun? Jetzt saß er da und aß nicht und behandelte seine Frau wie eine Verbrecherin.

„Glaubst du denn", donnerte er wieder los, „daß ich dich so geheiratet hätte — so? Doch eine Frau will man wenigstens haben, keinen Hanswurscht. Kein solches entre deux. Pfui — pfui — pfui! geh mir aus den Augen! Weshalb glaubst du denn, daß ich dich überhaupt geheiratet habe?" fragte er wütend und machte so ein Gesicht, als wollte er auf diese Frage eine Antwort von ihr haben.

„Das weiß ich nicht", sagte sie ganz verängstigt und sah ihn mit großen Augen an und hielt den gefüllten Löffel zwischen Teller und Lippen.

„Ohne deine Haare ganz gewiß nicht, daß du es weißt, du dumme Gans!"

„Du hast mir aber doch nie gesagt, daß du die Haare gern hattest", sagte sie kleinlaut.

„Weil das selbstverständlich ist — die Sachen liebt man doch!" rief er ganz desperat.

„So", sagte sie und sah ihn verwundert mit ihren armen Augen an.

Er konnte keinen Bissen von allen guten Dingen, die weiter kamen, anrühren, und immer von neuem brach der Ärger bei ihm los.

„Dir laufen nun die Gassenjungen nach — du — du! Und von mir werden die Leute sagen, daß ich vollends verrückt bin, daß ich dir, Gott weiß weshalb, die Haare heruntergeschnitten habe — denn daß ein Weib das selbst getan, werden sie nun und nimmermehr glauben."

So ging es fort. Er war unermüdlich — und es mochte ihm schon nahe gegangen sein.

„Siehste du," sagte er, „wenn du dein Haar so um die Stirn hattest — so lose — wenn du in deinen Kissen lagst, da sahst du wie eine ‚Lapine', wie eine Karnickelin aus — und da gefielst du mir immer so." Und wie er das sagte, wurde er ganz weich.

Sein kleines Weib wußte gar nicht, was sie von ihm halten sollte, sie war so erstaunt, wie noch nie bevor.

„Hättest du mir nur gesagt, daß du die Haare magst, da hätte ich sie aber gewiß nich runter gemacht. Siehste, mir hat's auch leid getan", — und nun war die Reihe des Tränenvergießens an ihr; aber sie weinte aus den verschiedensten Gründen. Es kam ihr alles so unverständlich vor, und ihr Mann tat ihr so leid. Es war nicht, wie es sein sollte mit ihm, das fühlte sie sehr wohl. Er steckte zu viel oben auf dem Horn, es war ihr ganz, als hätte man ihn unten in Weimar vergessen, und vor seiner Heirat war er doch Hans in allen Gassen gewesen. Mit der Anstellung, die doch schon einmal so gut wie gewiß war, verlautete auch gar nichts. Und seine Schreiberei, damit fleckte es auch nicht und was er fertig hatte, das brachte er nicht an, tat auch nichts damit, schloß die Sachen in sein Schreibpultchen, und damit war's gut.

Und das mit dem „Lein-Öl“ war ihr auch ganz schrecklich — und gar, daß sie es aufgebracht hatte.

Ihr Mann hatte es ihr ja gesagt, von da an, mit dem „Lein-Öl“ war sein böser Stern aufgegangen.

Sie wußte es, daß sie in Weimar fast vergessen hatten, daß auf dem Horn nicht „Lein-Öls“, sondern Egidis wohnten. Und ihr selbst war es oft so traurig zumute, als wäre alles aus, als hätte überhaupt noch nie etwas für sie angefangen.

Das und noch manches war wohl Grund genug, um ordentlich ins Weinen zu kommen. So steckten die beiden recht trübselig oben in ihrem Sommerhaus.

Es fehlte ihnen an einem frischen Wind, der die Lebensgeister angefacht hätte. Bei ihnen glomm und qualmte es dumpf hin und konnte nicht ins Brennen kommen. Und so ging es weiter, der frische Wind blieb aus. Es kam keine Klarheit, und sie waren dabei, in ihrer Dumpfheit zu ersticken, wie schon tausend und abertausend Ehepärchen.

Das Haar der kleinen Weidgans hatte sich wieder ans Wachsen gemacht und wunderlicherweise die Idee gefaßt, sich diesmal zu kräuseln. Es stand ihr wie ein Heiligenschein, wenn sie in die Sonne trat, ums Köpfchen. Und durch dieses merkwürdige Naturspiel kam es Lein-Öls Schwiegermutter ins Gedächtnis, daß Friederikchen als kleines Mädchen auch Ringellöckchen gehabt hatte, die aber ihre Mutter, die einen Zottelkopf nicht liebte, ihr sozusagen totgebürstet, totgekämmt und geklebt hatte. Und jetzt sollte diese Operation auch wieder vorgenommen werden, aber Lein-Öl erklärte rundweg: „Die Löckchen, die bleiben.“ Und sie blieben, so wenig sie auch zu seiner ehrbußlichen Hausfrau zu passen schienen.

Zu dieser Zeit ungefähr war Lein-Öl mit einem Schauspieler bekannt geworden, mit dem er sich hin und wieder unten

im Elefanten traf und den er abends auch einmal und dann öfter mit hinauf aufs Horn brachte.

Friederikchen war dieser Verkehr sehr recht, denn es schien ihr, als lebte ihr Mann ordentlich auf, wenn er daheim Gesellschaft hatte. Der Schauspieler war ein lebhafter Mensch, kannte alle Welt, wußte tausenderlei zu erzählen, war immer obenauf, und der kleinen Weidgans machte es den größten Spaß, den beiden Männern zuzuhören, wenn sie beim Abendessen miteinander plauderten.

So lustig wie an diesen Abenden ist noch nie, solange Egidis oben wohnten, im Sommerhaus gelacht worden.

Der Gast war erst seit kurzem in Weimar, aber gut gelitten. Frau von Goethe schreibt von ihm zur Zeit, als sie schon Frau von Goethe und nicht mehr Mamselle Vulpius war: „Der ‚Liebing' spillt heit awend."

Einen Liebing gab es aber niemals in Weimar, vielleicht einen „Liebling", aber weil sie ihn so genannt hat, wollen wir bei Liebing bleiben, da man mit Namennennung vorsichtig sein muß und ich mir dies gleich anfangs vorgenommen habe. Liebing war ein beweglicher Mensch mit feinen Gliedern, einem schmalen Kopf, nah aneinander stehenden dunkeln Augen, großem, gescheitem Mund. Er hatte von allem, was einen Schauspieler interessant macht, eine ganz hübsche Portion, war auch, so viel davon nötig sein mag, blasiert, verstand zu prahlen, außerordentlich vornehm und angenehm zu affektieren, war enfant terrible und enfant gâté aller Welt, verstand es auch, sich auf den Stühlen zu rekeln, die Frauen zu ignorieren auf eine Weise, die ihn doppelt interessant erscheinen ließ, und wenn es ihm paßte, dann war er wie ein Narr hinter irgendeinem weiblichen Wesen her, hörte und sah nichts weiter als eben das eine Frauenzimmer, und tat alles, wie die Laune es ihm eingab.

Man erzählte sich, daß er eine junge Dame aus den höchsten Kreisen in Weimar, nach einer Gesellschaft bei Exzellenz Goethe, vor aller Augen, wie ein Verzückter, die Treppen hinabgetragen habe, und daß er dann die Knie vor ihr gebeugt und sie angebetet habe mit erhobenen Händen. Es war eben seine Art, sich so anzustellen, und er tat, was er tat, ohne sich um jemand zu kümmern, immer als wäre er ganz allein da, und das imponierte den Leuten, und ganz besonders den Weibern.

Die Backfische schnitten seinen Namen aus den Theaterzetteln und legten ihn sich aufs Butterbrot, verzehrten ihn so und waren dadurch beseligt und gleichsam mit dem Herrlichen verbunden.

Also Liebing erging es in Weimar vortrefflich, und er war obenauf, wie nur ein Mensch obenauf sein kann.

Er war so glücklich, wirklich eine Ausnahmsstellung in der Gesellschaft einzunehmen und tun zu können, was ihm behagte.

„Kleinigkeit, Ihre Sachen Exzellenz zu übergeben," versicherte er Lionel einmal übers andre und bat ihn dann, etwas davon vorzulesen, denn die Katze im Sack nehmen, das wollte er nicht.

So war Liebing aufs Horn gekommen; und es behagte ihm dort. Wie ein junger Gott kam er sich da oben vor. Er hatte das Gefühl, in das alte Sommerhaus Glück und Segen zu bringen.

Lein-Öl las ihm mit der Erregung, die ein unbeachteter Mensch fühlt, der endlich einmal hervortritt, einiges aus seinen Arbeiten vor, und es war ihm, als geschähe damit etwas Entscheidendes.

Und Liebing lobte, spielte den Meister und den alles Vermögenden und ließ sich vortrefflich bewirten und versprach Lein-Öl goldene Berge, und nebenbei gefiel ihm Lein-Öls Frau, die kleine Weidgans, gar nicht übel.

Wenn sie so dasaß und andächtig zuhörte, wie die beiden Männer miteinander sprachen, und wenn Liebing Lein-Öls Sachen lobte, da strahlte ihr Gesicht, und ihre Augen ruhten mit einem dankbaren, bewundernden Ausdruck auf Liebing. Jetzt war ihr Lein-Öl doch glücklich! Jetzt war es besser für ihn, und was alles kommen würde für ihren armen guten Mann. Glück und Ehre in Hülle und Fülle und all diese über ihnen schwebenden Glücksgüter, die sich nur noch nicht völlig zu ihnen niedergelassen hatten, die waren durch Liebing gekommen, der hatte alles, alles gebracht, der edle gute Mann.

Und Lein-Öl war auch viel freundlicher mit ihr, der kleinen Weidgans, vergaß, sie bei manchen Dingen zu schelten, und sie ging leer aus, wenn sie schon ganz gefaßt war, daß es etwas geben würde.

Lein-Öl hatte mancherlei Dinge geschrieben, ganz besonders hatte er an Fabeln und Gleichnissen seine Freude, und es war ihm da allerlei beigefallen.

So war er zu einer Fabel gekommen, die hieß: „Der Wortpelzverlust."

Und in dieser Fabel stand unter anderm folgendes: Sie hatten ihre Wortpelze verloren, die schwammigen Wortpelze, mit denen sie ein Gedankennichts so gut aufzubauschen verstanden, mit denen sie einen Gedankenkrüppel hübsch säuberlich auswattieren konnten, und standen nun nackt und kahl in aller Elendigkeit da und wußten nicht, was sie tun sollten, schämten sich und froren, keiner erkannte den andern in seiner Nacktheit, und sie wollten einander auch nicht erkennen, das war ihnen viel zu despektierlich. Und so gingen sie stumm und dumm und sehnten sich nach ihren alten bequemen Pelzen, die ein Teufel, der seinen Spaß daran haben mochte, ihnen weggenommen hatte.

Sie waren ganz zu nichts geworden, erbärmliche, elende Kreaturen.

Es fiel ihnen auch wirklich sehr schwer, sich selbst und ihre Brüder zu erkennen, und sie sahen sich schen nach all der Würde und Herrlichkeit um, die sie einst umkleidet hatte, als sie alle ihren herrlichen Wortpelz noch hatten, schauten sich um nach ihrer Würde des Menschentums, nach aller Weisheit und Erhabenheit, und fanden nichts mehr und konnten nicht begreifen, wo alles geblieben sei.

Hochweise Herren, die immer sonst das große Wort führten, waren jetzt zu fadendünnen, jammervollen Bürschchen geworden, die ein Lufthauch zu Dutzenden umblasen konnte. Sie hatten doch früher allen gewaltig imponiert.

Sie standen umher, so nackt und bloß, und wunderten sich, daß unter ihnen hier und da etliche, sehr wenige Leute, die der Verlust der Wortpelze nicht mitbetroffen hatte, wohl und schön eingewickelt wie sonst gingen, als man noch ihre Einfachheit unter all den wundervollen Pelzröcken nicht geachtet hatte.

Jetzt aber waren sie beneidet und angestaunt, und die armseligen Nackefrösche hätten ihnen die einfachen schönen Röcke am liebsten vom Leibe gerissen, um sich selbst damit zu bedecken, wenn das angegangen wäre.

„Wer mögen diese Leute sein? Weshalb sind sie verschont geblieben? Weshalb hat der schimpfliche Verlust sie nicht auch betroffen?" das riefen alle.

Das sind die Leute, die nicht mit Worten dachten, die sich nicht von Worten blenden ließen, die sich nicht mit Worten zufrieden gaben.

Es sind die Leute, die über der stumpfsinnigen Gewohnheit stehen, die den Zauber der ersten Anschauung in die Worte legen und so das Übersehene, Allzugewöhnte neu vor Augen stellen.

Nur solche Leute, die nicht nur an Worten hingen, die sich den hergebrachten Redensarten nicht fügten und über

diese hinaus fühlten und dachten, standen bei dem großen Wortpelzverlust nicht kahl und nackt und armselig da. Er hatte ihnen gar nichts anhaben können — Aber ihrer waren sehr wenige.

Solcherlei Dinge schrieb Lein-Öl, und als er so ein ganzes Päckchen nach und nach Liebing vorgelesen hatte, legte dieser auf dieses Häuflein den Wortpelzverlust, schob alles in seine Tasche, um es Exzellenz Goethe wirklich zu überreichen.

Es waren schöne Abende oben auf dem Horn im alten Sommerhaus gewesen, als die drei Menschen, Lein-Öl, Liebing und ein junges, liebreizendes Weib, da miteinander saßen. Drei Menschen? Lein-Öl, Liebing und die kleine Weidgans, Lein-Öls Frau doch? — aber kein liebreizendes, junges Weib, denkt der Leser und meint, er wäre unversehens in eine andere Geschichte geraten. Es ist ganz richtig: Lein-Öl, Liebing und die kleine Weidgans saßen da miteinander — aber um die Stirn der kleinen Frau hatten sich die abgeschnittenen Haare in Löckchen gekräuselt und sie schaute mit so großen, dankbaren, wunderlichen Augen auf Liebing, mit so strahlenden Augen, so glückseligen Augen, daß Lein-Öl die kleine Weidgans selbst nicht mehr erkannte.

Über ihr braves Gesichtchen hatte das Glück seinen Zauber gebreitet; wenn es auch nur ein Funke wahren Glückes ist, es ist immer göttlich, steht siegreich über jedem andern Ausdruck, wäscht die Gesichter rein von aller kleinbürgerlichen Ehrbarkeit, aller Zimperlichkeit, aller Verzerrung, das Glück spült das alles hinweg.

An einem Abend, als Liebing spät gegangen war, die Fenster standen offen, das Licht flackerte, die weiche Herbstluft drang ein, ging Lein-Öl im Zimmer auf und nieder und baute an neuen Luftschlössern und das kleine Weib

blickte wie gedankenverloren in die bewegte Flamme, — da, mit einemmal flog es Lein-Öl wie ein weicher, großer Vogel an die Brust und Friederikchen hing mit ausgebreiteten Armen an ihm. „Ach du — er ist so gut!" flüsterte sie und schaute ihren Mann mit großen, strahlenden Augen an.

„Bist du verrückt?"

Aber sie achtete nicht auf das, was er sagte, und verbarg ihr Gesicht an seinem Herzen. — „Wie wir ihm danken müssen! — Wie gut, daß er gekommen ist!" flüsterte sie unter Tränen.

„Ach Leinel, es ist so scheen jetzt bei uns — lieber — lieber Leinel, sei nun auch manchmal gut mit mir!" Das sagte sie so demütig süß.

Wie ihm das zu Herzen ging! Er schämte sich. Hatte er sie denn bis jetzt ein allereinziges Mal glücklich gesehen?

Immer unterwürfig, immer geduckt, immer pflichttreu wie eine kleine Maschine — und nun mit einem Male diese Seligkeit. An seinem Hals hing ein ihm ganz fremdes, süßes Geschöpf, ein Weib in wunderlicher, zärtlicher Verwirrung, das wie im Traum ganz unschuldig sprach, und dieses wonnige Haar, wie ein goldener Schein — und dieses Anschmiegen! die zärtlichen, jungen Glieder! Wie es ihn durchschauerte. — War das sein Weib, sein langweiliges, ehrbußliches Weib, die dumme, kleine Weidgans?

Und was sie sprach! So voller Vertrauen zu ihm — und voll heißer, sinnverwirrender Liebe zu einem andern.

Wie gelähmt war er — ganz starr — rohhart, würden die Weimaraner sagen. War's ihm doch, als müßte er sie von sich schleudern wie eine giftige Schlange; aber er konnte kein Glied rühren, er konnte nicht sprechen — nicht denken — nicht wollen. Er hielt sie, als wäre nichts geschehen — nichts gesprochen, als wäre er vor Schreck über das Außergewöhnliche versteinert.

Und die kleine Weidgans schmiegte sich in seligem Vertrauen weiter an ihn und hing in aller Unschuld ihrer aufstrebenden Liebe nach, wie an der Brust eines guten Vaters.

Lein-Öl machte sich endlich schwer atmend von ihr los, stumm und dumm. Vor der Unschuld seines Weibes blieb ihm der Verstand stehen.

Alles war wie ein Zauber vor sich gegangen, war es vor sich gegangen oder nicht vor sich gegangen? War er verrückt oder nicht verrückt? Hatte sie etwas gesagt oder hatte sie nichts gesagt? Er wußte es nicht.

Und wie er scheu und wie aus den Wolken gefallen nach ihr hinblickte, lag auf dem jungen Weibe ein Sonnenglanz von traumhaftem Glück, wie er ihn nie in seinem Leben auf irgendeinem Menschenantlitz gesehen hatte. Wie ein Engel in seiner unschuldigen Herrlichkeit sah sie aus.

Ihm waren die Hände gebunden, er hätte nicht plump in dieses Strahlen etwas werfen können, nicht seine Wut, nicht seine Verachtung, nicht seine Eifersucht, nicht sein Mißtrauen.

Stumm wie ein Fisch blieb er.

Und in seinem innersten Herzen stieg es ihm auf, daß seine Gleichgültigkeit, seine Lehrhaftigkeit, seine Mißachtung, seine schlechte Behandlung, seine Hoffärtigkeit, wie ein Stein schwer auf der armen, kleinen Weidgans gelegen, daß er sie wirklich wie eine Gans achtlos in einen dunkeln Stall gesperrt und gar nicht bemerkt hatte, was für ein schöner lustiger Vogel sie war — ein Vogel, der in der Sonne leben wollte.

Und das stimmte ihn nachsichtig und bedrückte ihn und ließ seinen ehelichen, richterlichen Zorn nicht zum Ausbruche kommen.

Die kleine Weidgans ging ungestört und unschuldig wie ein Engel schlafen.

Und als Liebing eines schönen Abends wiederkam, strahlte

sie ihn in aller Harmlosigkeit wie ihr Götterbild an, und auch Liebings Gefallen an der schmachtenden allerliebsten Frau stieg von Abend zu Abend und er fühlte schon eine Art Raptus über sich kommen, und wußte, daß er wie ein Narr hinter der kleinen Weidgans herlaufen würde.

Liebing war wirklich ohne alle Komödie ein sehr verliebter Kater. Alle Nasen lang hatte er eine unsinnige Glückseligkeit oder Verzweiflung durchzumachen und wäre er nicht enfant terrible und enfant gâté von aller Welt gewesen, so möchte ich wissen, was die Weimaraner einem über den Lebenswandel ihres Lieblings gesagt hätten; so aber drückten sie ein Auge über das andre zu und ließen sich durch nichts in ihrer Vergötterung stören.

Aber ganz wie Liebing es befürchtet hatte, traf es ein. Er wurde wieder einmal Narr, vernachlässigte alle und jede und lief der kleinen Weidgans nach auf Schritt und Tritt, wo er nur hoffen durfte, ihr zu begegnen. Oben auf dem Horn strich er umher im Dunkeln. Und da war es auch einmal, daß er über die Mauer in Lein-Öls Garten stieg, aus verrückter Laune — und daß er zufällig das kleine hübsche Weib im Garten traf, das da im Dunkeln schwärmerisch und wie ein schwermütiges Kätzchen promenierte.

Und dieses Zusammentreffen mochte wie ein zündender Blitzstrahl gewirkt haben, der auch, wo er niederfährt, alle Vernunft und Überlegenheit verscheucht.

Liebing hatte wie ein Wirbelsturm das kleine, törichte Geschöpf gefaßt und geküßt — geküßt! Ja, mein Gott, geküßt, daß der Kleinen die Sinne schwanden! — Was war das für eine Liebe! — Da vergaß man alles — alles miteinander dabei, und es war Liebing, der herrliche Liebing! Das hatte gar keine Ähnlichkeit mit Lein-Öls bedächtigen, ehrbaren Küssen, die er ihr hin und wieder in aller Gemütlichkeit gegeben hatte, weil es so sein mußte und sein sollte und

in der Ordnung war. Aber das, was jetzt über sie hereinstürmte, das war das leibhaftige Feuer, die leibhaftige Seligkeit!

Ihr schien es, als wäre ein Gott zu ihr herniedergestiegen.

Sie fühlte keine Reue, sie hatte keine Gedanken, sie war ein Blatt, vom wilden Sturm der Liebe erfaßt und geschüttelt.

Daß es so etwas auf Erden gab! — Das Herz jauchzte ihr! Jetzt war sie erst geboren, das war erst Leben, alles andre dumpfer Qualm, erstickender Qualm!

Und als Liebing von ihr gestürzt war, stand sie starr wie eine Bildsäule und lief mit einem Male wie gehetzt dem Hause zu, die Treppe hinauf und stürzte vor ihrem Mann hin, der an seinem Arbeitstisch saß und schrieb, und preßte ihr Gesicht an ihn und schluchzte wild und heiß wie ein erschüttertes Kind.

Und er fragte — und sie antwortete — so bang — so treu und ehrlich — so unschuldig und so sinnlos.

Und er konnte sie nicht schlagen und nicht treten, und auch nicht von sich stoßen. Er war überwältigt von etwas Unbegreiflichem.

Es lag etwas Unwiderstehliches in dem umgewandelten kleinen Weibe und solch unerhörte Offenheit, Rückhaltlosigkeit und Liebesunschuld.

Es war ein Stück Natur, das sprechen konnte, gar nichts weiter.

Er starrte darauf hin und hörte, was es sprach, und da war keine Lüge, keine Verstellung. Es war eine Quelle, die er niedergehalten, und die nun wild und unwiderstehlich ihm entgegen und über ihn hin sprudelte.

Was war da zu wüten und zu zürnen, es war so, wie es war.

Er fühlte aber einen unsinnigen Schmerz, als wäre er verwundet.

. .

Daß seine Weidgans ihm solche Qual bereiten konnte! Darüber hätte er fast lachen können. Aber das war ja die Weidgans nicht mehr.

„Ach, siehste, daß ich dir das duh!" schluchzte das kleine Weib und sah ihn so gut und treu und unterwürfig an, so hilflos und um Erbarmen bittend.

Und er tat ihr so leid, das rief sie ein über das andre Mal.

„Ach, du duhst mir so leid!"

Und hatte er zuerst nicht gezürnt und gewütet — jetzt ging es nicht mehr, jetzt war er darin im Strom, jetzt war er mit fortgerissen. Er wurde gut, übermenschlich gut, ohne zu wissen, wie es eigentlich gekommen. Nie hatte er früher etwas dergleichen in sich gespürt — und nun mit einem Male.

Wie ein Dämon verlangte das Weibchen Übermenschliches von ihm, und wie verhext, wie geblendet tat er alles, was das kleine Ungeheuer von ihm wollte.

Eine nützliche Gans hatte er zu sich hereingelassen, ein unbedeutendes mißachtetes Weibchen, von dem er nichts wollte, als daß es gut kochen sollte, daß es ihm diente und aufging in Arbeit und Sparsamkeit, Demut und Hingebung.

Aus diesem gutmütigen Nutztier war aber ein Geschöpf geworden wie eine Sphinx, ein rätselhaftes Wesen, das ihn beherrschte, unter dessen Zauber er geraten war, das ihm das Herz zerriß.

Die kleine Weidgans ahnte in ihrem Taumel nicht, was für ein unerhörter Zustand zwischen ihr und ihrem Manne bestand. Sie fühlte sich so sicher bei ihm, er war so gut.

Und Lein-Öl hatte das sonderbare Schicksal, den Liebesrausch seines Weibes und alle Begegnungen und alles, was zwischen den Liebenden sich zutrug, gewissermaßen mitzuerleben. Ihr Vertrauen und ihre demütige, rückhaltlose Offenheit kannte keine Grenzen.

Als der November herankam und die langen Abende, da wurde das kleine Weib von tiefer Sehnsucht gepackt. Es lag wie eine Schwermut über ihr und sie war haltlos wie ein Schilfhalm im Winde. Und was sie wollte und was sie dachte, das lag so offenbar. Sie war wie durchsichtig, den blonden Kopf mit den windigen Löckchen legte sie müde auf die Arme, wenn sie am Tische saß, an dem sie sonst so eifrig gestopft und geflickt hatte — und dabei liefen ihr die Tränen über die Wangen. Und wenn sie gar nicht mehr ein und aus wußte, lehnte sie sich ihrem Mann in die Arme wie ein krankes Kind.

Und als wäre es ganz natürlich, und als hätten tausend Ehemänner vor ihm schon so gehandelt, nahm er den Arm seines Weibchens in den seinen, half ihr die Kapuze aufsetzen und führte sie hinunter nach Weimar, um Liebing zu begegnen. Er wußte gar nicht mehr, was er machen sollte, tat alles, wie von einem dunkeln Geist getrieben.

Er hatte den Anfang versäumt, er hätte sie am Anfang schlagen sollen, er hätte sie treten und von sich schleudern sollen, da hätte die Sache ein andres Gesicht bekommen — aber nun — nun mit einem Male — nun war's verspielt.

So gingen sie miteinander den dunkeln Weg nach Weimar hinab, sie zitternd an ihn gelehnt, scheu und vertrauensvoll zugleich. Es war der 10. November, der Martinstag. Die Straßen waren hie und da mit einer Öllampe erhellt, die an einer Kette hing, die quer über die Straße lief; aber auf dem Marktplatz, da standen die erleuchteten Buden, da war ein ganz ungewohntes Leben. Ganz Weimar lief zwischen der einen langen Budenreihe hin und her und kaufte Pfefferreiter, weiße und braune, und Pfefferkuchen mit Sprüchen, Pefferkuchen mit Mandeln, und bei den Hökerweibern, die ihre Ware mit einem Laternchen beleuchtet hatten, Äpfel und Nüsse. Alle Fenster rings um den Markt her waren hell erleuchtet, denn überall wurde heut die Martinsgans gegessen.

Die Kinder brieten, sowie sie mit ihren Schätzen daheim angelangt waren, ihre Äpfel in der Ofenröhre. Aus Apothekers Haus kamen ganze Ströme von Duft heraus nach Bratäpfeln und auch nach Martinsgans; da war heut die ganze Gesellschaft versammelt, die Ratsmädchen mit ihrer Sippe und Müllersch, und bei Tiburtsiussens ging's auch hoch her, das sah man an der strahlenden Beleuchtung.

Zu denen, die auf dem Markte wohnten, kamen heute eben alle aus allen Ecken und Enden von Weimar angelaufen, um den Martinsmarkt vom Fenster aus zu beobachten.

Dort konnte man wirklich auch alles sehen, was nur in Weimar zu sehen war, und man begegnete aller Welt.

Auch Goethe sah sich das bunte Treiben zwischen der hellen Budenreihe gern an.

Lein-Öl und sein kleines Weib begegneten heute aber Frau von Goethe, die lebhaft umherlief und Einkäufe machte, und mit ihren großen, schwarzen Augen sich alles genau betrachtete und um alles gehörig feilschte, wie es eine gute weimarische Hausfrau zu jeder Zeit redlich getan hat.

Die Goethe sprach mit unsern beiden, war ganz beladen mit Pfefferkuchen und Pfefferreitern, erzählte, daß sie gewaltig eilen müsse, um zur Gans rechtzeitig daheim zu sein, und daß sie dazu Hagebutten mit Rosinen gäbe, alles halb und halb, das Leibkompott ihres Geheimrats.

Aber wem Lein-Öls auch begegnet haben mochten, Liebing blieb aus, und sie waren nun schon in der Budenstraße oft genug auf und nieder gegangen.

Aber schließlich sahen sie ihn doch — und da war er auch schon neben ihnen und allerbester Laune und kaufte Pfefferreiter, und die kleine Weidgans wachte auf wie aus einem tiefen Schlafe und lebte wieder auf und sah aus wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum — und schließlich ging Liebing mit beiden hinauf zu Tiburtsiussens. Das war ein wundervoller Abend für die kleine Weidgans.

Denn Frau Rat Tiburtsius hatte mit allen Gästen, die sich oben bei ihr angesammelt hatten, einen Streifzug hinunter auf den Markt unternommen, und da ging es immer wie im Märchen „Schwan, kleb an“, sie brachten einen ganzen Schwanz mit hinauf.

Beim Nachhausegehen hing sich das verliebte Weibchen glücklich und schläfrig in den Arm ihres Mannes ein, und er hatte an ihr schwer zu zu schleppen, denn er dachte, daß die Sache ein Ende nehmen müsse und was er eigentlich mit dem unsinnigen Geschöpf beginnen solle, und er wußte wieder nicht ein und nicht aus.

So ging es noch eine Weile fort.

Eines schönen Abends kam ihm seine Weidgans gar nicht mehr nach Hause. Es war stockfinster, und er wartete wie ein Narr. Sie hatte ihn verlassen.

So mußte es kommen.

Das dachte er, soweit man es denken nennen kann, denn er saß da und starrte vor sich hin und fuhr sich mit den Händen in das Haar.

Was hatte er nun?

Ein leeres Haus — Unbehagen in allen Ecken — Spott und Hohn, denn wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen; und was das schlimmste war, einen ungeheuren Schmerz, eine große Leere, es war ihm, als wäre ein Leben ohne die kleine Weidgans ihm unmöglich. Sie fehlte ihm in allen Ecken. Ihre blonden Locken, ihre flinken Schritte, das ganze Persönchen, ihr Hantieren um ihn her und ihre Stimme — ach, auch ihr weimarisches Sprachschimpfieren, was ihm so qualvoll gewesen, jetzt, in der Erinnerung, klang es ihm wie Musik. Und manchmal war es ihm, als führe ihm das lebendige Feuer durch den Körper, wenn er an Liebing dachte, und wie sie nun miteinander auf und davon gegangen.

Was für ein Esel war er gewesen.

Aber nein — nein, tausendmal nein, seine kleine Weidgans wie ein Kerkermeister zwingen, das hätte er nie gekonnt — nie. Was hätte er dann gehabt? Ein verzweifeltes, weinendes, übelgelauntes Weibsbild, eine Trauerweide, ein Hauskreuz.

„Um Gotteswillen!"

Ja, wenn sie angeflogen gekommen wäre, die dumme kleine Gans, aus freiem Willen — mein Gott — das wäre etwas gewesen.

Nichts als Kreuz und Ärger hatte er von dem Geschöpf gehabt, dachte er nun wieder wütend weiter. Erst haben sie es ihm aufgehalst, dann hat es nichts als Widerwärtigkeiten gegeben und die miserable Sprache und die ganze Spießbürgerlichkeit und Langweiligkeit und auf einmal die Umwandlung — und da, wie sie ihm recht gewesen, läuft sie ihm davon.

Lein-Öl ging im Zimmer auf und ab und hatte das Gefühl, als preßte ihm jemand den Hals zu, daß ihm die Tränen in die Augen kamen. Das Leben lag so öde vor ihm. Er kam sich wie ein alter, abgedankter, beschimpfter Mensch vor und um etwas zu tun, zog er die Fächer von der Kommode seines ungetreuen Weibes auf und wollte ihre Wäsche in ein Bündel packen, um ihr alles nachzuschicken. Wie lag das alles so sauber und wohlgeordnet und duftete nach Lavendel. Das Licht, das ihm zu seiner Arbeit leuchtete, hatte einen großen Räuber, brannte trüb und qualmte.

Mit einem Male hielt er inne. Es war ihm ganz, als wenn er Schritte gehört hätte, leichte, fliegende Schritte; und ehe er nur in seinem schwerfälligen Kummer zur Besinnung kam, stand sein kleines Weib schon auf der Schwelle mit dick verweintem Gesicht — und weder er, noch sie redeten eine Silbe.

Das erste, was sie tat, war, daß sie die Lichtputzschere nahm und die Flamme schneuzte und den Räuber in der Lichtputze totdrückte.

„Was machst du denn da?" fragte sie.

„Deine Sachen wollt' ich dir nachschicken!" antwortete er trocken.

Da fing sie an zu schluchzen und strich mit der Hand über seinen Ärmel.

„Ach Leinel, siehste, siehste", begann sie und kam nicht weiter.

„Die Geschichte muß einmal ein Ende nehmen!" sagte er hart. „Weshalb bist du denn noch einmal hergekommen? — Was glaubst du denn? Für was für einen Esel hältst du mich denn eigentlich?"

„Ach, für keinen Esel, Leinel — siehste. Ach, du bist so schrecklich gut, wie kei Mensch auf der Welt sonst. Tausendmal guter als Liebing!" Sie schluchzte herzbrechend.

„So, da hat er dich wohl sitzen lassen?" fragte er kurz.

„Ach nee — nee, er hat gewollt, daß ich mit ihm fort sollte."

„Na, und du?"

Sie strich ihm immer lebhafter und zärtlicher mit der Hand über den Ärmel.

„Ne, das hätt' ich nich getan", das kam alles unter Tränen kaum hörbar hervor.

„Weshalb denn nicht — du hast doch sonst — dächt' ich —"

„Ach nee — ach laß doch! — ach sag' doch nichts, Leinel!"

Sie wollte nicht, daß er weiter sprechen sollte.

„Ach du bist so gut — so gut — so gut — so gut."

Die Tränen und das Schluchzen und alles, was sie sagte, überstürzte sich zu einem erbarmungswürdigen Durcheinander.

„Was soll denn nun aber werden?" fragte er barsch.

„Nun soll's wohl so fortgehen, die saubere Geschichte?"

„Ach nee — nee, Liebing — Lein-Öl" — verbesserte sie sich. „Wirklich nich, Lein-Öl."

„Wirklich nich? — So — und das soll ich dir glauben?"

„Ja, so wahr ich läb'!" rief sie. „Glaub' mir, Lein-Öl, glaub' mir!"

Und ganz erbärmlich und demütig küßte sie seine Hand.

So in dieser Weise sprachen sie noch eine hübsche Weile miteinander.

Sie schien aus ihrem Liebesrausch wach geworden zu sein und wollte, so nahm auch Lein-Öl es an, in die gewohnten Verhältnisse zurückkehren.

„So," sagte er, „du bist also zu Verstand gekommen und hast gemeint, ein guter warmer Ofen ist besser als eine Rakete."

„Ach siehste, ja!" rief sie aufschluchzend und fiel in seine Arme und hing an seinem Hals.

„Leinel, von dir fort, das hätt' ich nich gekonnt, da is mir alles erscht klar geworden." Und jetzt kamen die reinen Abschiedstränen, weil sie sich die Trennung wieder vorgestellt haben mochte.

Und er hielt sie fest in seinen Armen, und was sie nun auch alles miteinander redeten, lief darauf hinaus, daß er seine kleine Weidgans wiedergewonnen hatte.

„Aber," sagte er, „was ist denn das, was macht er denn nun mit meinem Manuskript — mit den Fabeln?"

„Ach, die hat er ja Goethen schon gezeigt, und der hat gesagt: ‚artig, sehr artig'," schluchzte sie immer noch, „und will sich die Sachen noch weiter ansehen — siehste!"

So verging eine gute Weile in Tränen mit Fragen und Antworten.

Dann gingen sie miteinander in die Küche und besorgten ihr Abendessen und konnten sich gar nicht trennen, wie zwei Leute, die hätten voneinander gerissen werden sollen.

Und wie sie beide so einträchtiglich wirtschafteten, da fiel die Sünderin ihrem Manne mit erneuten, heißen Tränen

um den Hals und schluchzte: „Siehste, daß ich mich so sehr in Liebing verliebt hab', war doch im Grund zu allererscht nur, weil er gegen dich so sehr gut war."

„So, also aus Dankbarkeit!" —

Lein-Öl hatte gemeint, es wäre keine Kunst, ein Weib zu nehmen, und hatte sich die Sache unverschämt leicht gemacht, wie Ehemänner das tun. — Dafür war er gehörig in die Kur genommen worden, hatte auf eine ganz sonderbare Weise für seine Torheit büßen und lernen müssen, daß ein Weib nicht so ohne weiteres zu erringen sei. Auf dieser kalten Welt einen Menschen zu haben, der ihm mit Leib und Seele angehört, aus freiem Willen für ihn sorgt und für ihn lebt und denkt und schafft und leidet und sich freut, für ihn hofft, ihn gut und klug und brav und Gott weiß was findet, nur für ihn da ist, wenn das solch ein törichter Mann wie Lein-Öl einstens für gar nichts ansieht, der muß in Teufels Küche kommen und aufessen, was er sich eingebrockt hat.

So soll es immer und allen ergehen.

Eine kuriose Geschichte

Zur Zeit, als die Kummerfelden schon bedenklich zu altern begann, wäre sie um ein Haar um ihren guten Ruf gekommen, den sie ihr Lebtag wie einen Augapfel zu hüten verstanden hatte; und das ist folgendermaßen zugegangen: „Herrjes!" sagte Röse Kirsten, die Tochter des Herrn Rat Kirsten (das eine „Ratsmädchen", zu ihrer Schwester Marie, dem andern „Ratsmädchen" aus der Wünschengasse), „was ist denn da einmal wieder bei den Franzosen los!"

Sie saßen alle miteinander in der Nähschule der alten Schauspielerin, der Kummerfelden, in dem kleinen Haus am Entenfang, zur Zeit als die Pogwischs, die Adele Schopenhauer in den „Entenfang" gingen, um, statt nähen zu lernen, was ihnen allen recht not getan hätte, die gute Kummerfelden zu beobachten, weil die Originale schon dazumal im Aussterben begriffen waren, wie es hieß.

Unsre Geschichte beginnt, wie das junge Nähvolk in der großen Stube der Kummerfelden sitzt. Die Mädchen im unteren Raum und die Kummerfelden im Allerheiligsten, zu dem breite Stufen aus der eigentlichen Nähschule hinaufführen. Im Allerheiligsten steht ihr Bett. Über dem Bett hängt der Beutel mit Nachtproviant: ein paar Äpfel, ein Fläschchen mit sogenanntem Lebenselixier und das Gesangbuch. In dem Gesangbuch liegt eine dicke Schnur und zeigt die Sterbelieder an, denn die Kummerfelden wollte in ihrer Einsamkeit, bei bösem, schnellem Tod den letzten Trost der Religion bequem bei der Hand haben. Und daß die Lorbeerkränze aus den Ehrentagen, als die Kummerfelden noch Schauspielerin war, wie Erntekränze von der Decke herabhängen und die geblümten Kleider an den Wänden paradieren, und daß die Kummerfelden eine große Haube trägt,

wie ihresgleichen in Weimar nie wieder zu finden ist, das alles will ich hier nur beiläufig wieder erwähnen.

Als das Ratsmädchen, die Röse, rief: „Herrjes! was ist denn da einmal wieder bei den Franzosen los!" saßen sie eben alle miteinander in hergebrachter Ordnung; die Kummerfelden auf ihrer Stufe thronend, die sie sich an einer Seite etwas hatte verbreitern und mit einem Lederkissen belegen lassen.

„Na," sagte Madame Kummerfelden, „das möchte ich doch wissen, was du nu wieder gehört hast."

„Was ist denn aber das?" flüsterte Adele Schopenhauer den Pogwischs zu, „ich denke, sie ist halb taub? Und da hört sie ganz vortrefflich."

Das passierte der Kummerfelden selten, daß sie sich verschnappte. Sie hatte ihre Schülerinnen an ihre Schwerhörigkeit glauben machen wollen. Aber diesmal hatte sie sich wirklich verschnappt und ließ deshalb die Sache auf sich beruhen, damit es desto eher in Vergessenheit käme.

Die Ratsmädchen, Röse und Marie, aber hatten die List der Kummerfelden längst durchschaut und lachten jetzt miteinander, als sie bemerkten, wie die Kummerfelden sich ärgerte, und sie ärgerte sich nicht nur darüber, daß sie sich verschnappt hatte, sondern noch über etwas andres, das war ihnen vollkommen klar, den beiden Krabaten. Und jetzt gab es wieder Lärm im Haus. Es trappte jemand die kleine Treppe, die zu den zwei Hinterzimmern im Entenfang führte, hinab, und die Haustür donnerte zu, daß die ganze Nähschule wackelte und auch die Haube der Kummerfelden; aber die bemerkte jetzt gar nichts mehr und hörte wieder gar nichts.

„Da hat es eben doch etwas gegeben, das war der Kolonel, der hinausgetappt ist", sagte jetzt Röse wieder leise. „Ich weiß nicht, daß die Kummerfelden durchaus nicht zugeben will, daß ihre Mietsleute Spektakel machen, das ist wirklich

närrisch. Wenn Beutlersch bei uns oben so wären, da möchte ich den Vater sehen; aber die Kummerfelden hat doch an dem verrückten Tier, dem Kolonel, einen Narren gefressen."

„Na natürlich", meinte Marie.

Dieser Kolonel war vor ungefähr einem Jahr mit seiner Frau, einer Dresdnerin, in Weimar aufgetaucht.

Wo er eigentlich herkam, das wußte man nicht; ob er Kolonel war oder sich nur selbst so bezeichnete, war auch nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Er erzählte, daß er lange in Deutschland gefangen gewesen, daß er da und dort herumgekommen sei und daß er auch damals in Weimar bei der Plünderung mit gewesen. Und damals mußte es ihm in Weimar ganz besonders behagt haben, denn er war jetzt zum zweitenmal wiedergekehrt, um sich mit seiner deutschen Frau daselbst niederzulassen.

Daß es damals mit der Plünderung wirklich seine Richtigkeit haben mochte, darauf schwuren Marie und Röse, denn wie sie den Kolonel zum erstenmal zu Gesicht bekommen und gehört hatten, unter welchen Umständen er vor acht Jahren schon in Weimar gewesen war, da stand es bei beiden fest, daß niemand anders als gerade er damals die Schinken an den blauseidenen Schärpenbändern aus ihrer Mutter Speisekammer fortgetragen hatte. Das Gesicht, sagten sie, hätten sie beide nicht vergessen. Und so waren sie auf den Schinkendieb bis heute nicht gut zu sprechen und hatten die Kummerfelden auf das inständigste und freundschaftlichste gebeten, doch den Kolonel nicht als Mieter in den Entenfang hineinzulassen.

Die Kummerfelden aber hatte über ihre dumme Schinkengeschichte gelacht und gesagt, sie sollten sich nicht solches Zeug einbilden, und dann hatte sie noch hinzugesetzt, um den Einwand der Ratsmädchen vollständig zu entkräften: „Und wenn er auch wirklich zu jener hochbeinigen Zeit die Schinken und die Schärpenbänder fortgetragen hätte, so

wäre das seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen, da ein Soldat eben zu plündern hat, ob er will oder nicht."

Diese Weisheit der Kummerfelden aber leuchtete diesmal den Ratsmädchen durchaus nicht ein, und als sie den Kolonel zum erstenmal unten bei der Nähmeisterin trafen, konnten sie den Gedanken an die Schinken und die Schärpenbänder keinen Augenblick los werden.

Der Kolonel sagte, daß er gekommen sei, weil in Weimar so viel bons gens wären und er mit de bons gens leben wollte. Da fuhr es dem jungen, lustigen Ding, der Röse, wie ein Blitz durch den Kopf, wie eine Erleuchtung, die sie der Mamsell Loisette, ihrer guten französischen Lehrerin in der Gassenmühle, zu verdanken hatte.

„Ja," sagte sie bedeutungsvoll, „es gibt viel gens bons in Weimar, viel jambon."

Der Colonel mochte schwerlich erraten, was das hübsche Mädchen mit dieser scharf betonten Umdrehung eigentlich wollte, und der Leser wird das auch nicht recht wissen. So einem guten weimarischen Gemüte ist das nämlich völlig gleichbedeutend: gens bons (gute Leute), oder jambon (Schinken). Röse aber hielt es für einen gar nicht mißzuverstehenden Witz, begriff sich selbst nicht, wie ihr so etwas Geistreiches und Gelehrtes hatte einfallen können, stieß ihre Schwester Marie an, um sie darauf aufmerksam zu machen, fand aber auch da kein Verständnis, denn Marie hatte keine Ahnung mehr, wie Schinken auf französisch hieß. Keine Menschenseele hatte etwas von der Herrlichkeit verstanden, aber das schadete nichts, Röse hatte doch empfunden, daß im Menschen ungeahnte geistige Kräfte schlummern. Auf dem Heimweg erklärte sie Marie auch noch ausführlich ihren vortrefflichen Einfall, und beide wunderten sich noch gehörig darüber, daß sie auch auf französisch Witze machen konnten.

„Und das sag' ich dir," meinte Röse, „er hat's doch ver-

standen, merktest du nicht, wie er so sonderbar auf die Seite schielte, als traute er sich nicht, mir in die Augen zu sehen?"

„Natürlich," meinte Marie, „da er ein Franzos ist, wird er's ja wohl verstanden haben. Übrigens, er soll ja ein Elsässer sein, Gott weiß, die sprechen's vielleicht wieder anders aus als wir."

Die Schinkengeschichte blieb in der Phantasie der Ratsmädchen an dem Kolonel haften. Es ist sogar anzunehmen, daß, wenn sie sich ihn vorstellten, sie ihn beide immer mit den Schinken über der Schulter sahen. Und doch war er ein so scharmanter Mann, wie die Kummerfelden sagte.

Die Ratsmädchen wußten auch, daß sich die Kummerfelden schon längst einen Mann ins Haus gewünscht hatte und nun steckte sogar ein Kolonel im Entenfang. Das mochte ihr sehr recht sein. Sie sagte in der Nähschule auch, als der Kolonel richtig eingezogen war: „Seht ihr, Mädchen, mein Lebtag hab' ich von den Mannsbildern nicht besonders viel gehalten, wenn auch einmal alle Jubeltausendjahre so einer mit darunter durchläuft wie der Geheimrat Goethe und seinerzeit unser Schiller und der alte Wieland und was sich so in Weimar zusammengefunden hat. Ihr müßt wissen, Mädchen, daß es jetzt hier in Weimar eine außerordentliche Rarität ist und daß an die tausend Jahr vergehen können, ehe wieder so etwas vorkommt, und vielleicht kommt's nie wieder vor, solang die Welt steht. Mannsbilder", sagte die Kummerfelden, „wird es natürlich immer geben, und sie werden auch immer glauben, daß sie Gottes Wunder was sind, werden von Jugend auf alle Weisheit, die es gibt, eingetrichtert bekommen, daß auch ein Esel dran zum Platzen gelehrt werden könnte, wenn man sich mit ihm die Mühe geben wollte, wie man sie sich mit den Mannsleuten gibt; aber etwas Vernünftiges, wie jetzt hier, werden sie ihr Lebtag nicht wieder zustande bringen, und darauf leg' ich die Hand

ins Feuer: Die haben sich für ein hübsches Weilchen aus-gegeben", sagte die Kummerfelden mit Pathos. „Dicktun und aufgeblasen sein, das natürlich, das werden sie immer und ewig können. Sie werden aber auch, solang' die Welt steht, nicht verstehen, sich einen Hemdenknopf anzunähen. Eine Schleife, das lernen sie auch nie zu binden, ihr Mädchen, und wenn sie im Zimmer was suchen, so werden sie immer und ewig wie die Blinden herumrennen und nichts sehen, wenn's ihnen vor der Nase liegt; und wenn gestritten wird, so werden sie ewig recht behalten; und wo's was zu saufen gibt, werden sie ewig dabei sein; und wenn sie den Schnupfen haben, werden sie sich entsetzlich gebärden; und wenn man auf Reinlichkeit hält, da werden sie immer und ewig ein Geschrei machen, daß man glauben sollte, man wollte sie berauben; und weil man ihnen mit Mühe und Qual durch lange Jahre etwas Lateinisch beigebracht hat, werden sie immer der Meinung sein, daß, weil schließlich etwas davon hängen geblieben ist, kein andres Geschöpf außer ihnen so etwas lernen kann, und wenn ein Frauenzimmer einmal ein paar lateinische Brocken aufgeschnappt hat, werden ihnen die Haare stets zu Berge stehen, wie bei einem ungeheuren Naturwunder; wenn dasselbe Frauenzimmer aber wie Wasser Französisch und Englisch und Italienisch und meinetwegen Türkisch spricht, da werden sie gar nix dabei finden, jetzt und in Ewigkeit nicht. Und wenn es heißt, ein schon bis zum äußersten unterjochtes Frauenzimmer noch ein bißchen mehr zu ducken, das werden sie unter allen Umständen für ein moralisches und vortreffliches Werk halten, jetzt und in alle Ewigkeit; und wenn ein solch armes Frauenzimmer sich irgend etwas hat zuschulden kommen lassen, da werden jetzt und in alle Ewigkeit die ärgsten Sündenhunde über ihr zu Gericht sitzen; und wenn einer, was Gott verhüte, ein Mädchen verführt hat, wird er, ich meine, schon solang' die Welt noch lebt, ganz engelrein dastehen. Und wenn einer aus

Eitelkeit platzt, wird er zu jeder Zeit den Mut haben, wie ein Schulmeister von der Eitelkeit der Weiber zu reden. Mein Gott," sagte die Kummerfelden, „da könnte man fortreden von jetzt bis in alle Ewigkeit in einer Tour — Männer sind einfach lächerlich — aber eines, das muß ich ihnen lassen, bei Gewitter sind sie gut im Haus zu haben. Seht ihr, Mädchen, das ist mir im Entenfang immer abgegangen, und jetzt hab' ich gottlob einen drin; für nächsten Sommer. Jetzt ist mein Haus versorgt. So ein Haus ganz ohne Mann ist eben nichts Fertiges. Damit will ich aber nicht etwa gesagt haben ‚ohne Ehemann', durchaus nicht. Im Gegenteil," sagte die Kummerfelden eifrig, „wenn es nach mir ging', und ich die Gesetze als Frauenzimmer machen dürfte, da sollte ein Mann überhaupt einem Frauenzimmer nicht enger angekettet sein als zum Beispiel der Kolonel mir. Ein jedes Frauenzimmer sollte das Recht haben, ihm kündigen zu können, wie ich als Hausherrin dem Kolonel kündigen kann; dann würde die Geschichte ein anderes Gesicht bekommen, ihr Mädchen", sagte die Kummerfelden listig.

Für unsre vortreffliche Zeit wären die Ansichten der Kummerfelden sonderbar genug, und so eine Nähschule, wo dergleichen verhandelt würde, könnte sich gefaßt machen, von Polizei wegen geschlossen zu werden.

Dafür aber sind wir auch ganz gehörig zurückgegangen in vielen Dingen. Unser Blut ist dick geworden, die lustigen, harmlosen Blutwellen, die damals durch die Adern der verstorbenen Weimaraner wie muntere Quellen rieselten, sind eingetrocknet.

Die Leute von damals ließen sich nicht so ohne weiteres verblüffen wie wir, hatten nicht so gewaltige Scheuleder wie wir vor den Augen, waren weniger gebildet und weniger verschroben und sprachen, wie der Schnabel ihnen gewachsen war, ohne viel Bedenken. Es war eine lustige, freie Zeit, damals, eine bessere Luft.

Und die Kummerfelden, die hatte noch etwas ganz Besonderes voraus. Sie stand bei aller Welt so unantastbar in Achtung, daß sie sagen konnte, was sie wollte, es wurde von der guten Seite genommen. Sie war durch Wasser und Feuer gegangen, das heißt durch ein langes, vielbewegtes Leben und dazu noch ein gehöriges Stück dieses Lebens über die Bretter, welche die Welt und zu jener Zeit noch dazu ein tüchtiges Stück Leichtfertigkeit bedeuteten, ohne daß man ihr irgend etwas Unrechtes hätte nachsagen können — und das war ihr Stolz.

Die Kummerfelden sprach gern von ihrem Kolonel, und die Mädchen in der Nähschule stellten Betrachtungen darüber an, daß es komisch von der Kummerfelden wäre, die Frau Kolonel so vollständig totzuschweigen, wie die Kummerfelden in der Freude ihres Herzens, einen Mann im Hause zu haben, es in der Tat sich zuschulden kommen ließ, und sie erkundigten sich daher auf das ausführlichste stets nach der Madame und nach Monsieur.

„Ja, mein Gott," sagte einmal die Kummerfelden, „wäre Madame auch Französin, dann sähe die Geschichte freilich anders aus, aber zwei so feindliche Völker unter einem Dach, das tut nicht gut, und all der Spektakel, der daraus natürlicherweise entstehen muß, den soll man aus christlicher Liebe gar nicht bemerken."

Deshalb sprach die Kummerfelden von Madame so wenig wie möglich.

Hätte sie von Madame gesprochen, so hätte sie sagen müssen, daß Madame in einem ununterbrochenen Entsetzen über das, was Monsieur tat, sprach oder nicht tat, sich befand, und daß es im Entenfang nicht immer so ruhig herging, wie es die Kummerfelden hätte vorgeben mögen.

In jenem schneereichen Winter waren die Kolonels bei der Kummerfelden eingezogen, gerade um Weihnachten. Es war ein ganz unglaublicher Winter, und der Leser wird sich

das kleine Weimar in seinem hohen, weichen Schneebett schwer vorstellen können. Die große Schneeeinsamkeit rings-umher!

Jetzt gibt es die gar nicht mehr. Die Eisenbahn läßt solche Weltabgeschiedenheit nicht aufkommen.

Damals aber lag das warme kleine Nest wie mitten in einer Schneewüste, die Landstraßen hoch verschneit, meilenweit bis zur nächsten Stadt. Das Leben bekam so etwas Heimliches, Verschneites, Verborgenes wie in einem alten Märchen. Da war ein Fürstenhof mitten im hohen Schnee, und schöne Damen und Feste, und weise, hochberühmte Männer und lustige Straßenbuben, alles verschneit, alles im Schneenest, und warme, heimliche Stübchen und helle Feuer im Ofen, und alte Weiber am Spinnrade, und lustiges Volk und Komödie und Whistpartien, und alles mitten im weiten hohen Schnee, vom Schneehimmel überwölbt, und ringsum nichts als Einsamkeit und Stille, Rabenflüge, ferne verschneite Dörfer, Weltabgeschiedenheit und weicher Flockenfall, weiche Schneeluft, die den Schall seit Wochen schon gedämpft hielt.

Und in diesem Winter sind viele sonderbare Dinge im Schneenest geschehen. Der große Winter hat den Leuten lange, lange noch nachdem vorgeschwebt. Gar manche haben ihn ihr Lebtag nicht vergessen. Die Liebschaften in jenem weichen, eingehüllten Winter waren so zart, so frisch, so glückselig, so weltverborgen und wie auf weichen Sohlen, die Träume mit wachen Augen in jenem Winter waren so ungestört, das Wandeln zwischen den hohen Schneewällen so köstlich, so versteckt, und wie gut ließ es sich grübeln — Gott weiß, was alles da geschah.

Ein jeder hatte den Trieb nach Geselligkeit, nicht nach rauschender, glänzender Gesellschaft, nach heimlichem Beieinanderhocken, wenn draußen der Schnee fiel.

So war es auch der Kummerfelden ergangen; die Abende

mit der Fabianen und der Mamsell Muskulus und den Ratsmädchen, als sie das Damengärtchen bauten, hatten ihr so wohl behagt, daß sie meinte, es wäre hübsch, wenn ihre beiden alten Kameradinnen, die Fabianen und die Muskulusen, manchmal angetappt kämen und mit ihr zusammensäßen, und auch die beiden Rackersmädchen Röse und Marie sollten ihr willkommen sein, und daß sie allerlei auftischen wollte, das war selbstverständlich. Schüttchen hatte sie bei Ortheils einen Vorrat backen lassen, der gut den ganzen Winter durch reichen mußte, und Kaffee und für die Ratsmädel Nüsse und Schnurpsäpfel, an all dem sollte es nicht fehlen.

Der weiche, weiße Winter, der tiefhängende Schneehimmel, der gleichmäßige, wie ewig andauernde Mollton in der Natur, der über Stadt und Land lag, hatte es auch der Kummerfelden angetan. Wenn sie so allein im Entenfang saß, da kamen die Erinnerungen wie große, lautlose Vögel angeflogen, durch die Schneeluft hindurch, und sanken weich auf die alte Frau nieder, daß es ihr bang und weh um ihr lebensfrohes Herz wurde.

Die Erinnerungen bei stillem Schneewetter im einsamen Stübchen bei Dämmerlicht, das will durchgemacht sein. Da fragt einmal bei den alten Leuten an, die werden es euch sagen.

Wenn die längst verstorbenen Gestalten zur Tür hereinkommen, ohne sie erst öffnen zu müssen und ohne anzuklopfen, und die längst vergangenen Freuden im armen stillen Herzen erwachen und die liebe gute Jugend aufersteht, und von allem, was einst war, nur das verrunzelte Menschenkind noch da ist — ganz allein — alles andre wehmütige Schatten.

Die Stunde in der Schneedämmerung, wenn draußen die Flocken fallen und kein Ton ins Stübchen dringt, die brauchen die, welche jung sterben, nicht zu durchleben — wohl ihnen.

Siehste," sagte die Kummerfelden mit einer etwas wacklige Altweiberstimme zur Fabianen und der Muskulussen, „laßt uns hübsch zusammenhalten. Wenn meine Nähstunde zu Ende ist, da kommt ihr eben die Woche ein paarmal herüber zu mir."

Und sie kamen durch den Schnee angetappt, die Muskulus im Veilchenhut und die Fabianen im unzerreißbaren Christophorusmantel und im Lori und den riesenhaften Filzschuhkähnen.

Und wie die drei da beieinander saßen, war es, wie zu jeder Zeit, ganz behaglich im Entenfang. Was die Kummerfelden versprochen, das hielt sie redlich. Der Kaffee duftete im Ofenrohr und das Schüttchen lag, so lang und breit es war, auf dem Tisch zum allgemeinen Gebrauch, und die Schnurpsäpfel für die Ratsmädchen waren oben im Allerheiligsten in der Kommode, die als vierten Fuß einen Blumentopf hatte und an der eine Gabel an einer Schnur hing. Mit der Gabel verstand die Kummerfelden auf eine außerordentlich geschickte Weise die Fächer zu öffnen, die durch dieses Verfahren Stichflächen aufzuweisen hatten, wie sie der Zeigefinger einer fleißigen Näherin an sich trägt. Wenn die beiden Mädchen kamen, brauchten sie sich nur zu holen, wonach ihr Herz begehrte.

Aber so wohlgeordnet und vortrefflich auch alles war, die rechte Stimmung wie am Abend, als sie das Damengärtchen miteinander bauten, wollte sich nicht einstellen. Nicht ein einziges Mal hatte die Rabenmutter gelacht, daß die Stube schütterte, und die Muskulussen war, wenn sie nicht durch andre ein wenig aus ihrer Wehmut gerissen wurde, so außerordentlich bescheiden, daß nie etwas Rechtes von ihr zu erwarten war.

Über der allzeit wohlgelaunten Kummerfelden lag es wie

ein Schatten. Sie schenkte ihren beiden Kameradinnen mit so einer gewissen tragischen Geste, wie sich die Fabianen ausdrückte, den Kaffee ein und schnitt vom Schüttchen Fetzen herunter, wahrhaft vorsintflutliche, auf so eine Manier, als wollte sie damit sagen: „Mir ist nun schon alles eins."

„Ei, ei, ei, Kummerfelden," sagte die Fabianen, „was machst du denn? Was ist mer denn mit dir?"

Und die Fabianen, das Riesenweib, stützte ihren Kopf auf die großen Arme auf und schaute sich so ihre alte Kummerfelden in aller Gemütlichkeit an.

„Na, du bist auch wirklich, Fabianen", sagte die Kummerfelden, „wenn du siehst, daß es einem nicht so ganz recht ist, da legt mer sich doch nicht so her und glotzt einen an wie ein Totenbeschauer."

„Herr Gott, nu hört sich aber alles auf!" rief die Fabianen, „wenn mer einem seine Teilnahme und Freundschaft bezeigt, da braucht er doch nicht gleich eklig zu werden. Nee, Muskulussen, siehste, wie die Kummerfelden jetzt is, das is schon arg!"

Damit wendete sich die Fabianen brummend an die Mamsell, die sich durch eine direkte Anrede der großen Frau immer geschmeichelt fühlte und beistimmend nickte.

„Na, so ohne weiteres abgemacht ist das aber auch noch nich, daß man nur dazu zu nicken braucht", fuhr die Fabianen die kleine Person mit der großen Perücke an. „Es gibt gewisse Dinge, an die trotz aller Freundschaft ein lediges Frauenzimmer nicht so ohne weiteres heran darf. Zum Beispiel, eine verehelichte Frau ist ewig himmelweit von ihr verschieden, so daß sie überhaupt kein Urteil hat über das, was nur eine verehelichte Frau angeht. Ich meine," fuhr die Fabianen heftig fort, „mit der Kummerfelden hat es etwas ganz Extraes auf sich, denn so ohne weiteres benimmt sie sich nicht wie eine Diva."

Da lachte die kleine Muskulussen, weil ihr das komisch vorkam.

„Da is gar nichts zu lachen!“ fuhr die Fabianen sie von neuem an. „Siehste, Kummerfelden, wenn ich sagte, wie eine Diva, da wußte ich sehr wohl, was ich meinte, dir zur Ehre sei's wieder ausgesprochen, von der Komödiantin merkt mer dir wenig an; aber heite und die ganze Zeit, da muß ich immer denken, daß du eine Diva warst, Kummerfelden.“

„Herr Jeses nee!“ lachte die Kummerfelden leise, „wie kommst du denn auf so was? Un gerade Diva? Wie denn nur.“

„Siehste, die Kränze oben über deinem Bette und so manches noch, was um dich und an dir ist, das macht mir dir so manchmal den Eindruck, als läge über dir und deinen Sachen eine Moderdecke.“

„Pfui Teufel!“ sagte die Kummerfelden.

„Nee, Kummerfelden,“ fuhr die Fabianen auf, „ich meine ja nur so poetisch ausgedrückt. Siehste, du tust mer manchmal eben leid! Da weiß ich gar nich, wie mer's is, alt muß unsereiner doch allemal werden un is auch alt; aber für so ne Schauspielerin muß es doch extra eklig sein, mit einem Male so der Vergessenheit anheimzufallen, sozusagen bei lebendigem Leibe.“

„Ja, Fabianen.“ Die Kummerfelden reichte der großen Frau über den Tisch herüber ihr bewegliches altes Händchen und schaute ihr so eigen in die Augen. „Wie du das so ausspricht, Fabianen.“

Eine große Rührung trat in die Züge der Kummerfelden, und das alte kleine Weib in dem geblümten Kleide und mit der hohen Haube saß vor der braven Fabianen, die mit ihren runden Augen den Leuten bis ins Herz sehen konnte, wie vor ihrem Beichtvater.

Und es machte gar nichts, daß der Beichtvater ein ge-

waltiges Stück Schüttchen ganz unbeirrt in den Kaffee stippte und sich dann in den Mund schob und wohlgefällig kaute. Es war doch eine vertrauensvolle Stunde im Entenfang.

Auf dem armen Herzen der Kummerfelden lagen die Erinnerungen nicht mehr so schwer und weich, die ihr der tiefhängende Schneehimmel auf die Seele gedrückt hatte, aber sie war in großer Bewegung und sprach, wie sie es noch zu keiner Menschenseele getan hatte.

„Ja, Fabianen, da hast du ganz recht", sagte sie, und die alten Augen glänzten feucht. „Eine junge Seele und ein alter Leib, das ist des Teufels, Fabianen. Und hätte ich mir nicht sogleich, wie ich vom Theater gegangen war, die große Altweiberhaube angewöhnt", sie legte beide Hände mit einer flinken Bewegung auf ihre Haube —, „so hätte ich gewiß Gott weiß was für Streiche angerichtet, denn das muß ich sagen bis auf den heutigen Tag: alt fühle ich mich nun einmal noch ganz und gar nicht. Das aber habe ich mir damals gleich gesagt: Kummerfelden, Kummerfelden! wenn du es nur anständig zuwege bringst, das Altwerden! Du mein Gott, man urteilt so hart über die armen Frauenzimmer, die nicht alt werden können, als ob das eine so leichte Sache wäre. Na, ich meine, ich hab' mir nichts zuschulden kommen lassen. Auch noch verschiedene Male hätte ich ganz gute Engagements annehmen können, aber nee, nee! Wahrhaftig, das sag' ich: So was, Gott sei mir gnädig, kann sich nur ein Teufel ausgedacht haben, innen jung und außen verhuzelt."

„Das fühlt unsereins nu nich so gefährlich", sagte die Fabianen. „Hat unsereins acht Kinder gehabt, da macht mer keinerlei Ansprüche mehr, und in was for 'ner Art Sack das Herze steckt, das is schon alles eins. Mer is doch nur so 'n Popanz mehr, gar wann's an die Schwiegermutter geht, no da schon gar! Da hilft unsereins keine Schönheit mehr. Und das Herze ist mit den Kindern auch so abgerackert, daß

es weiß Gott an Schnurrpfeifereien nicht mehr groß denkt. Freilich bei kinderlosen Weibern, un gar bei einer Künstlerin, da ist das anders, nadierlich — nadierlich!" Die Fabianen nickte heftig mit dem Kopfe. „Nee, Kummerfelden, ich ver-steh' dich ganz gut. Hast auch dein Teil durchmachen müssen, un brav, das muß dir dein Feind lassen, ehrenwert. Siehste, es muß dir gerade gehen, Kummerfelden, wie dem alten Regimentsgaul am Ackerpflug. Du mein Gott, wenn der mal die Trommel hören tät, das möcht' ihm nicht schlecht in die alten Knochen fahren, der armen Schinder-mähre."

„Fabianen, deine Bildnisse und Gleichnisse, das ist aber et-was Miserables!" rief die Kummerfelden.

„Na ja, nadierlich, das Kind beim rechten Namen nennen, das willst de nich, da soll immer so drum 'rum geredt werden." Die Fabianen goß sich von neuem Kaffee ein und schnitt sich ein gehöriges Stück Schüttchen ab, schob auch der Mamsell Muskulussen eins hin, ein ganz kleines und einige Krümel. „Da, da haste was, Grünschnabel", und tippte ihr auf die wollige Perücke mit einem ihrer großen harten Finger. „Warm un weich, Muskulussen", sagte sie dazu. „Geh mer weg, wie kann mer nur sommers und winters un in der Stube so 'nen Fußsack tragen: Es glaubt dir's ja doch kei Mensch. Da lob' ich mir die Kummerfelden."

So saßen sie noch eine gute Weile bei ihrem Kaffee und dem Schüttchen, das vor der Fabianen ihrem Appetit dahin-schmolz wie Butter in der Sonne, die grobe, gute Fabianen, „die stille vor sich hine" Mamsell Muskulus, wie sie in Weimar sagen, und die Kummerfelden. Und alle drei hatten keine Geheimnisse voreinander.

Die Fabianen, der das Wohl ihrer lieben Nächsten im Men-schen- und Tierreich gar sehr am Herzen lag, sagte immer wieder: „Paß auf, Kummerfelden, wenn du's jetzt mit der Sehnsucht nach einer scheenen Vergangenheit zu tun hast —

das laß mir nur gut sein, das krieg mer schon; nur sacht-chen!“ und die Fabianen rückte schließlich mit dem, was sie meinte, heraus.

Die Kummerfelden sollte ihnen ihre schönsten Rollen vor-spielen, sie wären doch auch sozusagen Menschen, und wenn die Kummerfelden wünschte, da wollten sie auch mitspielen, und etwa Kolonels und die Ratsmädchen könnten zuschauen. Ganz wie die Kummerfelden es bestimmen würde.

Und dieser Vorschlag gefiel der Kummerfelden. „Ja,“ meinte sie, „das wär' nicht übel.“ Und der Fabianen reichte sie die Hand und sagte: „Du treue Seele. Siehste, die Julia, die spielte ich gar zu gern noch einmal.“

Die Julia hatte es der Kummerfelden angetan. Stücke daraus hatte sie ihren Nähschülerinnen hin und wieder vor-deklamiert, und Julias Schuhe, welche die Kummerfelden zum letztenmal als Julia im Sarg angehabt hatte, die waren noch immer der höchste Preis für eine vortreffliche Nähleistung, und das Mädchen, das diese Schuhe zur Belohnung eine Stunde lang im Entenfang an den Füßen tragen durfte, war eine vielbeneidete Person. Die Schuhe der Julia waren der Orden, den die Kummerfelden für ihre Schule gestiftet hatte.

Und ihr altes liebes Gesicht leuchtete wahrhaft, als sie den Plan, die Julia noch einmal zu spielen, weiter mit der Fa-bianen besprach.

Ehe die Freundinnen an diesem Abend sich verabschiedeten, hatten sie noch ein längeres Ständchen mit dem Kolonel und dessen Frau. Das Ehepaar kam, um sich nach dem Be-finden ihrer Hausherrin zu erkundigen, und wurde sehr artig von der Kummerfelden bewillkommnet.

„Na, das is ja scheen,“ sagte die Fabianen, „daß Sie bei der Kummerfelden wohnen. Und Sie sind ja auch nicht zum erstenmal hier, mein Herr. Sie sollen ja schon damals mit-

geplündert haben, wie ich von verschiedenen Seiten gehört habe. Ja, sehen Sie, unrecht Gut gedeiht nicht. Jetzt ist's gottlob anders."

„O, wie gottlob?" unterbrach sie der Kolonel eifrig. „Das sein nicht recht von Ihn su sagen. Deitschland wäre sehr glicklich unter die Franzosen. Schlimm, sehr schlimm für Deitschland! Sie werden sehen, wie es wird werden! Sie werden nich Freid haben daran, non, non, madame!"

„Ach, aber Pips, red' doch nich so, was sollen denn die Leute von dir denken", sagte Madame, eine kleine, runde Dresdnerin.

„Monstre!" rief er und blitzte sie von der Seite an.

„Ach nee, wirklich, lassen Sie ihn nich davon reden, wenn er auf den Krieg kommt, schläft er die ganze Nacht nich und träumt so schreckliches Zeugs, un dann brillt er wie eine Kanone un zischt un wirft sich umeinander, daß man Hilfe schreien möchte."

„Monstre!" rief er wieder in erhöhtem Ton und sah außerordentlich erregt aus. „Ja, der Krieg, ick habe alles mit erlebt, Mesdames, und dieses Monstre da kann nicht hören davon. Ah, die Marseillaise! wollen Mesdames die Marseillaise hören?" Der Kolonel rief das und schwenkte mit den Armen und hieb mit seinem großen roten Regenschirm, der einen gepreßten messingenen Griff hatte, wie wütend in der Luft umher, so daß die Kummerfelden und die Muskulussen und die Fabianen sich auf die Stufen zum Allerheiligsten lachend retirierten.

„Ach Herrjes!" rief Madame, die am Türpfosten stand, „nu ist er schon mitten im Krieg! Hab' ich's nich gesagt, daß es so kommen wird? Nu hat er heut nacht das Fieber un dann geht's so fort. Ach, hören Sie doch gar nicht auf ihn, wenn er seine dumme Marseillaise singt."

„Monstre!" rief er wütend, „das sag' noch einmal, Frau-

mensch!" und er stand mit erhobenem rotem Regenschirm vor ihr. Und jetzt ging es los mit der Marseillaise. Dabei stach er wie ein Wütender mit seinem roten Regenschirm um sich, schrie wie ein Besessener, verfolgte die drei ehrwürdigen Frauen, stürzte immerfort, in den höchsten Tönen die Marseillaise singend, zum Allerheiligsten hinauf und wieder hinunter. Manchmal brüllte er wie eine Kanone, dann zischte er wie ein Säbel, dann brüllte und schrie er wieder und ging wieder an die Marseillaise: „Ah mon Dieu! mon Dieu! mon Dieu! c'est la guerre, Mesdames!" und wieder die Marseillaise, und jetzt sang die Kummerfelden gar selber mit, die war von jeher eine so versteckte Franzosenfreundin, und die Marseillaise, das war ihr Leibstück. Und wie das der Franzose hörte, daß die Kummerfelden mitsang, da schrie er ganz außer sich: „Vive l'empereur!" und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger, als hätte er damit ganz Deutschland erobert.

„Ach, so ein Franzos, das ist ein unsinniges Tier", sagte die Fabianen vor sich hin. „Jetzt steht mir alles wieder auf, was wir bei der Plünderung ausgestanden haben."

Die Kummerfelden aber sang unentwegt die Marseillaise, als hätte sie Gott weiß was im Schilde, und als wäre aus der Kummerfelden mit einem Male so ein miserabel berüchtigtes Strickstrumpfweib geworden.

In der Kummerfelden steckte eben ein ganz verdammtes Feuer, und ich glaub' schon, daß sie ihre liebe Not hatte, es mit der großen Haube niederzuhalten. Sie war auch wie des Kuckucks, als stände sie wieder auf der Bühne. Und man wußte zuletzt nicht, wer in seiner Art schlimmer war, der Franzose, der die Marseillaise unten im Zimmer sang und mit dem roten Schirm herumstach, oder die Kummerfelden, die oben im Allerheiligsten stand und sang und gestikulierte, bis ihr die Fabianen mit einem Gewaltgriff den Mund zuhielt, denn was zu toll war, das war zu toll.

An dem Türpfosten stand Madame immer noch und sagte mit einer verzweifelten Miene: „Ach Gottegottegottegott, was is das fir 'n Mann!"

„Ja, das glaub' ich Ihnen, meine Beste", und die Fabianen nickte ihr einverständlich zu. „Kummerfelden," sagte sie, „ei du mein Gott, Kummerfelden, es ist ewig gut, daß dich niemand gesehen hat."

„I was", sagte die Kummerfelden noch außer Atem. „Ich möchte wissen, ob es die Bestimmung des Menschen ist, immer wie ein Kloß dazusitzen!"

Der Franzose aber hatte sich inzwischen noch nicht beruhigt. Der Teufel schien in ihn gefahren zu sein.

„Und sie kommen doch noch drunter, die Deitschen, o gewiß, Mesdames, gewiß, chérie," wendete er sich an Madame, „die Deitschen kommen noch drunter. O, sie werde unglücklich werden ohne die Franzos. Sie brauche die Franzos, ohne die Franzos sind sie nur halbe Leit! Alles mache sie nach, alles — was weiß ick. Die Natur sagt selbst, es ist Bestimmung."

„Na, na, na!" sagte die Fabianen, „so 'nen Unsinn."

Die Kummerfelden aber meinte ernst: „Fabianen, das verstehst du nicht; was Gott mit den Völkern vorhat, das ist seine Sache, da hast du nicht dreinzureden."

„Nur allein die Sach fum Essen!" rief der Franzose. „Wo gibt es Deitschland so ein civet de lièvre! so ein bécasse au salmi! so laitue! un so ein vol au vent! so choufleur! wie bei uns su Haus? Madame versteht es nicht su kochen." Er blickte erbittert auf Madame. „Aber wenn sie wäre Franzos, sie würde wissen. Sie würde gut leben. Ach, un die Gemüse, die légumes. Man weiß nix, was ist Gemüse hier." Er machte einen ungemein langen zugespitzten Rüssel und schnalzte mit den Fingern der linken Hand, mit denen er den Rüssel berührte; in der Rechten hielt er noch immer den roten Regenschirm fest an sich gepreßt, den Kopf weit hintenüber

gebeugt, so stand er und ließ im Geiste alle Gemüse Frankreichs an sich vorüberziehen.

„Ach, was für ein Schleckermaul du bist, Pips, schäm' dich!" rief die Frau und trat auf ihn zu, um ihn aus seiner irdischen Verzückung herauszureißen.

„Schleckermaul! Schleckermaul, jawohl, o hören Sie, Madame, wenn ick mich an einem Kartoffel begeistern, an eine Kartoffel mit ein wenik Butter, was ick eß immer su Diner, das nennt Madame Schleckermaul!"

„Jawohl, Schleckermaul Pips; wenn er die Kartoffel ißt, dann sollten Sie ihn nur sehen, da verdreht er die Augen gerade wie jetzt und tut, als wenn er glückselig wäre. Als wenn der Mensch nur zum Essen da wäre."

„Jawohl, wenn sie geplatzt sind und wenn die Rauch so herauskommt, dann freu ick mir! Aber wenn sind sie denn geplatzt, wann denn? Sag doch, wann denn? Nie!"

So politisierten sie im Entenfang noch eine gute Weile fort.

Den drei alten Freundinnen ging die Franzosenzeit an der Seele vorüber, die sie alle in Weimar durchgemacht hatten.

„Ja, er ist doch gerad' wieder so ein unsinniges Tier," wiederholte die Fabianen, als das Franzosenpaar sich verabschiedet hatte, „wie unsereins sie immer in Einquartierung hatte. Immer halb verrückt, um alles ein Geschrei und ein Getoll wie beim Weltuntergang. Na, ich danke, die arme Frau!"

„Ah, er ist oft recht lieb mit ihr," meinte die Kummerfelden, „damit hat's keine Not, und wenn so fremde Völker einander heiraten, gibt's natürlich viel Skandal."

Seht ihr's," sagte die Kummerfelden, als sie ein paar Tage darauf wieder im Entenfang beisammensaßen, „nun müßt ihr aber auch auf mich hören."

„Nadierlich", meinte die Fabianen.

Und die erste Leseprobe begann.

Die Kummerfelden hatte ihre Julia, die Fabianen Romeo und die Mamsell Muskulussen die Amme und was sonst gerade für eine Person mit der Julia zusammen auftrat.

Die Kummerfelden hatte ihr allerneuestes geblümtes Kleid angelegt, ein wahres Prachtstück von Kleid, mit seidenen Blumen eingewebt, und auf der hohen Haube steckte eine mattrosa Schleife.

Sie für ihre Person brauchte natürlich keine Leseprobe, die Rolle der Julia war mit silbernen Buchstaben ihr ins Herz geschrieben, wie sie sagte; aber die Fabianen und die Muskulussen, damit sah's bös aus. Das bemerkte die Kummerfelden sogleich, als Romeo den Mund auftat.

„Ja, um Gottes willen!" rief die Kummerfelden, „das lies aber gleich noch einmal."

Und die Fabianen, geduldig und demütig, setzte mit ganzer Force noch einmal ein, und heulte und stöhnte erschrecklich, und legte ein so ungeheures Empfinden in jede Silbe, daß einem eine Gänsehaut über den Rücken laufen konnte, und dabei fuhr sie wie eine Windmühle mit ihren großen Armen umher, daß die kleine Mamsell Muskulussen ganz zusammentauchte, damit das Ungewitter über sie hinweggehen konnte.

Und Julia sah verblüfft auf Romeo, was der für Geschichten machte.

Daß die vernünftige gescheite Fabianen sich so entsetzlich gebärden würde, das hätte die Kummerfelden doch nicht gedacht.

„Nee, nee, Fabianen!" rief sie, „so geht's nicht! Paß auf!"

Die große Frau hielt ganz erschreckt inne. „Na, was denn nu noch?"

„Es ist ja doch nicht nötig, so arg zu schreien; und was meinst du denn, wenn einer die ersten Worte mit einem Mädchen spricht, da heult er doch nicht gleich so und stöhnt und winselt und wirft die Arme doch nicht so umeinander, Fabianen, denk' doch! Du mußt eben an die Natürlichkeit denken."

„J was", sagte die Fabianen. „Du meinst wohl, ich soll mir dabei die Nase jucken! Nee, nee, Kummerfelden, so nonchalant mach' ich's nich. Das mag ich nicht leiden."

„Ja, wer sagt dir denn auch, daß du dabei die Nase jucken sollst, da gibt's doch noch ein Mittelding. So anstellen sollst du dich nicht wie eine toll gewordene Blutwurst. Paß auf!" Das sagte die Kummerfelden ernst und würdig; und noch einmal las sie ihr die Worte vor, in welche die Fabianen ihre ganze Kraft wie in eine Kanone geladen hatte.

„Mir auch recht," meinte die große Frau, „so simpel meinetwegen. Wie du aber auf diesen Romeo 'reinfallen konntest — mir rätselhaft."

„Also jetzt fang an."

Die Fabianen las wieder und schnuddelte nun das Ganze so miserabel hin, als sagte sie's dem Lehrer auf.

„Pfui, Fabianen, du bist aber boshaft!" rief die Kummerfelden. „So kommen wir ja in Ewigkeit nicht weiter. Jetzt laß ich's die Muskulussen probieren."

Das war erst recht danach, mein Gott, so ein Gezirp, und kein Wort richtig gelesen, und gestockert und gepiept, daß die Fabianen ganz entrüstet guckte, sich aber doch nichts recht zu sagen traute.

Arme Kummerfelden! Und deswegen dein schönes Kleid mit den seidenen Blumen, und deswegen die blaßrosa Schleife

auf der Haube — und die ganze Feierlichkeit, denn es gab wieder Schüttchen und Kaffee, und für Romeo zur Stärkung war ein Fläschchen aufgefahren, und Schnupftabak stand zum beliebigen Gebrauch auf einem stark vergoldeten Untertäßchen.

Die beiden vortrefflichen Leser saßen auch mit ziemlich unerfreulichem Gewissen schließlich bei ihrem Kaffee, denn die Kummerfelden hatte die Bücher ein für allemal zugeklappt. Sie war ganz bekümmert und niedergeschlagen und sagte: „Seht ihr's, nun bekommt ihr auch von der ganzen Geschichte nichts weiter zu hören.“ Sie trank ihren Kaffee wehmütig und konnte sich nicht ermannen, mit den beiden traurigen Gestalten, die ihre Sache so miserabel gemacht hatten, zu schwätzen, und so währte es nicht lange, da wickelte die Fabianen sich in ihr Lori, kroch in den unzerreißbaren Christophorusmantel, und die Muskulussen stülpte sich den Veilchenhut auf die Perücke, und die arme Kummerfelden saß allein mit ihren Gedanken. Draußen fiel der Schnee, und eine tiefe, tiefe Stille war im Stübchen, und die Erinnerungen kamen wieder angeschlichen und legten sich dem kleinen Weibe schwer und weich ans Herz.

Und während da oben im Stübchen eine saß und ihr Lebensglück, auch das allerletzte Restchen, mit wehmütigem Herzen begrub, da grub zur selben Stunde noch einer im Hause. Unten im Keller hockte der Kolonel bei einem Laternchen und grub nach Trüffeln. Das mag man mir nun glauben oder nicht. Es war aber so. Er hatte Champignons und, wie er versicherte, Trüffelbrut unten im Keller gesät, schon Tage vorher, ehe er einzog, in Kästen die Champignons und die Trüffeln in lockere Kellererde, und er hatte den Keller im Entenfang gar nicht genug loben können. Jetzt steckte er also unten beim Scheine seines Laternchens und wirtschaftete. Er grub mit einem großen alten Blechlöffel im Schweiße seines Angesichtes.

„Attention, attention“, murmelte er hin und wieder vor sich hin, jedenfalls weil er fürchtete, seine Trüffeln mit dem Blechlöffel zu verletzen. Er war in ungeheurem Eifer und keuchte und pustete.

Mit einemmal schien er endlich etwas gefunden zu haben, holte es sachte mit dem Blechlöffel aus dem Grübchen, langte mit der andern Hand in die Tasche, praktizierte seine Brille heraus und stülpte sie sich, so gut es mit einer Hand gehen wollte, auf die lange, dünne Nase, und danach beschaute er sich das Ding im Löffel mit großer Befriedigung, steckte es in ein altes, leeres Tütchen, das neben der Laterne lag, und machte sich zufrieden auf den Weg.

Vor der Tür der Kummerfelden blieb er einen Augenblick unentschlossen stehen, aber schließlich pochte er.

Die Kummerfelden fuhr aus ihrem wehmütigen Brüten auf, und der hagere Kolonel mit der brennenden Laterne hielt ihr schon auf der Schwelle die Tüte mit dem Trüffelchen entgegen.

„Madame, Madame, wir haben — wir haben! Sie sind schon gereift!“

„Na, da weisen Sie's mal her; ei, ei, ei, wie ist denn das nur möglich um diese Jahreszeit?“ sagte die Kummerfelden und setzte sich ebenfalls ihre große Brille auf die Nase.

„Macht nix, macht nix,“ sagte der Kolonel, „im warmen Keller da macht's nix.“

Und jetzt beschauten sie's miteinander, und die Kummerfelden langte in die Tüte und holte das Trüffelchen heraus, schob sich die Brille bis auf die Nasenspitze und schaute über die Brille hinweg, wie die Kummerfelden das immer tat, wenn sie besonders scharf sehen wollte.

„Attention! Attention!“ rief der Kolonel, der um das Trüffelchen besorgt schien.

„Ei du meine Güte, das ist mir aber sehr unangenehm,

wie kommt denn das in meinen Keller, davon weiß ich ja gar nichts, das ist ja wohl der Mauerschwamm." Die Kummerfelden drückte das verschrumpelte Ding zwischen ihren kleinen Fingern und roch daran; „oder ein vertrocknetes Kartöffelchen."

„Attention!" Attention! rief der Kolonel und nahm es ihr weg und steckte es wieder in das Tütchen. „Ah, Mauerschwamm!" sagte er wegwerfend. „Madame kennt keine Trüffeln. Su noël brauch' ich Trüffel, Madame wird sehen."

„Na, um Gottes willen, das Ding soll doch nicht etwa gekocht werden?"

„Ah bah!" sagte der Franzose.

„Ja nich etwa", meinte die Kummerfelden.

„Glauben Madame, daß ich etwas anders kochen werde als ein Trüffel? Ich bin sehr geschickt im Kochen, ich weiß so etwas. Ich koche viel, sehr oft. Madame oben", er wies zur Decke hinauf, „liebt nicht su kochen — kann auch nur schlecht. Ein civet de lièvre kann sie nicht." Der Kolonel machte wieder einen Rüssel und spitzte die Finger und schnalzte und warf den Kopf zurück. Die Laterne stand zwischen seinen langen Beinen und er selbst saß der Kummerfelden, wie es schien, zu einem längeren Schwätzchen gegenüber.

Er erzählte ihr, daß seine Madame sehr zart sei, daß er sie über alles, mehr als sein Leben liebe — dabei traten ihm die Tränen in die Augen —, daß sie manchmal miteinander zankten, aber immer sehr bald Versöhnung hätten, daß er ein kleines Kind sich wünsche, daß er gut fände, wenn man su „civet de lièvre kein lièvre" habe, „Katz su nehmen in der braunen Sauce sei das ebenso gut." Er erzählte weiter, wie er „den Katz fange, ganz ohne alles Geräusch — Madame wird sehen." Er erzählte auch, wie man immer frischen Salat im Keller haben könnte, ein wunderbares Rezept dazu, dann kam er wieder auf Madame „oben" zu sprechen, schüttete der Kummerfelden sein Herz ganz gehörig aus. Dann kam er

auf die Gesundheit von Madame zu sprechen, für was er alles Tisanen „su kochen" verstände — für alles. Das erzählte er mit außerordentlich wichtiger Miene, mit hochgehobenen Augenbrauen. Daß kein Tag verging, an dem er ihr nicht wenigstens eine Tisane kochte, und daß er hoffe, daß Madame mit der Zeit immer besser würde, daß sie aber die Tisane sehr ungern tränke, und daß er ihr immer „sureden" müßte.

„Madame sind sehr still heute", sagte er, als es ihm auffiel, daß die Kummerfelden seinen Redestrom nur äußerst selten und geringfügig unterbrach. „Madame haben ein etwas langes Gesicht. Ich gehe hinauf und bringe Madame eine von mein Tisane."

„I gar", sagte die Kummerfelden.

„Wenn ich sage, dann sag' ich!" Der Kolonel zog die Augenbrauen wieder hoch. „Madame oben sagt geradeso, aber da ist nichts, wenn eine Tisane getrunken sein muß, dann muß sein!" Jetzt bemerkte er auf dem Tisch noch der Fabianen und der Muskulussen ihre Rollen liegen und zwei Bände Shakespeare. „Madame haben studiert?" rief er, „darf ich sehen?" Und er nahm die Rolle des Romeo. „Ah, Komödie, Madame studieren noch immer." Er verbeugte sich achtungsvoll. „Man hat mir gesagt, daß Madame eine große, sehr berühmte Aktrice war."

Das tat der Kummerfelden wohl und sie zog freundlichere Saiten auf.

Der Kolonel guckte immer noch mit hochgehobenen Augenbrauen in die Rolle. „Sähr scheen, sähr scheen!" sagte er höflich.

Da fuhr der Kummerfelden eine Idee durch den Kopf, eine glückliche oder unglückliche, wie man will. Und es währte gar nicht übermäßig lange, da saßen die beiden, der Kolonel und die Kummerfelden, beieinander, und der Kolonel hörte gespannt und außerordentlich erregt zu.

Er hatte sich eben vollkommen bereit erklärt, die Rolle des Romeo zu übernehmen.

„Das war ein vorsüglicher Gedanke!" rief er ein übers andre Mal. „Ich werde studieren, o ich werde studieren, da verlassen sich Madame darauf. Es wird scheen gehen, sähr scheen." Jetzt stand er auf und lief im Zimmer auf und nieder, während die Kummerfelden in Begeisterung ihm den Gang der Tragödie auf das ausführlichste mitteilte und die Szenen, die er mit ihr zu spielen hatte, besonders markierte. „Jawohl, jawohl," sagte er, „das ist alles gut, aber Madame mussen suerst oben stehen", er zeigte zum Allerheiligsten hinauf, „und ich unten. Sehen Madame, das würde sähr gut gehen. Madame sollen sehen!"

Das leuchtete der Kummerfelden ein. Sie gab dem Kolonel die Rolle mit, band sie ihm ganz besonders auf die Seele, weil die Rolle ein wertes Angedenken sei, und erklärte sich nun auch bereit, um dem guten Kolonel auch einen Gefallen zu tun, die Tisane, die er ihr noch heute bringen würde, zu trinken.

Und er brachte die Tisane, und seine Frau kam mit ihm und lachte in einem fort. „Gott, ach Gott," sagte sie, „jetzt fängt er auch mit Madame Kummerfelden an!"

Und sie blieben beide so lange, bis die Kummerfelden den letzten Tropfen getrunken hatte und sich schüttelte, denn der Kolonel hatte ihr etwas sehr Bitteres gebracht.

„Ja, du meine Güte, was war denn das?" frug sie.

Da machte der Kolonel ein ganz besonders wichtiges Gesicht und schwieg, und die Frau lachte wieder und sagte: „Ach Gott, da kennen Sie ihn aber schlecht, das sagt er nie."

Und so war es auch. Er sagte es nicht.

Der Kummerfelden bekam es aber ganz gut. Von jetzt an aber war bei den Mietern der braven Kummerfelden

wirklich immer großer Spektakel. Der Kolonel schien völlig des Kuckucks zu sein, lief treppauf, treppab, vom Boden, wo er auch fortwährend etwas zu tun hatte, hinunter in den Keller zu seinen Trüffeln, und sprach unausgesetzt mit tiefem Gefühl vor sich hin. Niemand wußte, was, nur die Kummerfelden wußte es ganz genau. Das war eben zu jener Zeit, als Röse, das Ratsmädchen, in der Nähschule Betrachtungen über die unruhigen Mieter ihrer Nähmeisterin anstellte.

Was er auf dem Boden trieb, das wußte die Kummerfelden ebenfalls auch ganz genau. Es war ihr durchaus nicht unbekannt, daß er dort den Katzen nachging und Fallen gestellt hatte und ewig auf der Lauer lag.

Der Kolonel war ein eifriger Mann, machte auch Anstalten, sich in Weimar als Tanzmeister aufzutun; er hatte immer etwas im Treiben. Und mit Befriedigung bemerkte die Kummerfelden, wie eifrig er es auch mit seiner Rolle nahm. Eins war ihr nicht recht, daß er bei jeder Gelegenheit zu ihr in die Stube „gequitscht" kam, auch während der Nähstunde. Immer war im Hause etwas los, was die Kummerfelden durchaus wissen mußte.

Bald hatte er etwas von der Frau zu klatschen und kam wegen einer ehelichen Streitsache um Rat zu fragen, bald wollte er ein Endchen Bindfaden, bald eine Schere, bald brauchte er ein Ei oder einen Apfel zu einer Sauce, bald kam er, um die Kummerfelden an einer köstlichen Tisane riechen zu lassen, die seine Frau nicht zu sich nehmen wollte und die er deshalb in wütender Erregung zum Kosten herumtrug.

Einmal kam er auch mit bluttriefenden Händen hereingestürzt in die Nähstunde und trug ein Geschöpf, das große Ähnlichkeit mit einem abgezogenen Hasen hatte, und hielt es triumphierend der Kummerfelden vor die Nase, die aber einen solchen Entsetzensschrei tat und so von Ekel geschüttelt

wurde, wie es sich kaum mit dem Anblick eines strammen Hasenbratens vertrug. Das mit dem Hasenbraten wird man mir nun wieder nicht glauben wollen und meinen, ich oder die Kummerfelden haben gelogen. Aber, Gott bewahre, es hat sich alles so zugetragen und die Kummerfelden hat es ihrerzeit oftmals erzählt.

Die Mädchen in der Nähschule hatten viel zu kichern, und das war der Kummerfelden durchaus nicht recht.

Wissen Madame, es wird jetzt gehen", meinte eines schönen Tages der Kolonel, und so verabredeten sie beide, die erste Probe, nachdem die Nähschule zu Ende war und der Entenfang einsam im Schnee lag, miteinander abzuhalten.

„Aber bei Licht", sagte die Kummerfelden.

„Na—atierlich", stimmte der elsässische Franzose bei.

Nun hatte es die Kummerfelden also doch erreicht. Wieder schlüpfte sie, sobald die Mädchen fort waren, in das Kleid mit den großen seidenen Blumen und setzte sich die weiße große Haube mit der blaßroten Schleife wieder auf und wusch sich das Gesicht mit ihrem berühmten Kummerfeldschen Waschwasser ab, das noch immer jetzt in den Weimarschen Apotheken für Frauenzimmer, die etwas für ihre Schönheit tun wollen, zu haben ist. Sie hatte sich auch zwei Wachskerzen gekauft, damit Julia oder Romeo der Mühe enthoben wären, das Unschlittlicht alle Nasenlang zu schneuzen.

So erwartete Julia ihren Romeo.

Statt diesem schellte es aber ganz gewaltig an der Haustür, und die Fabianen kam hereingetappt und wollte sich häuslich niederlassen.

Das aber kam der Kummerfelden sehr in die Quere. Und die Fabianen fand, daß sie äußerst kühl empfangen wurde.

„Na, was hast du denn?" frug sie.

„J, zu Tiburtsiussens muß ich gehen", log die Kummerfelden.

„Na nu, das muß ich aber sagen, Kummerfelden, Wachslichter brennst du wie bei Hofe, du mußt doch gar nicht mehr wissen, wo du vor Hochmut 'naus sollst, un zwei gar auf einmal — was is mir denn mit dir? — Un geputzt wie 'n Pfau! — Kummerfelden, Kummerfelden!"

„Du bist wohl vom Magistrat als Polizeier angestellt, scheint mir. Mit deinen großen Augen — was fährst du denn überall herum, lern lieber lesen, du," sagte die Kummerfelden ganz wütend.

„Eine hübsche Laune, boshaftes Ding! Was hast du denn nur? Geh, mach dich fertig, ich bring dich zu Tiburtsiussens."

Das fuhr der Kummerfelden wie ein Schreck durch die Glieder. Die Fabianen abzuschütteln, das war ja die reine Unmöglichkeit. Und um keinen Preis hätte sie der Fabianen gesagt, wen sie erwartete und als was sie ihn erwartete. So wurde sie schließlich ganz grob und unverblümt und sagte, daß sie gar niemanden brauchte, daß sie schon den Weg zu Tiburtsiussens allein finden könnte, und so einen Polizeier wollte sie schon gar nicht.

Die arme Fabianen wußte nicht, was sie von der guten Kummerfelden denken sollte, und in ihrer Gutmütigkeit frug sie die kleine, ungezogene, alte Frau, ob sie vielleicht gar Fieber hätte, und griff ihr sachverständig nach dem Puls.

Aber schließlich ging sie und zwar ziemlich aufgebracht, soweit das bei ihrer großen, schwerfälligen Person möglich war.

Wie sie ein gutes Stück schon den Entenfang hinter sich hatte und die hellen Fenster noch immer in den Schnee hinausleuchteten — die Fabianen war gehörig langsam gegangen, um die Kummerfelden wirklich aus dem Hause treten zu

sehen, denn es war ihr die Einladung zu Tiburtsiussens gar nicht geheuer vorgekommen —, da machte sie plötzlich Kehrt und trottete dem Entenfang wieder zu. „Wart, du alter Lügenschiepel," dachte sie, „die Tiburtsiussen ist ja heute zu dem großen Trafik bei der Schopenhauern geladen." Das hatte sie zufällig erfahren, und es war ihr plötzlich eingefallen. „So eine Verkommenheit, so zu lügen! und das konnte sie also wirklich, die Alte, ihre beste Freundin so miserabel anlügen!"

Die Fabianen schob jetzt ganz energisch vorwärts durch ein dichtes Flockengewimmel, und vor dem hellen, zugefrorenen Fensterchen des Entenfanges machte sie halt. Wie die Scheiben glitzerten!

Die große Frau fuhr mit ihrem Gesicht an den gefrorenen Scheiben hin, um etwa doch ein Löchelchen zu entdecken, das ihr gestattete, in den fürstlich erleuchteten Entenfang hineinzublicken, und da hatte sie auch schon eins; aber sie mußte so krumm stehen wie ein Flitzbogen, und das war beschwerlich. Der Schnee fiel auf ihren breiten, runden Buckel wie auf einen filzüberzogenen Hügel, und im Nu war der Buckel schneeblütenweiß, besonders da die Fabianen sich nicht mit einem einzigen Ruck rührte. Sie stand wie gefroren, und in die Schneedecke auf ihrem großen, runden Rücken kam auch nicht ein einziges Rißchen. Ein Seufzer, eine Art Stöhnen rang sich aus der gepreßten Brust des großen Weibes, und der Schnee fiel immer dichter und dichter.

Das war ja wirklich, um den eigenen Augen nicht zu trauen, eine Vorspiegelung der Hölle! Die Kummerfelden oben im Allerheiligsten und der zehnmal verdammte Kolonel unten gestikulierend und schwadronierend — Gott weiß was — und mit den Händen alle Nasenlang aufs Herz gefahren, als wenn es ihm davonrennen wollte und er es festhalten müßte, und das Maul so spitz und lecker, als wäre er dabei, daß er Sirup lecken sollte, und dann setzte er sich auf die Knie — aber das verdammte Löchelchen im gefrorenen Fenster! da

mußte es natürlich ganz unten sein! und außerdem war es auch durchaus nicht so klar, wie die Fabianen jetzt gewünscht hätte, um einen vollen Einblick in die ganze Schändlichkeit zu tun.

Von der Kummerfelden sah sie nur, daß sie sich vom Allerheiligsten zum Kolonel herabbog, aber sie konnte eigentlich nur die Haube mit der blaßrosa Schleife sehen. Aber wie sie sprach, die Kummerfelden, das ging der Fabianen doch durch Mark und Bein — so niederträchtig verliebt! diese alte, einst so brave Frau. Und jetzt, allmächtiger Gott! jetzt stieg der Kolonel zum Allerheiligsten hinauf; aber wie stieg er denn? Das waren ja doch ganz bequeme Stufen. Und die Fabianen sah jetzt gerade nur die Beine des Kolonels, und die machten die wunderlichsten Anstalten. Er hob sie ungeheuer hoch in die Höhe und trat auf einige Stufen mehreremal, und jetzt sah auch die Fabianen, daß er einen Strick hatte, der oben im Allerheiligsten irgendwo angebunden sein mußte und an dem er sich hinaufzog. „Was war denn das! um Himmels willen!"

Hätte die Fabianen eine Ahnung von der Balkonszene gehabt, wäre ihr vielleicht ein Licht aufgegangen, aber in dergleichen Dingen war sie völlig unschuldig, und die paar Worte, die sie selbst als Romeo gelesen, waren spurlos an ihr vorübergegangen und hatten sie auf nichts weiter schließen lassen.

Jetzt war der Kolonel aber oben, und, wie die Fabianen deutlich sehen konnte, in den Armen der Kummerfelden. Er hockte vor ihr und sie war über ihn gebeugt und hielt ihn umschlungen, und ohne die einzelnen Worte verstehen zu können, hörte die Fabianen, wie sie wie die Verrückten miteinander sprachen, mit einem Feuer — großer Gott, daß so eine alte Frau noch so viel Feuer haben konnte, das war ja schauderhaft, und auch der niederträchtige, abgelederte Franzose; aber die Mannsleute, das ist was andres, die können nie ein Ende

finden, und dürres Holz fängt leicht Feuer. Aber die Kummerfelden! Ihre alte Kummerfelden, die ausgezeichnete Frau, die Lehrmeisterin so vieler unschuldiger Mädchen! Und wie hatte sie immer zu der Kummerfelden aufgeblickt! Und wie war es immer gemütlich bei der Kummerfelden gewesen! Und jetzt — diese Verworfenheit, diese miserable Geschichte! Die Fabianen war außer sich: „Da glaub' einer noch an die Menschen!"

Sie konnte nicht mehr durch das Löchelchen schauen — „um die Welt nicht". Mit einem Krach richtete sie sich aus ihrer langen Erstarrung auf, worauf auf ihrem Rücken ein wahres Schneegeschiebe entstand.

Wie vernichtet blieb sie stehen. Solche Schlechtigkeit in ihrer allernächsten Nähe, ausgeübt von einer Person, die ihr so hoch und heilig gestanden hatte wie die Kummerfelden!

Ganz gebrochen und langsam stapfte das große Weib heimwärts wie ein wandelnder Schneemann. Auf ihrer Pelzhaube hatte der Schnee sich zu einer sonderbaren Spitze angehäuft, und zwischen den Loriumschlingungen waren ganze Schneefelder. Von diesem Tage an wollte sie mit keinem Schritt wieder über die Schwelle des Entenfanges treten. Und es schien ihr, als hätte sie eine trauliche Heimat verloren.

Die Kummerfelden und der Kolonel aber trieben mit viel Glück das Spiel weiter. Und der Kummerfelden war es, als atme sie nach langem, hartem Winter endlich wieder Frühlingsluft.

Der Weihnachtsabend war herangebrochen. In dem in Schnee gehüllten Städtchen war ein eifriges Treiben, zwischen den hohen Schneewällen drängten sich die Leute. Die Pfefferkuchenbuden auf dem Markt wurden gewaltig in Anspruch genommen, und wie Ameisen zogen die in Pelz und

Mäntel eingewickelten Weimaraner mit Pfefferkuchenherzen und -reitern und Pfefferscheiben heim, und aus allen Häusern roch es nach Schüttchen. Warme, duftende Luftströme begegneten den eilenden Leuten mitten in der Kälte und ließen sie wohlgefällig aufatmen. Kleine Moospyramiden, um die her Wollschäfchen standen, wurden zum Verkauf ausgeboten, und Krippen und Gärtchen mit Hirten und Herde, denn damals vertrat bei den meisten Leuten noch das Moospyramidchen mit Lichtern besteckt den Tannenbaum. Und es war auch hübsch, so eine kleine Pyramide, die sprach auch zum Herzen.

Da gab es ganz winzige kleine für ein einziges Lichtchen und wieder große, für zwanzig, dreißig. Und kleine Zuckerkringel hingen die Leute auch daran. Der Weihnachtsengel stand auf ganz großen Pyramiden oben auf der Spitze, und um den Fuß dieser grünen Pyramiden sah man die heilige Familie mit Ochs und Eselein.

In jedem Haus gab's Karpfen und vorher Heringssalat.

Weihnachtsabend ist immer und zu jeder Zeit im alten Weimar ein Herzensfest gewesen, bei dem es den Leuten im harten Winter fröhlich zumute wurde.

Und wenn sie das Weihnachtslied vom Turme bliesen, das hat noch jedem Weimaraner tief in der Seele geklungen, freudig, hoffnungsvoll, glückselig oder wehmütig zum Hinsterben, wenn es in Einsamkeit und schmerzliches Erinnern hineinklang.

Als diesmal die Töne des Weihnachtsliedes wieder über die beschneiten Dächer kamen, trafen sie, wie schon gar oft, im Entenfang das einsame Herz eines guten kleinen Weibes, die brav und voller Güte und Liebenswürdigkeit mit den Dingen fertig geworden war, die das harte Leben uns Sterblichen auferlegt, und nun einsam saß mit dem schwarzen Buch in der Hand, das seinen Platz in dem seidenen Beutel über ihrem Bett hatte.

Und das meiste, was in diesem abgegriffenen Buche stand, ging sie blutwenig mehr an, Lob- und Danklieder, Hochzeitslieder und -gebete, Gebete bei und nach der Geburt eines Kindleins, Erntegebete und Gebete gegen Teufelsanfechtung für Jungfrauen und Jünglinge, Tauflieder und -gebete, Konfirmationsgebete — all diese Dinge gingen sie nichts mehr an. Nur zwischen den Seiten, in denen die Sterbelieder und Gebete wider bösen schnellen Tod standen, lag noch eine dicke Schnur. Und gar vieles war in dem schwarzen Buch gar nicht benannt worden, mit dem sie überdies noch hatte fertig werden müssen. Da standen keine Gebete beim Herannahen des bösen Alters zu beten, keine Trostgebete für das Entschwinden der lieben guten Jugend, keine Gebete und Lieder für die Not, wenn das Herz noch jung und freudig ist und der Leib welk und alt, keine Gebete für die Dämmerstunde, wenn die lieben versunkenen Gestalten uns heimsuchen und das Herz vor Sehnsucht nach ihnen brechen möchte. Deshalb ließ die Kummerfelden auch das Buch zugeklappt und hielt es nur in der Hand, und neben ihr lagen in einem Kästchen vergilbte Briefe — Liebesbriefe ihres früh verstorbenen Mannes, die las sie immer am Weihnachtsheiligenabend. Und auf den Briefen zuoberst ringelte sich ein blondes Löckchen mit einem rosaseidenen Faden umbunden — Kinderhärchen — das kleine Weib hatte auch ihr Söhnchen, ihr einziges, verlieren müssen.

Und so lagen in dem Kasten die traurigen, armseligen Schätze, die das Leben ihr eingebracht hatte, beisammen, und sie selbst saß als demütige Dienerin ihres Herrgottes und hatte keine Klage auf den Lippen, keine Bitternis im Herzen. Ihre Hand fuhr wie liebkosend über die gelben Briefe hin — und draußen klang das Weihnachtslied vom Turme.

Oben bei dem Franzosen sah es zu dieser Stunde weniger friedlich aus. Der Kolonel hatte zur ehrwürdigen Feier ein wirkliches und wahrhaftiges civet de lièvre zusammengebraut aus einem wirklichen und wahrhaftigen Hasen mit langen Ohren und einem kurzen Schwanz. Er war ganz Eifer und hatte alle Hände voll zu tun. Dazu kam noch, daß seine Frau seit Tagen schon stark verschnupft war und sich auch bei ihr ein Schnupfenfieberchen eingestellt hatte, was bei dem harten kalten Winter nicht zu verwundern war. Das gab aber dem guten Kolonel seit Tagen schon Veranlassung, eine Tisane nach der andern zu brauen.

Die Frau mußte zu Bett liegen und trinken und schlucken ohne alles Erbarmen, sie mochte nun wollen oder nicht; und er braute unglaubliche Sachen, um ihr, wie er sagte, möglich zu machen, daß sie mit Genuß das civet de lièvre zu sich nehmen zu können.

Alle Stunden kam er mit etwas anderm, und im Entenfang roch es wie in einer Apotheke zur Zeit einer Epidemie.

Die kleine Frau hatte ihren Gemahl schon unter Tränen gebeten, sie zu verschonen. Aber er sagte immer dasselbe: „Wenn getrunken sein muß, muß getrunken sein. Da ist nichts su sagen. Was willst du? Leben oder sterben? Willst du sterben un mich armen Pips allein lassen, du?"

Daraufhin trank sie immer wieder und sagte dann: „Nu is aber genug, Pips, weißt de, ich kann wirklich nich mehr, mei Magen tut mir weh."

„Der Magen, sagst du? Wo denn? Wie denn? Der Magen muß nich weh tun, chérie, der muß nich." Und der Kolonel, den seine Frau „Pips" nannte, ging, um eine Tisane für den Magen zusammenzubrauen.

So trieb er's schon seit Tagen, und die arme Frau litt wirklich, eine Tisane hatte ihr auch schon übel mitgespielt, was den Kolonel in außerordentliche Aufregung versetzte und

ihm die Idee zu einer ganz neuen Art Tisane einbrachte, um ihr zu helfen.

„Mein Gott, in deine Hände, Pips, das halte ich nicht mehr aus!“ hatte sie schluchzend gerufen, als ihr Herr und Meister schon wieder mit etwas Neuem dastand. Aber was half das, Pips dokterte nun einmal dämonisch gern und hatte so wie so nach Gottes Anordnung die Oberherrschaft über sein eheliches Gemahl.

Und so wiederholte sich noch ein paarmal die Tisanekocherei, bis die gute Frau sich wieder einmal nach einer Tisane, mit Erlaubnis zu sagen, erbrechen mußte, da drehte sie das Gesicht endlich zur Wand und sagte mit matter Stimme: „Pips, wenn's so fortgeht, da muß ich eben sterben.“

Und von diesem Augenblick an sprach sie keine Silbe mehr. Als Pips an ihrem Bette stand und sie anredete, gab sie keine Antwort, und als er flehte und jammerte und sie an der Schulter rüttelte, gab sie nur so eine Art schnappenden, quakenden Ton von sich, der den armen Kolonel außerordentlich erschreckte.

Er lief wie besessen im Zimmer umher und wußte gar nicht, was beginnen vor Aufregung. Das civet de lièvre, das immer noch schmorte, wollte er doch auch nicht anbrennen lassen, und eine Tisane wollte er doch auch in Vorrat brauen, wenn chérie wieder zu sich kommen würde, und nach chérie, die immer noch mit dem Gesicht der Wand zugekehrt lag, mußte er doch jeden Augenblick sehen.

„Was soll ich nur machen, chérie, was soll ich nur machen?“ frug er in verzweifelten Tönen, wenn er am Fußende des Bettes stand, aber chérie antwortete nicht. Da zischte gerade der Hase oder eine Tisane, und er stürzte wie ein Besessener zum Ofen und wirtschaftete und rasselte und wütete und kam mit eingeschmierten schwarzen

Fingern wieder an das Bett seiner Frau und jammerte und rüttelte sie.

Wäre die Fabianen dabei gewesen, würde sie gewiß gesagt haben: „Ein unsinniges Tier so 'n Franzos!"

Und mit einemmal fing er an, seiner Madame Liebesbezeichnungen zu geben, nannte sie mit lauter französischen Gemüsen und Obsten, das Leckermaul. Chérie hatte ganz recht gehabt. Unter Tränen rief er laut und verzweifelt: „O mon choufleur! mon laitue, ma petite poulette!" dazwischen: „O mein Reinette à côte." Das ist eine Reinette mit sehr schmalen Wangen. Ein Schmeichelname, den er wahrscheinlich für eine Halbtote passend hielt. Dann kamen verschiedene Gemüse daran und seine Lieblingsspeisen. Dann stürzte er wieder wie verzweifelt, in Tränen gebadet, über das Bett hin und rüttelte und schüttelte sie: „Nich sterb, nich sterb," rief er flehentlich, „o — o — o, mon laitue!"

Das civet de lièvre machte sich bemerkbar, und der arme Kolonel stürzte wieder an den Ofen zurück und rasselte und rührte und schleckte. Dazwischen murmelte er immer allerlei.

Wie hingeschossen lag er dann vor dem Bette seiner Frau, so ging es unausgesetzt — und chérie rührte sich nicht.

Da kniete er vor ihr nieder und preßte ihre Hände: „Da bett doch wenigstens, du Monstre, wie willst du denn sur Säligkeit kommen. Was denkst du denn, das le bon Dieu is sufrieden, wenn du stirbst un nix sagst. Das sprichst du eben mit mir. Das muß sein, chérie." Und nun faltete er die Hände und sprach ein Sterbegebet. „Ich habe es selbst susammengestellt, es is gut", sagte er. „O, mon Dieu, pardonnez-moi si je Vous ai méconnu jusqu'ici; désormais je veux appartenir à vous, pour le temps et pour l'éternité. Das is gut, chérie, bett nur, sag nur was!" rief er verzweifelt. „Wenn du nix sagst, chérie, wozu willst du in die Höll gehen? Bett nur, bett nur, chérie." Gerade

wie seine Tisanen vordem, bot er ihr jetzt seine Gebete an, aber sie sagte kein Sterbenswörtchen.

„O, mon Dieu, pardonnez-moi si je Vous ai méconnu jusqu'ici —." Dabei wirtschaftete er irgend etwas wieder am Ofen und schielte zu seiner Frau, rückte das civet de lièvre aus der Glut und benagte ein Knöchelchen. „O c'est bon, chérie," rief er unter Tränen, und dann mit vollem Munde ging es wieder zum Sterbegebet über: „désormais je veux appartenir à Vous pour le temps et pour l'éternité."

Jetzt rückte er das civet de lièvre ganz vom Ofen weg, denn es war vollständig gar.

„Ich werde ganz swack, ich muß mich ein bißchen niederlegen." Und er legte sich. „Chérie," sagte er und rüttelte sie, „chérie, du hast doch nich kalt — nich wahr, chérie?"

Da stieß chérie einen ganz merkwürdigen Ton aus, der wie ein Röcheln oder ein ersticktes Lachen klang, so etwas Ähnliches.

„Schauderhaft", sagte der Kolonel, und streckte sich vollends nieder.

Für eine kurze Weile war jetzt vollkommene Stille im Zimmer, das Talglicht brannte trüb, denn der Kolonel hatte es den ganzen Abend nicht geschneuzt, und im Ofen brodelte wehmütig eine Tisane.

Da mit einemmal sprang der Kolonel mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett und stöhnte und fuhr sich in die Haare.

„Chérie, mais, chérie! Gottes willen sterb nich! Sie werden sagen, daß ich dich vergiftet habe, chérie! les monstres!" Er fuhr sich in Verzweiflung in die weichen, dünnen Haare. „Was su tun? O les monstres, les monstres!"

Mit großen Schritten lief er im Zimmer auf und ab und fror an seinen langen, nackten Beinen.

„Chérie, Fraumensch! Sterb doch nich!" rief er schluch-

zend und warf sich am Bett nieder und rüttelte sie, wobei sie wieder einen so eigentümlichen Ton ausstieß.

„Schauderhaft, chérie! Schauderhaft! Tu das nich, laß dein armes Pips nich einspirren! Man wird dich aufsneiden, chérie, un sehen, was du en dedans hast, wenn du jetzt sterbst."

Das sagte er ihr, um sie wahrscheinlich vom Sterben abzuschrecken. „Siehst du, un dann wird der Pips eingespirrt, denn wer kann wissen, wie die Tisane all miteinander in dein Leib susammengekommen sin, un wie sie miteinander darin aussehen. Sterb nich, Fraumensch!" jammerte er.

Die Angst vor dem Eingesperrtwerden überstieg offenbar bei dem armen Kolonel alles andre, denn mit einemmal sprang er auf, raffte vom Tisch und von der Kommode und vom Fensterbrett einen ganzen Arm voll Düten und Büchsen und Gläsern zusammen und rannte im Hemd, wie er war, und in nackten, langen Beinen zur Tür hinaus wie der Blitz.

Und als er in ein paar Sätzen unten angekommen war, riß er der Kummerfelden ihre Tür auf und stand dem ganz in Erinnerungen versunkenen kleinen Weibe, das eine stille, gottergebene Weihnachtsfeier hielt, in seiner skandalösen hemdenen Gestalt mit langen, nackten Beinen gegenüber. Und die Kummerfelden schaute auf ihn so erstarrt wie auf einen bösen Geist. Sie war ganz bewegungslos vor Entsetzen und konnte kein Wort hervorbringen, aber die Augen traten ihr fast aus den Höhlen.

„In Jesu Namen!" sagte sie endlich mit wackeliger Stimme.

Der Kolonel aber hatte, ohne auf sie zu achten, in seinen Düten gewirtschaftet und hielt ihr jetzt, ohne im geringsten seine höchst zweifelhafte Erscheinung in Rechnung zu ziehen, zwei Tisanendüten vor die Nase.

„Riechen! Riechen, Madame!" rief er außer sich, „lauter

gute Sach! lauter gute Tisane, so gesund —" Und wieder nahm er zwei andre Düten und hielt sie der Kummerfelden vor die Nase: „So gute Sach, aber Madame oben is daran gestorben! Man wird mir einspirren, mir arme Pips!" rief er schluchzend.

Jetzt hatte die Kummerfelden ihre Beweglichkeit wieder. „Ja, du großer allmächtiger Gott!" rief sie. „Was sagen Sie denn da! Jesus, Jesus!" Die Kummerfelden war aufgestanden und hielt sich mit zitternden Händen an der Tischplatte.

„Daß chérie tot ist!" schrie der Kolonel und wirtschaftete in seinen Tüten und roch selbst daran.

„Tot!" rief die Kummerfelden ganz verwirrt.

„Ja," bestätigte schluchzend der Kolonel, „beinah tot!" Das fiel ihm eben erst wieder ein, daß sie ja noch nicht ganz tot sei.

„Ja, was reden Sie denn da?" rief die Kummerfelden, „tot ist doch was andres wie beinahe tot. Und wie sehen Sie denn aus?" — die Kummerfelden vermied es, ihn anzusehen — „das ist ja ein Skandal!"

„Jawohl, ein Skandal!" rief der Kolonel wütend, „wenn die Frau tot is, da denkt man nicht an so was. Sie — Sie haben ja auch ein Hemd an unter Ihre geblümte Kleid — Sie, das is menscherlich — da is gar nix su ach — ach — ach — un su o — o — o! Und die monstres, die Leut, werden sagen: ‚chérie is gestorben an Tisane.' Sie werden chérie aufschneiden — und ich werd eingespirrt, ich!" Das sagte er mit großer Bestimmtheit.

In diesem Augenblick schellte es an der Haustürklingel so fürchterlich, so wütend, so herzzerreißend.

Draußen stand die Fabianen ganz desperat, wutschnaubend und verzweifelt. Sie hatte doch nicht umhin gekonnt, den Weihnachtsheiligenabend nach ihrer alten Kameradin,

der verkommenen Seele einmal zu schauen, wenn auch nur wieder durch ein Löchelchen im gefrorenen Fenster, denn so bald konnte sie es nicht über das Herz bringen trotz aller Sehnsucht, die Schwelle der Kummerfelden wieder zu überschreiten.

Nein, nach dem, was sie gesehen, war ihr das Bild der alten Frau ganz gewaltig getrübt, und sie vermochte nur mit tiefstem Schmerz an sie zu denken, und bewahrte in ihrem Herzen das Geheimnis, was die Kummerfelden nach der Nähstunde hinter den gefrorenen Fenstern im Entenfang trieb. Und als sie diesmal wieder im tiefen Schnee ein Löchelchen in der Eiskruste am Fenster gefunden hatte, war sie zu einer schönen Bescherung gekommen, da mußte sie draußen in der Kälte vor dem gefrorenen Fenster erröten wie ein Backofen. Es trieb ihr ordentlich den Schweiß. So ein Schamgefühl hatte sie ihr Lebtag noch nicht gehabt, und sie stürzte zur Klingel und läutete in ihrer sittlichen schmerzlichen Empörung Feuer in ihrer großen Scham über die Entartung der Kummerfelden. Und die Kummerfelden, die mit einemmal von allen Seiten bedrängt wurde, trippelte zitternd hinaus, um zu sehen, was es gäbe, und ließ den Hemdenmatz mit seinen Düten ganz bestürzt im Zimmer zurück und stand im Augenblick darauf der Fabianen gegenüber, von der sie wie von einer großen Riesenkatze angepustet wurde und die sie beim Hereinkommen mit Millionen Eiskristallen überstäubte.

„Wo ist er denn? Wo ist er denn?" rief die Fabianen mit der Stimme eines strafenden Propheten und überrannte die Kummerfelden fast, die gar nicht wußte, was um Himmels willen sie denken sollte.

Die Fabianen stürzte ins Zimmer wie eine Lokomotive, die es freilich damals noch nicht gab, und pustete und brauste und zischte, und kein Mensch konnte bei diesem Riesenlärm, den sie machte, zu Worte kommen. Niemand verstand einander,

so donnerte die Fabianen in ihrem unwiderstehlichen Lauf der Gefühle, und so schnatterte Pips, der Kolonel, und sprang im Hemde wie ein Narr umher und wollte mitten im Weltuntergang die beiden Weiber durchaus an den Tisanen riechen lassen.

Und um das unverständliche Durcheinander im Entenfang voll zu machen, da kamen noch zwei durch den Schnee dem Entenfang zu angetappt, zwei glückselige Kreaturen in voller Weihnachtsfreude, und dufteten nach Pfefferkuchen, und den Karpfen hatten sie daheim in der Wünschengasse schon längst gegessen und Wein hatten sie getrunken, und mit den drei Freunden Budang, Ernst von Schiller und Franz Horny waren sie in den Straßen herumgelaufen unter Weihnachtsgeläut und hatten den Leuten in die Fenster geschaut und gesehen, wie die Pyramidchen, die großen und die winzigen, gebrannt haben, und eine Bescherung hatten sie bekommen, grüne Schuh und diesmal rosa Schürzenbänder dazu und Gingham zu ein paar Hauskleidern und Pfefferkuchen und Nüsse und ein klein winziges Bäumchen mit einem goldenen Engel auf der Spitze, und Röse war auch noch bei Kesselrings oben auf dem Turm gewesen und hatte auch da oben alle Weihnachtsherrlichkeit ausgekostet und vom Turm geblasen, in den Schnee hinaus und über die beschneiten Dächer hin, und jetzt kamen sie zu guter Letzt, um der Kummerfelden ihr Weihnachten zu bringen, ein kleines Pyramidchen mit fünf Wachslichtern und ein selbstgebackenes Schüttchen. Sie hatten dies Jahr zum allererstenmal die Schüttchen selbst gebacken, hatten mit Wonne bis an die Ellbogen im Teig gesteckt und die Rosinen und den Zitronat sich über die Arme schütten lassen. Die Schüttchen waren übrigens exzellent geraten. Und so brachten sie eins im vollen Stolze mitsamt dem Pyramidchen angetragen.

Wie sie vor dem Entenfang standen, hörten sie ein großes Gelärm und fanden die Tür offen.

„Ja du meine Güte, was ist denn da los! Da hat ja wohl der Franzos das ganze Haus auf den Kopf gestellt", meinte Röse.

„Ach du, wenn er nur der Kummerfelden nichts zuleide getan hat", sagte Marie, die das Schüttchen trug und sich ängstlich an Röse andrängte.

Verzagt traten sie vollends ein und standen mitten im Weltuntergang, der sich im Entenfang abspielte.

Die Fabianen schrie wild auf, als sie die unschuldigen Mädchen sah, und stellte sich wie eine spanische Wand vor den Kolonel mit ausgebreiteten Röcken.

„Da steht ja der Franzos ganz ausgezogen!" sagte Röse betreten zu Marie, die mit offenem Munde dastand.

Und jetzt zum erstenmal, bei der augenblicklichen Unterbrechung des Riesenlärmes, den der Kolonel und die Fabianen zusammen machten, hörte man das Altweiberstimmchen der Kummerfelden: „Über uns liegt eine todkranke Frau, da nehmt doch Vernunft an!"

„Jawohl, jawohl," rief der Franzose, „chérie ist nun tot!" und dabei schluchzte er wieder. „Un Sie verrücktes Frausmensch" — er blickte giftig auf die Fabianen — „Sie mit Ihre wütendes Geschrei — Sie — Sie — Sie werde nun eingespirrt — eingestocht!" rief er triumphierend. „Das hat chérie vollends tot gemacht — nicht die Tisanen — Madame Kummerfelden hat daran gerochen, sie sind gut, die Tisanen, hat sie gesagt, daran stirbt keine Menschenseele, die sin gesund; auch wenn eins viele Tisane susammen trinkt, hat sie gesagt."

Davon war freilich kein Wort wahr, aber was schadete das in dem großen Wirrwarr, in dem so wie so längst niemand mehr etwas verstand.

„Oben liegt eine Todkranke auch noch! Das ist ja allerliebst!" tobte die Fabianen. „Kummerfelden, du verdorbene Seele."

„Ja, was hast du denn nur, Fabianen, da nimm doch endlich Vernunft an. Der Mann da" — „Kolonel" konnte die Kummerfelden den miserablen Hemdenmatz unmöglich titulieren — „ist gekommen, um mich zu seiner todkranken Frau zu holen, und du hältst ihn da auf und lärmst — mein Gott ja, er ist ja im Hemd, aber so in der Todesangst, da denkt der Mensch eben an nichts. Jetzt kommt 'nauf, damit wir sehen, was mit der armen Frau ist."

Die Kummerfelden trippelte flink jetzt zur Tür hinaus, und als sie auf der Treppe war und der Franzose hinter ihr und dann in einem Zug die Fabianen und die Ratsmädel, beorderte sie den Kolonel, rasch hinaufzuspringen und sich irgend was umzuhängen, etwa ein Bettuch, oder was er am schnellsten zur Hand hätte.

Sie wendeten sich alle um und der Franzose sprang die Treppe hinauf.

Dieser Anordnung der Kummerfelden konnte die Fabianen ihre Bewunderung nicht versagen. Und sie meinte, daß in der Kummerfelden doch noch nicht alles weibliche Anstandsgefühl untergegangen wäre.

Als oben aber die Tür geöffnet war, da ertönte ein Schrei, den der Franzose ausgestoßen hatte, ein ganz entsetzlicher Schrei, der allen das Blut erstarren ließ, so daß sie sich nicht vor- und nicht rückwärts getrauten.

Aber schließlich faßte die Kummerfelden Mut und tappte die Treppe hinauf. Und jetzt standen sie alle vor der offenen Tür, das Talglicht brannte hell im Zimmer, denn es war geschnenzt.

Und nun schauten sie alle miteinander hinein. Da sahen sie chérie auf dem Bettrand sitzen, vollkommen angezogen, nur in einen Strumpf schlüpfte sie noch eben, und lachte in sich hinein, daß die ganze Person zitterte, und lachte jetzt ganz laut, als wollte sie sich vor Lachen ausschütten, und der

Kolonel stand wie eine Bildsäule, immer noch mit den Tisanendütchen im Arm, und hatte nichts umgehängt und starrte auf chérie.

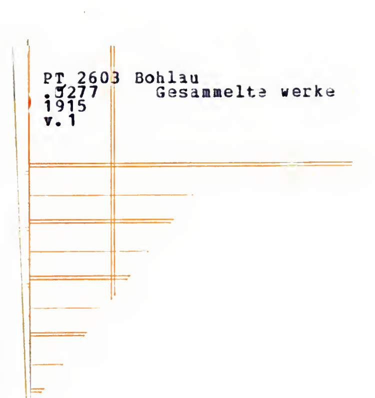
„Ach Gott, ach Gott, ach Gott, was der geglaubt hat!" kicherte chérie. „Ach Pips!" und war nun auch vollends im Strumpfe.

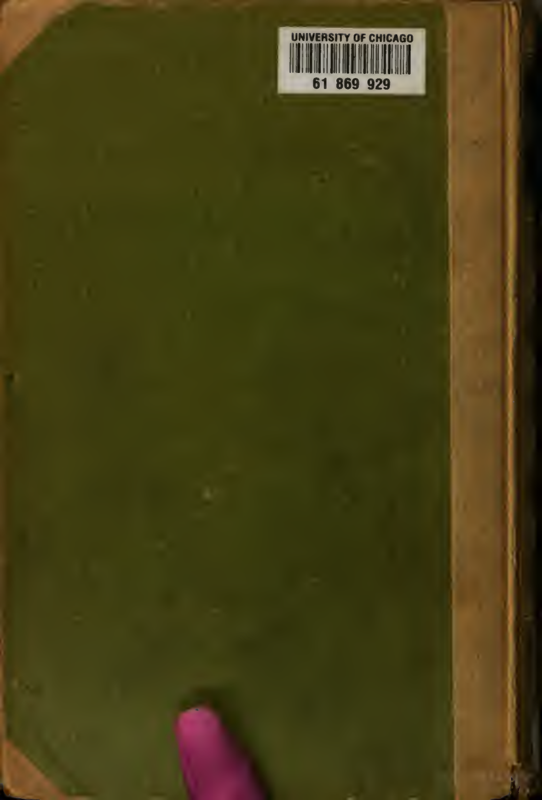
„Monstre!" schrie der Kolonel, „Monstre!" Und die beiden Ratsmädchen, die für alle Art toller Streiche ein ahnungsvolles Verständnis hatten, fingen zuerst an zu lachen, — und alles klärte sich wundervoll und sehr erbaulich auf.

Ullstein & Co



Berlin SW 68


PT 2603 Bohlau
.O277 Gesammelte werke
1915
v. 1


UNIVERSITY OF CHICAGO
61 869 929